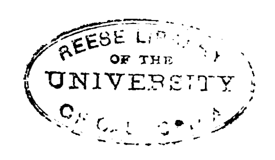


GIEBT ES LAUTGESETZE?

VON

E. WECHSSLER



HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
1900

SONDERABZUG AUS: FORSCHUNGEN ZUR ROMANISCHEN PHILOLOGIE
FESTGABE FÜR HERMANN SUCHIER

Inhaltsverzeichnis.

GIEBT ES LAUTGESETZE?

„Mir schwebt eine romanische oder irgend welche andere Lautgeschichte in der Luft, die nicht auf einer Lehre vom Lautwandel im Allgemeinen fusst.“
Hugo Schuchardt, Lbl. g. r. Ph. XIII, Sp. 312.

Der im Jahre 1876 entbrannte und besonders seit Mitte der achtziger Jahre lebhaft ausgefochtene Kampf um die Lautgesetze ist heute zur Ruhe gekommen. Nur verhältnismässig selten wird neuerdings noch das Wort in dieser Frage ergriffen. Das Ergebnis aber der langen Debatten erscheint merkwürdig genug. In der Praxis haben sich die Lautgesetze jedenfalls bewährt: niemand möchte mehr auf ihre Anwendung verzichten, niemand will heute ohne triftigen Grund Ausnahmen von einer sonst beobachteten phonetischen Veränderung zugelassen wissen. Gegen die Theorie jedoch haben die Gegner schwerwiegende Einwände vorgebracht, welche nicht immer widerlegt worden sind, und sie wird heute nicht mehr mit demselben Nachdruck verteidigt wie früher: manchen Gelehrten gilt sie als verlassener Posten. Grossenteils auch giebt man den Ausdruck „Lautgesetz“ preis und vertauscht ihn gegen andere, wie „Lautwechsel“ oder „Lautregel“, Bezeichnungen, die schwerlich besser sind und zu irrtümlicher Auslegung reichen Anlass bieten. Dieser Widerspruch zwischen dem Schicksal der Lehre und ihrer praktischen Anwendung ist nicht wenig geeignet, zu einer historischen Untersuchung des Problems einzuladen. Denn von vorn herein kann man sich des Verdachts nicht erwehren, dass hier mehr als Ein Missverständnis, sei es bei den Verteidigern, sei es bei den Gegnern, im Spiele gewesen ist. Die Fragen aber, um welche

es sich hier handelt, haben für die Entwicklung der neueren Sprachwissenschaft weittragende Bedeutung gehabt und werden auch künftig wohl noch lange im Mittelpunkt der Forschung stehen, so dass der Versuch einer geschichtlichen Darstellung nicht wertlos erscheint. Die folgende Abhandlung stellt sich diese Aufgabe. Ich habe mich dabei bemüht, nicht etwa bloss die historischen Thatsachen aneinanderzureihen, sondern dieselben in den Zusammenhang der sprachwissenschaftlichen Theorieen unseres Jahrhunderts zu stellen. Zu diesem Zweck jedoch war es unerlässlich, einige einleitende Paragraphen über das Wesen der Sprache überhaupt vorauszuschicken.

An diesen im wesentlichen referierenden Teil wird sich ein zweiter schliessen, worin auf Grund des gewonnenen Überblicks die Frage, ob es Lautgesetze giebt, aufs neue gestellt werden soll. Dies wird aber nicht in einer allgemeinen und deduktiven Betrachtung geschehen, sondern an einem konkreten Fall, und indem möglichst von beobachteten Thatsachen ausgegangen wird. Das Problem soll dahin formuliert werden: aus welchen Ursachen und in welcher Weise haben die Bewohner des Imperium Romanum den Lautbestand des ihnen von den römisch-italischen Kolonisten überlieferten Latein in Raum und Zeit derart abweichend reproduziert, dass sich daraus als schliessliches Resultat der Lautbestand der heutigen romanischen Sprachen ergab? Gelangen wir hier ans Ziel, so lässt sich die Lautgesetzfrage beantworten: wenigstens für diesen einen, der Prüfung besonders gut zugänglichen Fall und für die idg. Sprachen überhaupt.[1])

[1]) Es ist der notwendige, aber nicht immer genügend berücksichtigte Nachteil aller Induktion, dass man, sobald man von den untersuchten Fällen zur Verallgemeinerung übergeht, einen Sprung wagen muss. Unbedingt beweisend wirkt die Induktion zunächst nur für das untersuchte Objekt. Ich bemerke daher hier im Voraus, dass ich meinerseits nicht wagen möchte, das, was ich hier zu gewinnen versucht habe, weiter als für die indogermanischen Sprachen, die einigermassen in meinem Gesichtskreis lagen, zu verallgemeinern. Die übrigen Typen des menschlichen Sprachbaues, auch schon die semitischen Sprachen — sie sind mir alle nur aus Mistelis trefflichem Werke bekannt — scheinen mir in manchem so sehr abzuweichen, dass zu vermuten ist, die Lautgeschichte dieser Sprachen müsse in manchen Punkten anders als die indogermanische verlaufen sein. Insbesondere scheint dort das Wesen des Accents ein anderes zu sein, womit bereits ein massgebender Unterschied gegeben wäre.



Und ein zweites, vielumstrittenes Problem lässt sich auf diesem Wege der Lösung näher bringen: die Frage, ob es Mundarten giebt oder nicht. Hugo Schuchardt hat einmal die treffende Bemerkung gemacht, dass „die Sätze von der Absolutheit der Lautgesetze und der Klassifizierbarkeit der Mundarten“ unter sich in innerem Zusammenhang stehen (Litteraturblatt g. r. Philologie XIII, Sp. 304). Hier wie dort bildet den Kernpunkt die Frage nach den Ursachen der abweichenden Reproduktion der Laute: aus denselben Prämissen will ich versuchen, für beide Probleme eine Antwort zu gewinnen.

§ 1.
Die Sprache als Ausdrucksbewegung.

1. Um Wesen und Zweck der menschlichen Sprache festzustellen, dürfen wir dieselbe nicht als isolierte Erscheinung betrachten, sondern müssen sie mit analogen Thatsachen des Bewusstseins in eine Reihe stellen.[1]) Ganz allgemein wird die Sprache des Menschen dahin charakterisiert, dass wir sagen: sie ist sinnlich wahrnehmbarer (und zwar akustischer) Ausdruck psychischer Vorgänge (Bewusstseinsinhalte). Dieses ihr Grundwesen teilt die Sprache aber mit mannigfaltigen andern Phänomenen, die ebenfalls sinnlicher Ausdruck von Psychischem sind, z. B. Erröten und Erblassen, Lachen und Weinen, Mienen und Geberden. Man pflegt alle diese und ähnliche Thatsachen unter dem Namen „Ausdrucksbewegungen“ zusammenzufassen. Wollen wir diesen Begriff genauer bestimmen, so sagen wir: Ausdrucksbewegungen sind solche vom Gehirn (als dem Zentralorgan) aus durch die motorischen Nerven bewirkte (Muskel-) Bewegungen, aus denen ein Wesen ähnlicher Art bestimmte psychische Vorgänge zu erkennen vermag.[2]) Oft genug hat man daher die Bezeichnungen

---

[1]) Vergl. K. Stumpf, Zeitschrift für Philosophie 1876, S. 184: „Die Parallelisierung mit anderen möglichen und wirklichen Ausdrucksmitteln, worin das einzige Heil in unserer Frage liegt.“

[2]) W. Wundt, Phys. Psychologie II, S. 418 sagt: „Alle Bewegungen, welche einen Verkehr des Bewusstseins mit der Aussenwelt herstellen helfen, nennen wir Ausdrucksbewegungen ... Sobald eine Bewegung ein Zeichen innerer Zustände ist, welches von einem Wesen ähnlicher Art verstanden und möglicherweise beantwortet werden kann, wird sie damit zur Ausdrucksbewegung.“

„Sprache" und „Ausdrucksbewegung" promiscue verwendet;[1]) diesen störenden Sprachgebrauch aber thut man besser zu vermeiden.

Ausdrucksbewegungen in dem hier beschriebenen Sinne besitzen auch die höheren Tiere, und zwar in mehrfachen Arten. So wertvoll aber auch für den Psychologen diese Phänomene sind, so müssen sie naturgemäss ausserhalb dieser Betrachtung bleiben.[2])

Hier ist von Beginn an ein durchgreifender Unterschied festzustellen, der bei fast allen Arten dieser Erscheinungen begegnet. Sie geschehen entweder als Reflexbewegungen, d. h. als unmittelbare, ohne oder auch gegen den Willen hervortretende Ausserungen eines Erlebens; oder als Willensbewegungen, d. h. beabsichtigte Äusserungen zu dem Zweck, ein erlebtes erkennen zu lassen, oder aber ein thatsächlich vorhandenes zu verbergen, oder endlich ein nicht vorhandenes zu fingieren: diesem dreifachen Zweck, nicht bloss der Mitteilung, wie man meist angiebt, sondern ebensowohl der Lüge und Heuchelei, können die gewollten Ausdrucksbewegungen dienstbar gemacht werden. (Talleyrands bekannter Ausspruch ist, von diesem Gesichtspunkte betrachtet, nicht so paradox wie er zunächst erscheint.) Gemäss dieser Zweiteilung können wir von symptomatischen und symbolischen Ausdrucksbewegungen sprechen. Die erstere Bezeichnung leuchtet ohne weiteres ein. Die zweite fliesst aus dem Begriff des Symbols, das wir zu bestimmen haben als ein Wahrnehmbares an Stelle eines Nichtwahrnehmbaren (Psychischen oder für den betreffenden Sinn nicht Wahrnehmbaren) gesetzt, mit dem es durch Übereinkunft (Konvention)

---

[1]) Siehe Dodge, Motorische Wortvorstellungen S. 1: „Die Sprache im weitesten Sinne des Wortes umfasst alle die Äusserungen der tierischen Organismen, in denen geistige Zustände und Vorgänge durch Zeichen ausgedrückt werden. Man spricht von Tiersprachen, und bekennt, dass wir nicht a priori sagen können, es gebe eine niedrigste Grenze der Sprachfähigkeit in diesem Sinne. Im engeren Sinne bedeutet 'Sprache' nur die menschliche Sprache, das Mittel zum Ausdruck menschlicher Gedanken. Unvergleichlich reicher als die der Tiere umfasst sie Gebärden, Laute und Schrift in höchst verwickelten Formen."

[2]) Münsterberg, Aufgaben und Methoden der Psychologie 1891, S. 103: „Vielleicht ist die Aussendung von riechbaren oder schmeckbaren Stoffen oder ähnliches die wesentlichste Ausdrucksfunction mancher Tiere."

Über Ameisensprache vergl. Wundt, Menschen- und Tierseele[3] S. 390; dort weitere Litteratur.

assoziiert ist. Denn das Wesen aller willkürlichen Ausdrucksbewegungen, und so auch der Sprache, liegt allein darin, dass man eine sich und den andern geläufige, fest gewordene Äusserung vor dem Mitmenschen reproduziert, weil man weiss, dass er ebenfalls einen bestimmten Bewusstseinsinhalt mit der betreffenden Äusserung zu verknüpfen (assoziieren) pflegt. Man bezeichnet daher mit Recht solche Ausdrucksbewegungen, und mit ihnen die Sprache, als ein Symbolisieren von Bewusstseinsvorgängen.[1])

Wie aber, so haben wir nun zu fragen, vollzieht sich dieser Übergang von bloss symptomatischen zu symbolischen Ausdrucksbewegungen? Darauf ist die Antwort nicht schwer zu finden. Fassen wir eine bestimmte Gebärde ins Auge, z. B. das Schütteln des Kopfes, als Reflexbewegung des Widerwillens, und einen Reflexlaut des Abscheus, und denken wir uns dieselben innerhalb einer sozialen Gemeinschaft öfter reproduziert, so ergab sich für die Mitglieder dieser Gemeinschaft die einfache und leicht zu machende Erfahrung, dass mit einer ähnlich wiederkehrenden Gebärde oder einem ähnlichen Laut stets dieser selbe Bewusstseinsinhalt verknüpft war. Nun thaten einige, zunächst nur die begabteren, den kurzen Schritt, dass sie, um ein bestimmtes Erlebtes dem andern zu erkennen zu geben, mit Absicht die damit assoziierte Gebärde oder den betreffenden Laut als Willkürbewegung reproduzierten. Damit waren, sobald dieser Brauch allgemein wurde, symbolische, d. h. willensmässige Ausdrucksbewegungen geschaffen. Eine grössere, psychische Anstrengung war dazu nicht erforderlich: alles erklärt sich aus blosser Assoziationspsychologie und findet sich, dementsprechend, auch bei einigen Tieren.[2]) Und erleichtert wurde der Prozess überdies dadurch, dass die psychischen Vorgänge, um deren Mitteilung, bezw. Verbergung oder Fingierung es sich handelte, ursprünglich gewiss nur von der einfachsten Beschaffenheit und

---

[1]) Siehe Whitney, Leben der Sprache S. 16 und 19: „Sprache im einzelnen wie im ganzen ist zunächst und vor allem andern das Zeichen der Vorstellung, das Zeichen mit der dazu gehörenden Vorstellung.“ ... „Jedes Wort jeder menschlichen Sprache ist im eigentlichsten Sinne ein willkürliches und konventionelles Zeichen.“

[2]) Vgl. die Signale der Wachen bei weidendem Wild, z. B. bei den Gemsen. Siehe über die Assoziation der Tiere Wundts treffliche, klare Ausführungen in der „Menschen- und Tierseele [3].“

allen Gliedern der Gemeinschaft vertraut und gleichmässig geläufig waren.[1]) Sicher begann man nicht mit der Symbolisierung des abstrakten Denkens: dieses, wenn es auch von Anfang an vorhanden war, wurde erst allmählich symbolisiert.[2]) Auch schritt man, wie nachweisbar in aller Kulturentwicklung, vom Leichten zum Schwierigeren fort. Und wir wissen aus eigener Erfahrung, dass sich z. B. das wissenschaftliche Denken auch für uns heute nicht immer leicht in Worte kleiden lässt.[3])

Soviel war über den Grundunterschied symptomatischer und symbolischer Ausdrucksbewegungen vorauszuschicken. Nur das eine sei noch bemerkt, dass sich eine allmähliche Ausdehnung der letzteren auf Kosten der ersteren deutlich beobachten lässt,[4])

---

[1]) Stumpf, Zeitschr. f. Philos. 1876, S. 187: „Nicht dem Bedürfnis des Denkens an sich, sondern der gegenseitigen Mitteilung ist das Sprechen ursprünglich zu dienen bestimmt."

[2]) Vgl. B. Erdmann, Archiv 1897, S. 45—46: „Es ist gewiss richtig beobachtet, dass ein Wilder einer grösseren Anzahl, etwa der Stärke einer Herde sicher werden kann, obgleich die Sprache, die er redet, ihm kein Lautwort für eben diese Zahl zur Verfügung stellt. Die Entwicklung der Zahlworte geht der Ausbildung der Zahlvorstellungen so wenig parallel, wie die Formung etwa der Farbenworte der Mannigfaltigkeit der Farbenempfindungen."

Derselbe, Archiv 1896, S. 393: „Auch die abstrakten Gegenstände sind nicht an die Sprache gebunden. Das beweist schon die Entwicklung solcher Vorstellungen auf der ersten Sprachstufe. Dasselbe bekunden ihre Anfänge in den ersten Lebensmonaten des Kindes, sowie die Bedingungen des Ursprungs abstrakter Vorstellungen bei allen Tieren, denen Erinnerung zugeschrieben werden darf."

[3]) Aus diesem Gesichtspunkt dürfte im Grunde das vielerörterte Problem des Ursprungs der Sprache zu beurteilen sein: genauer gesagt die Frage, wie symptomatische Lautausdrucksbewegungen zu symbolischen ausgebildet worden sind. Das Problem selber entzieht sich aller Erfahrung. Zu beantworten bleibt dabei noch die allerdings nur sekundäre Frage, wie und woher sich der primitive Mensch das mannigfache Lautmaterial verschafft hat: denn die Reflexlaute allein scheinen zu dessen Erklärung nicht auszureichen. Wir haben hier noch weitere Quellen anzuerkennen. Die Rücksicht auf den Raum zwingt mich, einen darauf bezüglichen Abschnitt auszulassen; ablehnen aber muss ich die onomatopoetische Theorie, auch in der modifizierten Fassung, welche von Marty in seinem durch methodische Schärfe und Klarheit ausgezeichneten Buche gegeben worden ist. Es lassen sich eine Reihe schwerwiegender Einwendungen gegen diese Anschauung vorbringen, die mehr Schwierigkeiten schafft als beseitigt. (Vgl. Fick, Wörterbuch[2], Nachwort S. 930.)

[4]) Vgl. Marty, Ursprung der Sprache S. 34: „Psychische Zustände können unabhängig von Absicht und Gewohnheit mancherlei Bewegungen und auch

gemäss der in aller Kulturentwicklung mehr und mehr hervortretenden Wirksamkeit des Willens.

2. Fünf Arten menschlicher Ausdrucksbewegungen bieten sich der unterscheidenden Betrachtung. An erster Stelle sind die ursprünglichsten Äusserungen innerer Erregung zu nennen, wie Erröten und Erblassen, welche sich aus plötzlich erhöhter, bezw. gehemmter Thätigkeit des Herzmuskels erklären, Lachen und Weinen, Beben vor Freude und Zittern vor Angst und anderes mehr von dieser Art. Naturgemäss sind diese Ausdrucksbewegungen dem Willen am meisten entzogen: sie lassen sich, wie z. B. das Erröten, nur schwer aufhalten, und andererseits, wie z. B. das Lachen, nicht ohne Mühe absichtlich erzeugen. Diese erste Art tritt also fast ausnahmslos symptomatisch auf: wir können meist mit unbedingter Sicherheit auf einen entsprechenden Gemütsvorgang schliessen.[1])

Anders verhält es sich mit der nächsthöheren Stufe, dem Mienenspiel, genauer, den Ausdrucksbewegungen der Gesichtsmuskeln. Hier müssen wir lernen, uns zu beherrschen; ja es wird uns dies oft genug zur einfachen gesellschaftlichen Pflicht. Aber wir wissen aus Erfahrung, dass uns ein solcher Versuch nicht immer leicht wird, dass sich auch diese Art Äusserungen in manchen Fällen trotz aller Willensanstrengung nicht niederhalten lassen. Auch hier wird ein Fingieren, heitere Miene bei schwerer Sorge, oft unmöglich.[2])

Mehr vermag die Erziehung bei der dritten Art, die wir hier zu unterscheiden haben, den Gebärden, den Gesten des

---

speziell Lautäusserungen erzeugen, und diese treten bei verschiedenen und bei demselben Individuum um so mehr hervor, je niedriger die psychische Entwicklung ist, während sie durch die wachsende Bildung unterdrückt werden."

Ferner Wundt, Phys. Psychologie II, S. 419: „Alle Äusserungen der Gemütsbewegungen geschehen selbst beim Menschen [nicht nur beim Tier] im Anfang des Lebens unwillkürlich .... Allmählich erst werden einzelne Ausdrucksbewegungen durch den Willen gehemmt, andere hervorgebracht, die nicht durch einen zwingenden Trieb [reflektorisch] verursacht sind, und es entstehen auf diese Weise willkürliche Ausdrucksformen."

[1]) Vgl. Wundt, Essays S. 238; hier und im folgenden besonders Ch. Darwin, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren.

[2]) Vgl. Tylor, Anfänge der Kultur, S. 165: „Der sichtbare Ausdruck in den Gesichtszügen ist ein Anzeichen, welches uns den Gemütszustand des Redenden enthüllt, seine Empfindungen der Lust oder der Unlust, des Stolzes oder der Unterwürfigkeit, des Glaubens oder des Zweifels, und so fort."

Kopfes, der Arme, Hände, Füsse, wie des ganzen Körpers. Schliessliche Unterwerfung der Gebärden unter den Willen bildet ein wesentliches Merkmal des Kulturmenschen.[1]) Und in demselben Grade, wie wir uns von den mehr nur symptomatischen Ausdrucksbewegungen entfernen, nähern wir uns den symbolischen. Die Gebärden eignen sich schon für das Kind, wie für den primitiven Menschen, in hohem Masse zur Verwendung als Symbole, als konventionelle Zeichen.[2]) Hier zuerst erscheint uns etwas, was man in übertragenem Sinne als „Sprache" bezeichnen kann: man hört demgemäss oft von einer „Gebärdensprache" reden. Die Taubstummen vermögen sich damit in vortrefflicher Weise zu behelfen,[3]) und sogar der hörende Mensch

---

[1]) Vgl. Wundt, Phys. Psychologie II, S. 429: „Ursprünglich gehen die Gebärden ohne Zweifel, wie alle Ausdrucksbewegungen, aus Affekten hervor. Ein unwiderstehlicher Trieb zwingt uns, den Gemütsbewegungen Luft zu machen, wobei zugleich, wie bei jeder Triebäusserung, die eintretende Bewegung in einer mehr oder weniger deutlich erkennbaren Beziehung steht zu dem erregenden Eindruck. So wird die Vorstellung durch die Gebärde ausgedrückt, ohne dass ursprünglich notwendig eine besondere Absicht der Mitteilung im Spiele zu sein braucht. Aber der Mensch findet sich von Anfang an unter andern Menschen. Die Gebärde, die eine reine Affektäusserung ist, wird von gleichgearteten Wesen verstanden und so zum Hilfsmittel absichtlicher Mittheilung. Die anfängliche Triebbewegung geht in eine willkürliche Bewegung über, die zu dem Zweck hervorgebracht wird, Vorstellungen und Gefühle mitzuteilen an Andere."

[2]) Wundt, Ausdruck der Gemütsbewegungen, Essays S. 235. 236: „Während die Gefühle sich vorzugsweise in den mimischen Bewegungen des Angesichts kundgeben, spiegelt sich der Wechsel lebhafter Vorstellungen in den pantomimischen Bewegungen des ganzen Körpers, namentlich auch der Arme und Hände .... Einzelne solcher Gebärden sind konventionelle Ausdrucksmittel geworden, so unzweideutig wie die Worte der Sprache, die manchmal durch sie ersetzt werden. Um unsere Zustimmung auszudrücken, neigen wir das Haupt einem imaginären Gegenstande zu; zum Zeichen der Verneinung wenden wir es wiederholt von ihm ab. Als Ausdruck des Zweifels zucken wir die Achsel, als wollten wir uns abwechselnd einer Vorstellung zukehren und wieder von ihr wegkehren."

[3]) „Wundt, Essays S. 242 und 259: „Die Gebärde ist häufig zugleich Ausdruck eines Gedankens. Und gerade in dieser Absicht kann sich ihrer der Wille bemächtigen, um sie ähnlich der Sprache, zur Mittheilung und Verständigung zu verwenden. Bei dem normalen Menschen, der mit Gehör und infolgedessen mit Sprache begabt ist, steht freilich die Gebärde nur nebenbei oder aushilfsweise im Dienste der Gedankenmitteilung. Von der Bedeutung, die sie als Ausdrucksmittel unserer Vorstellungen gewinnen kann, bekommen wir erst eine Ahnung, wenn wir die Räume einer Taubstummenanstalt betreten

greift zu diesem Mittel bei fremden Völkern, deren Sprache ihm unbekannt ist, und lernt seinen Wert erkennen.[1]) Ja, auch noch als Ergänzung der eigentlichen Sprache leistet die Gebärde oft wesentliche Dienste.[2]) Das beobachten wir Deutsche vorzugsweise nur auf dem Theater. Aber bei südlichen Nationen mit lebhafterem Temperament lässt sich der Inhalt des Gesprächs oft vom Betrachter schon aus den begleitenden Gebärden annähernd erschliessen.

3. Nun erst gelangen wir zu der vierten Art von Ausdrucksbewegungen, derjenigen, welche durch ein Ausströmen der Luft aus der Stimmritze (Glottis), seltener durch Einatmen bewirkt werden. Und damit erst kommen wir auf unser Gebiet, die Sprache[3]) im eigentlichen Sinne des Worts. Der Unterschied symptomatischer und symbolischer Bewegungen besteht, wie nicht anders zu erwarten war, auch hier.[4]) Wir haben auf der einen Seite unwillkürliche Bewegungen, die Reflexlaute, Ausrufe der

---

und sehen, wie sich hier ein stummer und doch so beredter geistiger Austausch mit Hilfe von Gebärden entwickelt hat...... Die Gebärdensprache trägt alle wesentlichen Kennzeichen einer wirklichen, wenn auch unvollkommenen Sprache an sich. Der Taubstumme kann Willensentschlüsse kundgeben, Gegenstände beschreiben, Ereignisse erzählen." ... „Die Taubstummen sind lebendige, wenngleich stumm redende Zeugen für die Wahrheit, dass die Fähigkeit Sprache zu erzeugen, noch heute nicht unter den Menschen erloschen ist."

[1]) Wundt, Essays S. 259: „Auch der hörende Mensch greift, fast ohne sich dessen bewusst zu sein, zur Gebärde, wenn die Sprache, die er redet, für den andern stumm ist. Und je dauernder ein solcher Verkehr wird, um so mehr wächst die Fähigkeit der Mitteilung und des Verständnisses."

[2]) Philipp Wagner hat seiner trefflichen Untersuchung der Reutlinger Mundart S. 193. 194 einen Abschnitt über „Geste und Mimik" beigefügt. Er sagt zu Beginn: „Manche Gebärden sind stetige Begleiter gewisser Ausdrücke" und beschreibt dann eine Anzahl dieser Gebärden.

[3]) B. Erdmann, Archiv 1896, S. 363: „Das Wort 'Sprache' ist vieldeutig. Im weitesten Sinne genommen umfasst es die Laut- und die Schriftsprache mit Einschluss der Bedeutungsvorstellungen und ihrer Zusammenhänge, sowie die lautlosen Reproduktionen der Laut- und die analogen Reproduktionen der Schriftsprache mit ihren Bedeutungsbeziehungen. Im eigentlichen Sinn stellt es die Lautsprache und ihren Bedeutungszusammenhang als ein Ganzes dar."

[4]) Vgl. Wundt, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen, Essays S. 243: „Wir werden zu der Vermutung geführt, dass auch die Sprache, die wir reden, in ihrem Ursprung wohl nichts anderes ist, als eine natürliche Ausdrucksform innerer Seelenzustände durch äussere Bewegungen; dass sie, gleich den Mienen unseres Angesichts und den Gebärden unserer Hände, schliesslich beruht auf der inneren Wechselwirkung des inneren und des äusseren Menschen."

Überraschung, des Zorns oder irgend eines andern Affekts, auf der andern die konventionellen Lautgruppen, die im wesentlichen gleichmässig reproduziert werden und als feste phonetische Komplexe erscheinen. Die Laute der menschlichen Stimmritze eigneten sich, wie man leicht einsieht, am besten zu bleibenden Symbolen, mehr noch als die immerhin umständlichen und grösseren Kraftaufwand erfordernden Gebärden. Aus diesem zweckmässigeren Charakter der konventionellen Lautkomplexe erklärt sich zweierlei: einmal, dass die Gebärde als Symbol daneben nur mehr als Ergänzung gebraucht wird, und ferner, dass im Laufe der Kulturentwicklung auch die Reflexlaute mehr und mehr eingeschränkt wurden und sogar die Interjektionen, wie man in der Grammatik ihren letzten Überrest nennt, feste phonetische Einheit erhielten. Sobald man einmal den Gebrauch konventioneller d. h. fester Lautgruppen, mit denen man eine bestimmte Bedeutung verknüpft, gelernt und sich daran gewöhnt hatte, bildete man mit Sorgfalt dieses wichtigste Kulturmittel mehr und mehr aus. So entstand schliesslich zwischen dem Reflexlaut und dem konventionellen Laut ein scheinbar unüberbrückbarer Abstand, der den zweifellosen Ursprung des letzteren aus dem ersteren derart vergessen liess, dass man den willkürlichen Laut, freilich erst nachdem man ein grosses System aus ihm entwickelt hatte, durch den Namen „Sprache" auszeichnete und ihn überdies als „artikulierten" Laut vom „unartikulierten" scharf zu sondern suchte. Ein ursprünglicher Wesensunterschied aber besteht hier nicht, so wenig wie zwischen der reflektorischen und konventionellen Gebärde: die Scheidung ist dieselbe wie bei der Gebärde (und eventuell beim Mienenausdruck). Der Reflexlaut wird, wie die unwillkürliche Gebärde, immer neu, ohne ein bestimmtes Vorbild, erzeugt, so wie der Affekt ihn veranlasst. Der konventionelle Laut dagegen gleicht der symbolischen Gebärde darin, dass er einem bestimmten Muster nachgeahmt, mit andern Worten, dass er mit möglichster Genauigkeit reproduziert wird, auf Grund akustisch-motorischer Erinnerungsvorstellungen, beziehungsweise Gedächtnisresiduen, oder durch andere Associationshilfen. Während aber die Gebärde nur geringer Vervielfältigung und Spezialisierung fähig gemacht werden kann, besitzt der Mensch zur Lauterzeugung eine überaus reiche Zahl von Organen, ausser der Stimmritze, die den Luftstrom gewährt, Kehlraum, Mund- und Nasenhöhle,

Zäpfchen, Zunge und Lippen, die alle den Luftstrom mannigfach zu variieren geeignet sind. Dementsprechend ist die Zahl der dem Menschen zur Verfügung stehenden Laute so überaus mannigfaltig, dass in jeder Einzelsprache nur eine verhältnismässig beschränkte Anzahl in Dienst gestellt wird. Das sogenannte „artikulieren" nun besteht in nichts anderem als darin, dass aus den Einzellauten verhältnismässig komplizierte Gruppen gebildet werden, die man stets in derselben festen Aufeinanderfolge reproduziert.[1]) Geschieht es etwa, dass jemand aus irgend einem Grunde das Gehörte und Erlernte ungenau reproduziert, so sagt man von ihm, er „artikuliere" nicht mehr. Also hierin allein, und in nichts anderem, liegt die scheinbare Sonderstellung der „artikulierten Sprache" begründet. So viel sei hier über den Unterschied der symptomatischen und symbolischen Lautausdrucksbewegungen bemerkt. Wir sind dabei von dem heute thatsächlich gegebenen Nebeneinanderbestehen der beiden ausgegangen, ohne damit eine allseitige Lösung der Frage anstreben zu wollen, auf welchem Wege die symbolischen Lautausdrucksbewegungen aus den symptomatischen entwickelt worden sind.

Nachdem sich uns der anscheinend so singuläre Begriff der „artikulierten Sprache" auf den der genauen Reproduktion komplizierter phonetischer Erinnerungsbilder oder Gedächtnisresiduen reduziert hat, haben wir uns noch mit einem andern Begriff abzufinden, dem der Sprache als eines Organismus oder irgend sonstwie als selbständig gedachten Wesens. Man darf nie vergessen, dass die Sprache ausserhalb des Sprechenden überhaupt nicht existiert, ausser in der Schrift (Paul, Prinzipien[3] S. 25); diese aber, wie wir unten sehen werden, bedeutet nichts weiter als eine optische Symbolisierung der Lautausdrucksbewegungen. Wenn wir von einer Sprache als einem ausser uns gegebenen Objekte sprechen, so vollziehen wir damit eine blosse Abstraktion. Aber hüten müssen wir uns, von einem Leben der Sprache und ähnlichem zu reden: das ist poetische

---

[1]) Siehe A. Marty, Ursprung der Sprache S. 37: „Die Ausbildung der menschlichen Stimme zum artikulierten Sprechen ist ähnlich der Ausbildung der Fingerbeweglichkeit zum Klavierspiel; denn auch hier handelt es sich darum, eine Menge von Bewegungen, welche die Natur verschmolzen hat, durch Übung zu isolieren und gesondert festzuhalten, um sie in der Folge in mannigfach neuen Weisen kombinieren zu können." — Diese Ansicht ist, wie er mir mitteilt, auch diejenige meines Kollegen Bremer.



Metapher (siehe in A. Biese's Philosophie des Metaphorischen das Kapitel „über d. M. in der Wissenschaft") und gehört füglich nicht in eine sprachwissenschaftliche Betrachtung. Man ist aber oft genug weiter gegangen und hat von einem thatsächlich vorhandenen Sprachgenius oder einem Sprachgeist gesprochen und ihm allerlei Einwirkungen zugeschrieben. Dies vollends war der vollendete Animismus, der seine eigentliche Heimstätte in der Mythenbildung aller Völker und Zeiten hat. Diese Vorstellungen von einer mehr oder weniger deutlichen Personifikation und Beseelung der Sprache sind so fest eingewurzelt und mit dem Gebrauch des Wortes so verwachsen, dass man meines Erachtens besser thut, den Terminus „Sprache" möglichst zu vermeiden, wenigstens innerhalb der Sprachwissenschaft, und wie dies Bremer in seiner Phonetik thut, schlechthin vom „Sprechen" zu reden. Damit ist von vornherein jeder Metapher vorgebeugt und der wahre Sachverhalt ausgedrückt. Das Sprechen ist erstens eine psychophysische Funktion des menschlichen Körpers (so gut wie Klavierspielen, Tanzen, Schwimmen, Billardspielen, Akrobatenkunststücke und andere Fertigkeiten, die nicht bloss physische, sondern auch psychische Übung und Gewandtheit erfordern), und zweitens eine rein psychische Funktion, insofern Erinnerungsvorstellungen oder Gedächtnisresiduen reproduziert werden. Wir sagen damit nichts Neues.[1]) Schon Wilhelm von Humboldt, der verdienstvolle Begründer der neueren Sprachwissenschaft, hat diese Thatsache klar erkannt und ausgesprochen; nur dass manche seiner Nachfolger diese schlichte Wahrheit bald vergessen haben. Der genannte Gelehrte sagt in seinem noch heute unentbehrlichen Werk über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues (ed. Steinthal) S. 262: „Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wieder-

---

[1]) Das Sprechen ist keine 'Kunst', wie oft behauptet wird infolge einer Verwechslung von Fertigkeit und Kunst (vielleicht wegen des griechischen Wortes τέχνη, welches beide Bedeutungen in sich vereinigt).



holende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen."

Diese ἐνέργεια aber des Sprechens muss, so gut wie jede andere Fertigkeit, mühsam erlernt werden. Ihre Erwerbung bildet die erste, nicht hoch genug anzuschlagende, intellektuelle Aufgabe des Kindes. Und zwar ahmt das Kind zuerst nur das phonetische Lautbild nach, erst später lernt es die dazu gehörige Bedeutung, die Sachvorstellung, richtig damit verknüpfen.[1]) Sind aber erst einmal die Lautkomplexe sicher eingeübt, so dass die phonetische Reproduktion ohne besondere Überlegung und Mühe erfolgt und das Kind seine ganze Aufmerksamkeit auf den Bedeutungsinhalt seiner Rede zu richten vermag, dann tritt regelmässig die merkwürdige Erscheinung ein, dass die Lautkomplexe rein mechanisch oder, wie man auch sagt, automatisch wiedererzeugt werden.[2]) Der Sprechende braucht — und dies gilt von jeder, auch der schwierigsten Fertigkeit — seine Aufmerksamkeit nicht mehr dem zu Reproduzierenden zuzuwenden: er spricht „unbewusst"[3]) oder wie man hier mit einer weit besseren (ich verdanke diesen Hinweis meinem Kollegen Hermann Schwarz), weil

[1]) Diesen Vorgang beschreibt Hans Cornelius (Psychologie als Erfahrungswissensch. S. 62) folgendermassen: „Das Erlernen der Bedeutung unserer sprachlichen Symbole — und eben damit ihre Entstehung für das Individuum — vollzieht sich in der Weise, dass mit einem gehörten Lautkomplexe zunächst gewisse anderweitige Inhalte zusammen wahrgenommen werden und bei wiederholtem Hören und Wiedererkennen des Lautkomplexes abermals ähnliche Inhalte zugleich wahrgenommen und wiedererkannt werden. Auf Grund solcher komplexer Erlebnisse assoziiert sich an das Erinnerungsbild des Lautkomplexes das Erinnerungsbild mehr oder weniger bestimmter anderer Inhalte: erst mit dieser Assoziation tritt dasjenige Erlebnis ein, welches wir als das verstehen eines gehörten Wortes bezeichnen."

[2]) Vgl. Wundt, Essays S. 293: „Nachdem wir diese Bewegungen gelernt haben, bleiben nur noch die ersten richtunggebenden Impulse vom Willen abhängig, der übrige Ablauf der Bewegung vollzieht sich mechanisch. So werden Willkürbewegungen selbst von sehr verwickelter Art allmählich mechanisch."

[3]) V. Henry (Antinomies linguistiques S. 65) drückt dies, mehr elegant als klar, folgendermassen aus: „Cette illusion immanente, qui constitue l'antinomie essentielle du langage, celle qu'on pourrait nommer l'antinomie psychologique, se formulera brièvement en ces termes: Le langage est le produit de l'activité inconsciente d'un sujet conscient."



nicht missverständlichen Bezeichnung sagt, ohne zu bemerken, was und wie er spricht. Über diese psychologisch leicht zu verstehende Thatsache hat bisher manche Unklarheit geherrscht, an welcher die Bezeichnung unbewusst — inconscient sicher mit schuld trug. Für die Geschichte der Sprache, insbesondere die Lautgeschichte, ist diese Thatsache, wie man leicht einsieht, vom allergrössten Belang. Jedenfalls, das wollen wir schon hier festgestellt haben, befand sich Whitney in Unkenntnis derselben, als er schrieb: „Die Kraft, die sich allein in allen Äusserungen des Lebens der Sprache in den Begebenheiten der Sprachgeschichte, wie wir uns passend ausdrücken können, wirksam erweist .... ist der Wille der Menschen: jedes existierende Wort existiert nur darum, weil es durch freiwillige Anstrengung menschlicher Organe ausgesprochen oder geschrieben wird; es verändert sich nur, wenn es eine von Einzelnen ausgehende, von der Gesamtheit der Sprechenden ratifizierte Einwirkung erfährt" (Whitney-Jolly S. 103). Dieser Behauptung stellte Paul den inhaltlich richtigen Satz gegenüber: „Vielleicht der bedeutendste Fortschritt, den die neuere Psychologie gemacht hat, besteht in der Erkenntnis, dass eine grosse Menge von psychischen Vorgängen sich ohne klares Bewusstsein vollziehen" (Prinzipien³ S. 23).

Wir aber wollen uns künftig vor Ausdrücken wie „der dunkle Raum des Unbewussten", „Bewusstseinsschwelle" und ähnlichen verwirrenden Metaphern der Herbart-Steinthalschen Psychologie (ebenda S. 23 ff.) sorgfältig hüten und uns deutlicher dahin aussprechen, dass fest eingeübte Willkürbewegungen reproduziert werden können, ohne dass der Betreffende selber es bemerkt.[1])

4. An letzter Stelle haben wir die sekundären Ausdrucksbewegungen zu besprechen, die ihrerseits Symbole der eben behandelten Ausdrucksbewegungen sind und dieselben mit Notwendigkeit voraussetzen. Ich meine die optischen Symbole, wie Bilder, Flaggenzeichen und allerlei Signale, insbesondere aber das Schreiben. Im weitesten Sinne könnte man auch die

---

[1]) Nach dem bisher Festgestellten läge es nahe, den Unterschied der symptomatischen und symbolischen durch den von zwecklosen und zweckvollen Ausdrucksbewegungen zu ersetzen. Ich gestehe, dass mir das Problem im Grunde hier zu liegen scheint. Aber der Begriff des Zwecks bietet seinerseits zu viele Schwierigkeiten, als dass sich für meinen knappen Versuch seine Anwendung empfohlen hätte.



modernen Mitteilungsarten hierunter einbegreifen, wie Telegraph, Telephon, Phonograph u. a. m. Um symptomatische Äusserungen kann es sich hier von vornherein nicht handeln, weil solche optische Zeichen nicht aus Reflexbewegungen erklärt werden können. Ein Analogon aber zu denselben liegt bei dieser letzten Art menschlicher Ausdrucksbewegungen darin, dass die Fertigkeit, Bilder und andere optische Zeichen herzustellen, zunächst sicher ohne den Gedanken an diese symbolische Verwendung, vielleicht zu rein ästhetischen Zwecken, entwickelt worden ist. Erst verhältnismässig spät gelangten die Menschen, auf einer höheren Kulturstufe angekommen, zum symbolischen Gebrauch der Bilder, zur Schrift. Zunächst aber stellte man noch das Ganze der Äusserung durch ein Bild dar;[1] erst allmählich, im Laufe längerer Entwicklung, lernte man die Silben und schliesslich die Einzellaute (wenigstens einen Teil des thatsächlich für das Gehör vorhandenen Lautsystems) durch besondere Bilder, die Buchstaben, symbolisieren.

Indem man so die symbolischen Lautäusserungen ihrerseits durch optische Symbole in der Schrift fixierte, wurden mit diesen letzteren die Sachvorstellungen zuletzt auch direkt associiert. Der Mensch hatte zur Symbolisierung seiner Bewusstseinsinhalte, neben der nur momentanen Lautsprache, die dauernde Schriftsprache gewonnen, ein neues Kulturmittel von unvergleichlichem Wert. Die Entwicklungsreihe der menschlichen Ausdrucksbewegungen ist damit, wenigstens für unsere Betrachtung, abgeschlossen. Von den heute neu erfundenen und vielleicht noch bevorstehenden Mitteln der Mitteilung können wir hier füglich absehen. Nur die Worte wollen wir noch hierher setzen, mit welchen B. Erdmann (Archiv 1897, S. 32—33) in seiner trefflichen

[1]) Vgl. B. Erdmann, Archiv 1897, S. 36: „Auf der Vorstufe zur Schriftsprache sind die sogenannten Bilderschriften der Eingeborenen Amerikas im wesentlichen stehen geblieben..... Sie symbolisieren noch nicht die Lautsprache, sondern deren sachliche Bedeutungen.“

[2]) Vgl. B. Erdmann, Archiv 1897, S. 37—38: „Wie beträchtlich die Abweichungen der Schriftweisen von einander sind, zeigt ein Vergleich etwa der ägyptischen Schriftweisen und der babylonisch-assyrischen Keilschrift, welche Gedankenbilder mit Elementen einer Silben- und Buchstabenschrift verbinden, der chinesischen Wortschrift, der semitischen unvokalisierten oder nur unvollständig vokalisierten Buchstabenschriften, der sog. Rebusschriften, sowie der Buchstabenschriften der indog. Völker..... Sicher ist, dass die Buchstabenschrift die sowohl einfachste als auch höchste Form der Schriftsprache darstellt.

Abhandlung über Denken und Sprechen, die Schrift und Schrifsprache charakterisiert hat: „Indem sie [die Schrift] den flüchtigen Lautworten Dauer verleiht und diese auf jede Entfernung hin übertragbar macht, erweitert sie die zeitliche und räumliche Begrenzung der Lautsprache ins Unmessbare. Je treuer sie ferner in ihrer Weise wiedergiebt, was die Lautsprache enthält, je mehr sie zu einem 'Spiegel der Rede' wird, desto mehr hilft sie dieselbe systematisieren. Sie festigt den Lautbestand der gehörten und gesprochenen Worte, indem sie ihnen dauernde Symbole giebt, und vermittelt eben dadurch, dass sie zu einem gleichförmigen Gemeingut werden. So schafft sie zu der Schriftsprache, in der sie besteht, eine Schriftsprache in lautlichem Sinn, die den Fluss der Rede in ein festeres Bett einräumt. Sie vermag es, eine Lautsprache gleichsam nach ihrem Tode weiterleben zu lassen, indem sie dieselbe zu einer Kunstsprache für Wenige macht. Sie erhält den Bedeutungsgehalt des Gesprochenen von Epoche zu Epoche eines Individuums, von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk. Aus den Ergebnissen des individuellen Denkens schafft sie einen gemeinsamen Besitz, und befruchtet, indem sie auf dem Wege durch das Auge und das Ohr dem Verständnis ungeahnte Gedankenzusammenhänge eröffnet, das Nachdenken vieler durch das Vordenken einzelner. Durch den Einfluss, den nach dem Allen ihre mannigfaltigen Anwendungen auf die Darstellung von Vorgängen des praktischen Lebens, der redenden Künste und der Wissenschaft, sowie auf die Verbreitung und Aufbewahrung dieser Darstellungen gewinnen, wird sie wie ihre ältere Schwester, die Lautsprache, eine kaum hoch genug zu schätzende Trägerin aller menschlichen Kultur."

§ 2.

Ausserung, Wort und Laut.

1. Des weiteren haben wir anzugeben, welcher Art die Lautgruppen[1]) sind, welche der Mensch beim Sprechen reproduziert. Insbesondere müssen wir fragen, welche Rolle dabei der

[1]) Ich will nicht vergessen hier zu bemerken, dass im folgenden von dem Inhalt des Gesprochenen, d. h. von den symbolisierten Bewusstseinsvorgängen, abgesehen werden muss. Das Problem, welches wir im Auge haben, verlangt, dass wir im Interesse der Klarheit die Laut-Ausdrucksbewegungen nicht in ihrer Eigenschaft als Symbole, sondern ausschliesslich



Einzellaut spielt, ob wir überhaupt eine gewisse Anzahl identisch wiederkehrender Einzellaute festzustellen vermögen.

Wir haben von der Thatsache auszugehen, dass wir nicht, wie meist angenommen wird, in Sätzen (d. h. Aussagen, Urteilen), sondern schlechthin in Äusserungen reden. Und wir verstehen unter einer Äusserung einen einheitlichen Lautkomplex, welcher als Symbol eines Bewusstseinsvorgangs dient.[1])

Es ist besonders Anton Marty's Verdienst, nachgewiesen zu haben, dass wir nicht etwa nur in zweigliedrigen Aussagen (Urteilen), sondern, kurz gesagt, in Äusserungen sprechen.[2])

---

als psychophysisch-psychische Erscheinungen für sich betrachten. Wir werden zwar Fälle kennen lernen, wo die Lautentwicklung durch die Bedeutung massgebend beeinflusst wird; aber diese Ausnahmen werden auf diese Weise um so mehr in ihrer Eigenart hervortreten. Im allgemeinen ist längst erkannt worden, dass die Geschichte des Gesprochenen als phonetischer Phänomene von derjenigen der assoziierten Bedeutungen unabhängig ist, und dass, um einen bestimmten Fall zu nennen, Lautwandel und Bedeutungswandel verschiedene Probleme darstellen.

Siehe darüber eine Bemerkung von Whitney, Leben d. Sprache, S. 49: „Wenn wir Formwechsel und Bedeutungswechsel der Worte gesondert behandeln, so zerreissen wir damit nicht den notwendigen Zusammenhang zweier von einander abhängiger Vorgänge, sondern erkennen nur die wirklich bestehende gegenseitige Unabhängigkeit derselben an. Ein Wort kann seine Form in der ausgedehntesten Weise ändern ohne Wechsel der Bedeutung und kann eine ganz neue Bedeutung erhalten ohne Formwechsel."

[1]) Vergl. Sievers, Phonetik[4] S. 211: „Unter einem Satz [wir sagen besser: Äusserung] wollen wir eine jede selbständige gesprochene Äusserung verstehen, d. h. eine jede in sich geschlossene Lautmasse, die in einem gegebenen Zusammenhang, sei es der Rede, sei es der Situation überhaupt, einen bestimmten Sinn (Gedanken oder Stimmung) zum Ausdruck bringen soll und in diesem bestimmten Sinn von dem Hörer verstanden wird."

[2]) Siehe Marty, Archiv 1897, S. 184—186: „Namhafte Grammatiker, wie z. B. H. Paul, lehren, jeder Satz bestehe aus mindestens zwei Elementen, die ihrer Funktion nach differenziert seien und sich wie Subjekt und Prädikat verhalten. Er erblickt also diese auch in Fragesätzen und 'Aufforderungen' (wozu er Bitte, Gebot, Verbot, Rat und Warnung, Aufmunterung, Konzession, Ablehnung und Verbitten rechnet) und ausdrücklich selbst in Beispielen wie Augen rechts! Hut ab! Wein auf den Tisch! Preis dir! Fort mit ihm! u. s. w. sowie in den primitiver gefassten: Wein! Tisch! u. dergl. . . . Ausnahmsweise könne das Subjekt unausgedrückt bleiben (wie in den Sätzen: es blitzt, es regnet, und in dem Ausruf: Feuer, Hilfe! Diebe! wo die anschauliche Situation Subjekt sei, und in seltenen Fällen bleibe auch das Prädikat ohne sprachliches Korrelat . . . Diese ganze Theorie ruht aber offenbar auf irrigen

Wir rufen „Herein!“ und drücken damit eine Aufforderung aus. Wir verlangen „Kellner, Bier!“ und sprechen einen Befehl aus. Wir sagen „Bitte“ und symbolisieren damit einen Wunsch. Wir entschuldigen uns mit „Pardon!“ oder mit „Verzeihung!“ Eine plötzliche Bemerkung zeigen wir an mit „Feuer“, „es brennt“, „es regnet“, es donnert“, „ein Wagen!“ Noch vieles andere wäre hier anzuführen, wie der Anruf mit Namen, oder „Heil mir!“, „Weh mir“, oder „Mir nach!“, „Herbei!“ Endlich die Fragen wie: „Wer?“, „Was“, „Warum?“ und die Antworten „Dort“, „Hier“, „Anderswo“. Man kann beobachten, dass, je geringer die Bildungsstufe ist, desto mehr sich der Mensch mit solchen primitiven Äusserungen zu begnügen pflegt: zumal in abgelegenen Gebirgsdörfern oder bei schweigsamer Seebevölkerung, wo das Sprechen fast als entbehrlicher Luxus zu gelten scheint, werden selten eigentliche Sätze (Aussagen), sondern meist nur solche mehr interjektionale Äusserungen hervorgebracht. Sätze im Sinne der Logik sind meist nur Sache

---

Voraussetzungen. Es ist ein Irrtum zu glauben, der Inhalt aller unserer sprachlichen Mitteilungen seien Vorstellungen oder prädikative Verbindungen von solchen. Nicht jeder psychische Zustand ist ein Vorstellen, nicht jede psychische Zusammensetzung und auch nicht jede Gedankenverbindung eine Zusammensetzung von Vorstellungen und nicht jede Vorstellungsverbindung eine prädikative ... Der Fragende, Befehlende, Bittende drücken in Wahrheit Phänomene des Interesses, ein Verlangen, Wollen oder Wünschen aus, und es ist meines Erachtens ein starkes Versehen, diese Phänomene mit blossen Vorstellungen und ebenso, sie mit Urteilen zu verwechseln.“

Ferner derselbe, Archiv 1897, S. 189: „Noch allgemeiner war und ist die Meinung, dass wenigstens jeder Aussagesatz ein wahrhaftes Subjekt und Prädikat habe. Auch sie ist eine Täuschung. In Sätzen wie: ‘Wenn es Götter giebt, so giebt es Götterwerke’ Subjekt und Prädikat finden zu wollen ist Willkür.“

Anders Wundt, Essays S. 282: „Der Gedanke findet stets in Sätzen oder Urteilen seinen Ausdruck; selbst für die unentwickeltste Form der Sprache, die Geberdensprache, hat dies Geltung ...“ — Anders auch Paul, Prinzipien[3] S. 110 ff. — Diese ältere Anschauung ist nichts anderes als ein Überrest der alten Suprematie der Logik über die Grammatik; und man hat sich dadurch, z. B. gegenüber den „subjektlosen Sätzen“, wie den Impersonalien, in unlösbare Schwierigkeiten begeben. — Es ist vielleicht nicht wertlos, hier zu erwähnen, dass nach Wegener (Grundfragen S. 11) die Kinder zunächst ausschliesslich in Worten sprechen. — Insbesondere die weniger entwickelten Typen des Sprachbaues (siehe Mistelis treffliches Werk), die alle z. B. des Verbums entbehren und also überhaupt keine Prädikationen zu symbolisieren vermögen, lassen sich als Stütze für das oben bemerkte anführen.

höherer Bildung und auch dann nur im Schreibstil eigentlich herrschend. Auch in der Umgangssprache der Gebildeten würde sich, wie eine Statistik leicht erweisen könnte, noch ein verhältnismässig grosser Prozentsatz jener primitiven Gebilde auffinden lassen.

2. Diese Thatsache, dass wir nicht etwa nur in Aussagesätzen, sondern kurzweg in Äusserungen, oft nur in Worten sprechen, ist von Wichtigkeit für die Frage nach dem Verhältnis von Äusserung und Satz zum einzelnen Wort. Es handelt sich darum, festzustellen, welcher Grad von Selbständigkeit dem Einzelwort innerhalb einer Äusserung zukommt.

Wort ist, nach Franz Misteli (Typen des Sprachbaues S. 99), „eine nach allen anwendbaren Kategorieen einer Sprache [Nomen und Adjektiv, Verbum und Adverbium] bestimmte und als solche lautlich charakterisierte Vorstellung, welche als geschlossenes Ganze in den Satz sich einfügt.“ Worte in diesem Sinne giebt es aber nur in den flektierenden Sprachen: nur hier sind die Einzelteile des Satzes für sich allein schon genauer bestimmt. Wir thun daher besser, den Begriff Wort, unter dem wir auch die Interjektionen mit zusammenfassen müssen, allgemeiner dahin zu bestimmen: Wort ist das Symbol einer Bedeutung[1]) (Sachvorstellung) und, phonetisch betrachtet, ein einheitlicher Lautkomplex, welcher allein oder in Gruppen, im letzteren Falle als Teil einer neuen phonetischen Einheit, zur Bildung von Äusserungen verwendet wird.

So ergiebt sich ein fundamentaler Unterschied zwischen Wort und Äusserung: nur das erste besitzt eine feste, immer aufs neue im wesentlichen identisch reproduzierte phonetische Einheit,[2]) nicht aber die Äusserung als solche, die stets in neuen Variationen (wenn auch meist in gewissen, wiederkehrenden

---

[1]) Statt „Bedeutung“ finden wir oft den logischen Ausdruck „Begriff“ im praktischen Sprachgebrauch. Dagegen bemerkt B. Erdmann, Archiv 1896, S. 375 sehr richtig: „Wir sollten dem Worte 'Begriff' die Bedeutung vorbehalten, derzufolge es diejenigen abstrakten Gegenstände bezeichnet, deren Inhalt und Umfang durch giltige Urteile bestimmt ist, den Bedeutungen also, die im eigentlichen Sinne des Wortes durchdacht sind.“

[2]) W. von Humboldt, Sprachstudium, ed. Steinthal S. 56, gebraucht daher den nicht unpassenden Vergleich: „Das Wort macht zwar nicht die Sprache aus, aber es ist doch der bedeutendste Teil derselben, nämlich das, was in der lebendigen Welt das Individuum.“



Typen) erzeugt wird. Das Wort bleibt als fester Bestandteil im Gedächtnis,[1] die Äusserung hat in der Regel keine weitere Dauer.

Gegen diesen Sachverhalt scheint die Thatsache zu sprechen, dass das Wort, wenn es in grösserer Zahl zu einer Äusserung verbunden wird, keine selbständige phonetische Einheit mehr bildet, sondern im An- und Auslaut durch allerlei Assimilationen lautlich alteriert wird:[2] es ist dies die besonders von Fritz Neumann erforschte Satzphonetik. Es lässt sich nicht leugnen, dass dieselbe allerdings von Wichtigkeit ist und nicht selten zu Doppelformen geführt hat. Aber, wenn auch nicht für den Phonetiker, so doch für den Sprechenden und seine Hörer bleibt

---

[1]) Darauf hat, soviel ich sehe, zuerst Karsten in seinem lesenswerten Aufsatz „Über Sprecheinheiten“ hingewiesen.

[2]) Vergl. Sievers, Phonetik⁴ S. 213: „Phonetisch betrachtet ist der gesprochene Satz [= Äusserung] in der naiven Sprache eine geschlossene phonetische Einheit, wie er denn auch gar oft gesprochen und verstanden wird, ohne dass Sprecher und Hörer sich der einzelnen Teile (d. h. der Wörter) bewusst werden . . . Die einzelnen Wörter werden im Zusammenhang des Satzes oft so verstümmelt, dass man sie als phonetische Teilstücke gar nicht mehr isolieren kann, und doch wird der ‘Satz’ richtig verstanden.“

Ferner ebenda S. 213: „Je naiver eine Sprache, um so ungestörter und geschlossener ist die phonetische Einheit und die phonetische Gliederung der Sätze. Aber auch selbst beim grammatisch geschulten Sprecher ist, abgesehen vielleicht von logisch oder rhetorisch besonders pointierter Sprechweise . . . die phonetische Gliederung des gesprochenen Satzes meist mächtiger als die etymologisch-logische Gliederung nach Wörtern und Wortgruppen.“

Ebenso Erdmann, Archiv 1897, S. 39: „Die Lautworte, die im Zusammenhang der Rede oder des sprachlichen Denkens als Glieder auftraten, werden von denjenigen, die nicht grammatische Kenntnisse besitzen und nicht an die Bilder unserer Buchstabenschrift gewöhnt sind, nicht notwendig scharf auseinander gehalten . . . In den romanischen Sprachen ist die Worttrennung beim Sprechen, und demzufolge auch im sprachlichen Denken, anscheinend beträchtlich geringer als in den germanischen.“

Und ebenda S. 40: „Für die Buchstabenschrift ist die uns geläufig gewordene Worttrennung noch viel weniger ein durchweg empfundenes Bedürfnis als für die Lautsprache. Jahrhunderte hindurch sind bekanntlich die Texte nicht nur in der griechischen, sondern in ganzen Gruppen von Schriften fast ohne jede Worttrennung geschrieben worden. Die Worttrennung der Schriftsprache möchte demnach, gleichviel in welcher Weise sie auftritt, überall ein verhältnismässig spätes Kunstprodukt sein . . . . Die Worttrennung symbolisiert nicht notwendig Pausen zwischen den Worten der Lautsprache und ihren stillen Reproduktionen . . . Die Worttrennungen symbolisieren vielmehr in erster Linie das grammatische Verständnis der Lautsprache.“

das Wort als phonetische Einheit trotzdem intakt: ihr Gehör bemerkt solche Assimilationen nicht, und als Erinnerungsvorstellung ist es der Sprachgemeinschaft immer ein und dasselbe. Wäre dem nicht so, dann müsste jedes Wort in so und soviele phonetische Varietäten zerfallen, die getreue Reproduktion des Lautbildes wäre unmöglich, und das gegenseitige Verständnis schliesslich ausgeschlossen. Es wäre das Ende des Sprechens überhaupt. Hier wirkt das praktische Bedürfnis regulierend ein. Und in der That behalten ja die Wörter — vom Lautwandel abgesehen — ihre feste Existenz als phonetische Einheiten: anders wäre alle Etymologie, heute ein verhältnismässig so sicheres und ergebnisreiches Forschungsgebiet, eine Unmöglichkeit. Und wo einmal durch Satzphonetik z. B. antevokalische und antekonsonantische Worteinheiten entstanden sind, da beschränken sich die Sprechenden bald, wie man oft hat beobachten können, auf die eine der Doppelformen: dies geschieht aus den zwingenden Gründen einer durch die Sache geforderten Zweckmässigkeit. Das Ergebnis unserer Betrachtung bleibt also dieses: was wir sprechen, sind Äusserungen, aber womit wir sprechen, d. h. unser Sprachmaterial, sind Worte.

3. Erst jetzt gelangen wir zu unserer Endfrage, derjenigen nach der Existenz des Einzellautes. Fragen wir zunächst wieder, welche Bedeutung, d. h. Sachvorstellung, wir mit dem Symbol 'Laut' zu verknüpfen pflegen, so sagt uns darüber Eduard Sievers (Phonetik[4] S. 42): „Streng theoretisch wäre wohl zu antworten, dass darunter ein isolierbares Etwas (meist ein Schall) zu verstehen sei, das durch eine bestimmte Zusammenwirkung bestimmter Faktoren der Sprachbildung und nur durch diese erzeugt wird.“ Die phonetische Beobachtung der motorischen Muskelbewegungen hat aber ein negatives Resultat ergeben. Nicht nur, dass je nach dem Zusammenhang in Wort und Äusserung anders artikuliert wird,[1]) so dass es eine unübersehbare Anzahl verschiedener motorischer Laute giebt, es scheinen auch für das Gehör manche motorische Ansatz- und Übergangslaute nicht

---

[1]) Sievers, Phonetik[4] S. 8: „Das Wort, die Silbe, der Einzellaut nehmen gar oft im Satze verschiedene Gestalt an, und der Einzellaut existiert in der absoluten Form, wie ihn uns die Grammatik vorzuführen gewohnt ist, häufig gar nicht einmal isoliert in der Sprache.“

Paul, Prinzipien[3] S. 48: „Eine wirkliche Zerlegung des Wortes in seine Elemente ist nicht bloss sehr schwierig, sie ist geradezu unmöglich.“

vorhanden zu sein, während anderseits scheinbar selbständigen Lauten (bei Geminaten und bei sogenanntem Konsonanteneinschub) eine besondere Muskelbewegung nicht immer entspricht.

Am einfachsten wäre diesen Schwierigkeiten damit aus dem Wege gegangen, wenn man mit Karsten auch für den Laut ein Erinnerungsbild voraussetzte, das der Gesamtheit der Erscheinungen eines Lautes entspräche.[1]) Diese Erklärung ist aber ausgeschlossen, weil wir mit Worten und nicht in Lauten sprechen.[2])

Das entscheidende Wort hat in dieser schwierigen Frage Sievers gesprochen. Er fährt an der citierten Stelle fort: „Um überhaupt eine Übersicht über die zahllosen Einzellaute zu ermöglichen, hat man stets eine Anzahl nahe verwandter Laute zu einer Gruppe oder Kategorie zusammengefasst und als 'Einzellaute' betrachtet. So fasst man z. B. alle diejenigen Schälle unter der Kategorie des Lautes *a* zusammen, welche bei einer gewissen Mundstellung und tönender Stimme hervorgebracht werden können, ohne Rücksicht auf Tonhöhe, Stärke u. s. w. der einzelnen Lautexemplare, aus deren Gesamtheit die Kategorie *a* abstrahiert ist. Diese Verallgemeinerung kann nur geschehen, wenn man gewisse Faktoren der Sprachbildung als nebensächlich für die Definition ignoriert . . . Dies Verfahren ist an sich

---

1) Karsten, Phonetische Studien III, S. 8: „Ganze Reihen recht verschiedenartiger Lautvarietäten schlagen nur deshalb die gleiche Veränderung ein, weil sie in der in unseren Vorstellungen lebenden Sprache nur je einen Vertreter, nur Ein Erinnerungsbild haben und durch dieses zusammengehalten werden."

2) Brugmann, Stand der Sprachwissenschaft, S. 51, wollte die Thatsache, dass es für das Gehör ein Lautsystem giebt, zur Stütze der Lautgesetze heranziehen: „Bei dem Vollzug des Lautwandels ist nun gar nicht denkbar, dass in verschiedenen Wörtern verschiedene Wege eingeschlagen werden. Die Aussprache wird ja nicht für jedes einzelne Wort besonders gelernt, sondern wo die gleichen lautlichen Bedingungen gegeben sind, tritt mit Notwendigkeit auch das gleiche Bewegungsgefühl und damit die gleiche Aussprache ein. Das ist es, was man unter Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zu verstehen hat."

Dagegen aber machte Meringer, Versprechen und Verlesen, S. 6, den richtigen Einwand: „Brugmann hätte nur dann Recht, wenn alle Menschen (zu allen Zeiten) buchstabierend (lautierend) sprechen gelernt hätten und auch dann immer so gesprochen hätten und sprächen. Davon kann aber gar keine Rede sein, nicht einmal für unsere heutigen Verhältnisse. Wir haben nicht lautierend sprechen gelernt, sondern in Komplexen."



willkürlich, aber praktisch berechtigt, weil *a* von verschiedener Tonhöhe, Stärke u. dgl. thatsächlich von den Sprechern und Hörern nicht als verschieden empfunden und demnach nicht in einen Gegensatz zu einander gestellt werden." In der That haben wir nicht von dem negativen Ergebnis der Untersuchung der motorischen Muskelbewegungen auszugehen, sondern von dem Gehör der betreffenden Sprachgemeinschaft.[1]) Davon haben wir, wie neuerdings besonders Bremer einleuchtend gezeigt hat, bei jeder lautgeschichtlichen Frage den Ausgangspunkt zu nehmen. Wir müssen die Frage demgemäss dahin formulieren: Giebt es für das Gehör einer Sprachgemeinschaft Laute, d. h. Schalleinheiten?[2]) Und hier können wir bejahend antworten, dass allerdings akustisch (wenn auch nicht immer motorisch) eine begrenzte Anzahl von Schalleinheiten als solche von jeder Sprachgemeinschaft unterschieden werden. Und da diese Zahl in jeder Mundart, auf Grund der Artikulationsbasis, durch eine gewisse Eigenart der Klangfarben ausgezeichnet ist, können wir geradezu von Lautsystemen reden. Wie die verschiedenen Sprachen der Welt lehren, ist die mögliche Zahl von Lauten unendlich gross; jede Mundart aber

---

[1]) Siehe Paul, Prinzipien[3] S. 51: „Es können recht merklich verschiedene Gruppen [von Lauten] wegen ihrer überwiegenden Ähnlichkeit immer noch als wesentlich identisch empfunden werden."

Vergl. dazu Sievers, Phonetik[4] S. 248: „Für die Beurteilung der Frage nach der Ausnahmslosigkeit der Lautwandelsprozesse ist von wesentlicher Bedeutung der Grad der Genauigkeit in Lautauffassung und Lautreproduktion, den der einzelne Sprecher oder die einzelne Sprachgenossenschaft besitzt. Auch bei dem routiniertesten und exaktesten Sprecher bleibt doch für alle Artikulationsbewegungen ein gewisser Spielraum übrig .... Aber diese Zone des Schwankens kann eine sehr verschiedene Breite haben. Manche Sprachen (und zu ihnen gehören von Hause aus auch die indogermanischen) zeichnen sich durch eine Fülle von feinen Lautunterscheidungen aus, weisen also auch notwendig grosse Exaktheit der Auffassung und Nachbildung auf, während andere Idiome Lautformen unterschiedslos durcheinander werfen, die einem feineren Hörer als grundverschieden erscheinen können (ein Papua, den ich untersuchte, sprach z. B. in dem Satze ramamini *voka* 'ich trinke Kaffee' das Wort für 'Kaffee' unterschiedslos bald *voʒa* mit sanfter stimmhafter Spirans, bald *voga* mit stimmhafter Media, bald *voka* mit Tenuis, bald *vokʽa* mit Tenuis aspirata, bald *vokxa* mit stark kratzender Affrikata aus."

[2]) Die Frage, was als Schalleinheit gilt [ob z. B. Diphthongen und Triphthongen] ist auch dahin zu beantworten: was für das Gehör als Schalleinheit wirkt. In der älteren Sprachperiode wird sich dies an der Lautentwicklung erkennen lassen.

besitzt ein ihr eigentümliches Lautsystem, dessen Laute zwar für den Phonetiker je nach dem Individuum und der Stellung im Worte beständig variieren, aber für das Gehör der Sprechenden als identische gelten. Und es fehlt uns nicht an Argumenten für diesen Satz.

Prüfen wir zunächst, in welcher Weise das Kind die Lautausdrucksbewegungen einübt. Allerdings ahmt es nicht etwa Laute, sondern Worte nach; aber korrekt zu reproduzieren vermag es zunächst nur Einzellaute. Und zwar pflegen zuerst die Vokale zu gelingen, dann Labiale, Dentale, Nasale, zuletzt Velare und Zischlaute, endlich, oft erst nach Jahren, die schwierigen Liquidä. Man kann beobachten, wie das Kind, nicht ohne grosse Anstrengung, die Artikulationsbewegungen des Erwachsenen mit Hilfe des Gehörs nachzuahmen sucht. Dabei braucht es aber nicht etwa einen Laut für jedes neue Wort neu einzulernen, sondern verwendet denselben, vom Gehör geleitet, fortan überall an seiner Stelle. Vorher aber hat es statt der unbekannten Laute einen ihm ähnlich scheinenden eingesetzt. Diese Substitutionen[1]) werden mehr und mehr eingeschränkt und hören, früher oder später, ganz auf, falls nicht etwa ein Laut überhaupt unaussprechbar bleibt, was man dann als Sprachfehler bezeichnet. Ich erinnere mich, dass mein Bruder, noch als er zur Schule kam, Zungen-*r* statt des üblichen Zäpfchen-*r* sprach. Er wurde aber dort so lange von den Mitschülern verspottet, bis er diesen von allen sofort als 'Fehler' herausgehörten Laut ablegte, um den ich ihn später als angehender Jünger der Sprachwissenschaft mehr als einmal zu beneiden Grund hatte. Ein solcher 'Sprachfehler' aber, d. h. eine Abweichung vom üblichen Lautsystem, wird von jedem und, wie man sich leicht überzeugen kann, schon vom Kinde und Analphabeten sofort in jedem Worte, welches es auch sein mag, mit unfehlbarer Sicherheit herausgehört.

Übereinstimmende Beobachtungen können wir auch an Erwachsenen machen, die durch reichlichen Alkoholgenuss von

[1]) Siehe Wegener, Grundfragen S. 11: „Man findet oft in der Kindersprache Verwechslung von Lauten. Ich erinnere mich von einem etwa vierjährigen Kinde den Satz gehört zu haben: sonne mân von dinne wette füttn statt: soll ich mal von diesen welche pflücken. Offenbar ist der *l*-Laut dem Kinde schwierig gewesen und darum ersetzt durch *n* oder in der schwierigen Verbindung mit *f* fortgelassen, der *k*-Laut ist ersetzt durch *t*.“



einer vorübergehenden partiellen Lähmung des Zentralorgans betroffen sind, so dass sie die Laut-Ausdrucksbewegungen nicht mehr korrekt reproduzieren können, weil die motorischen Nerven den Dienst versagen. Nur dass hier der Gang der umgekehrte ist. Zuerst misslingen die auch für das Kind kompliziertesten Laute, besonders das schwierige *r*, bis schliesslich nur noch die anfängliche Fähigkeit des Kindes, das Lallen, allein übrig bleibt. Gerade hier können wir uns deutlich überzeugen, dass, gleichviel in welchem Worte es ist, stets gewisse Laute (je nach dem Individuum verschieden) ein Hindernis bilden.

Dieselbe Erfahrung liegt drittens bei Erlernung lautlich schwieriger Fremdsprachen vor, oder bei der Entlehnung von Fremdwörtern, wofern wir uns bemühen, die fremden Laute beizubehalten. Ich erinnere an den oft angeführten Fall von frz. *jalousie, génie* u. s. w. (Paul, Prinzipien[3] S. 369). Hier macht uns, gleichviel in welchem Worte und in welcher Stellung, gerade dieser eine Laut Schwierigkeiten. Sind es etwa unbestimmbar viele Varietäten? Nein, es handelt sich um ein und dieselbe akustische Schalleinheit. Die Angehörigen der betreffenden Sprachgemeinschaft nehmen am Fremden bald genau wahr, welche Laute ihm am schwersten fallen. So ist es sprichwörtlich, dass der Franzose kein *h* zu sprechen vermag, und es hat sich über solche Lauteigentümlichkeiten überall eine gewisse Tradition entwickelt, die von den Dichtern zu komischen Effekten verwendet zu werden pflegt. (Vgl. Schuchardt, Slawo-Deutsches, S. 14—17).

Und als ein letzter Beweis kann angeführt werden, dass eine merkwürdige Art von Sprechfehlern darin besteht, dass entweder für zwei verschiedene Laute, die kurz nacheinander ausgesprochen werden sollen, ein und derselbe Laut beidemal gesetzt wird, oder dass umgekehrt ein in kurzer Entfernung wiederkehrender Laut nur einmal ausgesprochen wird.[1])

---

[1]) Vergl. Meringer und Meyer, Versprechen und Verlesen, S. 34 ff.: St*o*ss eines Erdb*o*bens; Vierzehn T*a*g' oder drei W*a*chen; Die Psalmen sind Produkte der j*ü*dischen M*ü*se (= Muse); Von Klagenf*u*rt r*u*deln (= radeln); *Sch*lägt mit den *Sch*wanzflos*ch*en (= -flossen); Nur die Cl*au*dier haben Appius geh*au*ssen; Bringst a*ll*es *l*eicht *l*aus (= 'raus); Und dass das Tha*l* ein bisse*l* b*l*eiter ist; Mit der K*r*eis*r*agd (= -jagd); e*r*fo*r*glos; Einer hat schon *g*anz [*g*]raue Haare *g*ehabt; *S*ind das *Z*i[*s*]ternen?; *D*a(*d*]runten; Das war ein Fe[*s*]ttag; *tende*[*n*]ziös; *z*um Bei[*s*]piel; fran*z*ö[*s*]isch; *T*a*c*i[*t*]us.



So kann es auf Grund dieser verschiedenartigen Erfahrungsthatsachen nicht mehr zweifelhaft sein, dass es für das Gehör einer Sprachgemeinschaft eine bestimmte Anzahl von Lauten, d. h. Schalleinheiten, giebt, welche allerdings niemals für sich allein, sondern stets nur im Zusammenhang von Wort und Äusserung reproduziert werden.

§ 3.
Phonetische Veränderungen der Worte.

1. Nach den bisherigen Ergebnissen besitzt eine Sprachgemeinschaft — so wollen wir uns künftig ausdrücken, um die Personifikation der „Sprache" zu verhüten — eine begrenzte Anzahl von Lauten, d. h. Schalleinheiten, die in den verschiedenen Worten als für das Gehör identisch wiederkehren. Daraus folgt nach dem früheren, dass, wenn uns die Sprachgeschichte phonetische Veränderungen lehrt, wir füglich nur von Wortveränderungen reden können: was abweichend reproduziert wird, ist nicht ein Laut, sondern stets ein Wort. Und der Vorgang, um den es sich handelt, ist dieser, dass eine Sprachgemeinschaft[1]) in einem Wort entweder 1. einen neuen Laut einem bisher üblichen substituiert (lat. *una* > frz. *une*) oder 2. einen üblichen wegfallen (lat. *unum* > frz. *un*) oder 3. einen neuen hinzukommen lässt (ahd. *snel* > afrz. *isnel*). Es widerspricht also den Thatsachen, von Lautwandel, Lautwechsel oder Lautveränderung zu reden: aller dieser und ähnlicher Sprachgebrauch hat nur den Wert und die Bedeutung von Metaphern, und bleibt daher in sprachwissenschaftlichen Untersuchungen besser vermieden. Der wirkliche Vorgang ist meist Lautersatz, seltener Lautschwund oder Lautzuwachs.[2]) Auch von der „Neigung oder

[1]) Durch diese Bezeichnung der Sprechenden als Sprachgemeinschaft ist von vornherein genau ausgedrückt, dass für uns im folgenden nur usuelle, nicht aber individuelle Wortveränderungen in Frage kommen.

[2]) Wenn ich hier statt der Metapher Lautwandel die genauere Bezeichnung Lautsubstitution oder Lautersatz vorschlage, so wird damit ein für alle mal die oft vorgetragene irrige Anschauung ausgeschlossen, als ob ein solcher „Wandel" nur eine bestimmte Zeit beansprucht und nachher nicht mehr „gewirkt" hätte. Eine solche Substitution kann im Gegenteil Jahrhunderte lang an jedem neuen Fremdwort vollzogen werden, worin der betreffende fremde Laut nicht zur heimischen Artikulationsbasis passt.



Tendenz“ eines Lautes „sich zu wandeln“ wird besser nicht mehr gesprochen: denn hier zeigt sich ein gefährlicher Fortschritt von der Metapher zur Personifikation. Halten wir künftig an der Thatsache fest: verändert wird von der Sprachgemeinschaft das Wort, substituiert der Laut.

2. Durch die Erforschung der alten Sprachdenkmäler wie der heutigen Mundarten wissen wir, dass jede Sprachgemeinschaft im Laufe der Zeit ihre Worte, d. h. ihren gesamten Besitz an möglichen Formen, auf die genannte dreifache Weise verändert. Dies geschieht aber von den verschiedenen Sprachgemeinschaften mit sehr ungleicher Geschwindigkeit. Sprachgemeinschaften, die wie die indogermanische Völkergruppe ursprünglich ihre Worte im wesentlichen phonetisch identisch gesprochen, später aber sich von einander, zunächst nur räumlich, getrennt haben, reden heute derart verschieden, dass nicht nur ein gegenseitiges Verständnis ausgeschlossen, sondern die ursprüngliche Identität der Worte (wenigstens des alten Grundbestandes) heute nur durch die sorgfältigste Sprachvergleichung im einzelnen erkennbar ist. Dabei hat sich oft genug der merkwürdige Fall ereignet, dass nicht, wie man zunächst annehmen möchte, sich die getrennten Sprachgemeinschaften ungefähr gleichmässig, jede auf ihre Weise, von der gemeinsamen Ursprache entfernt haben; sondern im Gegenteil erhielten einige das überlieferte Gut an Worten phonetisch verhältnismässig altertümlich, während andere durch Lautersatz, Lautschwund und Lautzuwachs dasselbe völlig alterierten. So sind z. B. die indogermanischen Sprachen teilweise sehr altertümlich, teilweise bis zur Unkenntlichkeit verändert. In diesem Sinne macht Franz Misteli (Typen des Sprachbaues S. 488—489) die zutreffende Bemerkung: „So muss man denn überhaupt das Wort ‘alt’ in Bezug auf Sprache gar nicht von zeitlicher Dauer, sondern von der Altertümlichkeit, d. h. Ursprünglichkeit der Form, verstehen.... So sind von den modernen Vertretern des Indogermanismus die baltisch-slavischen Sprachen wohl die altertümlichsten, während die germanischen und romanischen sich weit vom Urtypus entfernten, besonders die englische Sprache, welche in rücksichtsloser Beschränkung der Formenmenge und in souveräner Behandlung der Syntax alle andern Glieder des Sprachstammes überholte.“ Die Beispiele liessen sich leicht mehren. Man vergleiche insbesondere das heutige Friesische mit dem Englischen, das Neu-

isländische mit dem Dänischen. Und wenn wir die romanischen Sprachen ins Auge fassen, finden wir Sardisch, Toskanisch und Spanisch unmittelbar neben Galloitalisch und Portugiesisch.

3. Auch in anderer Beziehung lässt sich eine merkwürdige Ungleichheit konstatieren, und zwar innerhalb einer nnd derselben Sprachgemeinschaft. Manche Laute werden, wie uns die Sprachgeschichte lehrt, Jahrtausende hindurch in allen Worten beibehalten,[1]) andere dagegen durch neue ersetzt oder, wie idg. *p* im Keltischen, ganz fallen gelassen. Bald werden die Sonorlaute, bald mehr die Geräuschlaute von Substitutionen betroffen. Und das alles vollzieht sich stets mit einer gewissen Regelmässigkeit, wie schon die oberflächlichste Betrachtung zeigt: denn anders wäre es dem Sprachhistoriker heute nicht mehr möglich, überhaupt Sprachgeschichte zu treiben.[2])

4. Wir stehen damit vor einem mehrfachen grossen Rätsel. Da nach dem Kausalgesetz, auf dem alle Wissenschaft beruht, keine Wirkungen ohne Ursachen sein können, haben wir nach den Ursachen dieser merkwürdigen Thatsachen zu forschen. Denn an sich widerstreitet alle phonetische Veränderung — dagegen nicht die der Bedeutungen — durchaus dem Wesen und Zweck aller Sprache. Wir haben nicht auszugehen von dem Satz, dass es im Grunde nur Individualsprachen gebe,[3]) sondern davon, dass jede Sprachgemeinschaft naturgemäss beständig darauf bedacht sein muss, individuelle phonetische Abweichungen hintanzuhalten. Darum sagt Hermann Paul: „Es gehört zum eigensten Wesen der Sprache als eines Verkehrsmittels, dass der Einzelne sich in steter Übereinstimmung mit

[1]) So bemerkt Ascoli, Briefe S. 131: „Die Lautverbindung *pt*, welche in den Wörtern, deren lateinische Gestalt *septem*, *aptus* lautet, von allem Anfang an bestanden hat, hat sich unzählige Jahrhunderte hindurch unversehrt erhalten (rum. *šeapte*)."

[2]) Diese Thatsache, dass es Sprachgeschichte giebt, setzt an sich schon eine gewisse Regelmässigkeit in den Wortveränderungen voraus. Man hat dies mit Recht als ein Kriterium einfachster Art zu gunsten der Lautgesetze angeführt. Aber freilich reicht dasselbe für sich allein zu deren Nachweis nicht aus.

[3]) Paul[2], S. 35: „Wir müssen eigentlich so viele Sprachen unterscheiden, als es Individuen giebt."

Passy, Étude § 10: Ja, jedes Individuum spricht verschiedene Sprachen: „une infinité de dialectes".

Ebenso Easton, Amer. Journ. of Philology 1884, S. 172: „The result of all this is that every speach is practically a mixture of dialects."

seinen Verkehrsgenossen fühlt."[1]) Denn die Sprache dient ihrem Zweck nur dann, wenn sie phonetisch immer möglichst beständig und gleichmässig erhalten bleibt: das folgt aus der Betrachtung des Wesens aller symbolischen Ausdrucksbewegungen überhaupt. Wäre kein Streben nach phonetischer Gleichmässigkeit vorhanden, so wäre niemals Sprache geschaffen und niemals eine Sprache erhalten worden.

Diese Erwägung wird uns durch eigene Beobachtung auf Schritt und Tritt bestätigt. Bekanntlich gilt es im In- und Ausland als das Merkmal höherer Bildung, über phonetische Abweichungen vom ortsüblichen Sprachgebrauch nicht zu lachen. Individuelle Abweichungen der Einheimischen werden, wenn sie für das Gehör der andern stark hervortreten, sofort als Sprachfehler gebrandmarkt und dem Spotte so gut preisgegeben, wie ein körperliches Gebrechen. Schlimmer noch ergeht es den 'Auswärtigen'. Sie werden, wenigstens auf dem Lande, verhöhnt und vielleicht noch schlimmer bedacht. Zwischen den Angehörigen von Nachbarmundarten sind Spottverse und Schimpfwörter im Umlauf, die gegenseitig das Sprechen der andern lächerlich machen (siehe C. Haag S. 109—110). Denn die Feinheit des Gehörs lässt, wie schon früher bemerkt worden, gerade bei Kindern und Analphabeten nichts zu wünschen übrig, ist wenigstens gegenüber der Nachbarmundart jedenfalls so, dass kein Phonetiker sich desselben zu schämen hätte.

Auf einen 'Auswärtigen', der in das Gebiet einer ihm fremden Mundart zugezogen ist, wird gegebenfalls sogar eine Art Zwang ausgeübt, sich den Lautstand seiner neuen Heimat anzueignen. Dies gelingt dann, wenn der betreffende noch in jüngeren Jahren ist, besonders leicht vor Eintritt der Pubertät, bevor die in der Kindheit erlernten Muskelbewegungen konstant geworden sind.[2]) So ergiebt sich uns aus der unmittelbaren

[1]) Siehe Prinzipien [3], S. 55. — Also das gerade Gegenteil ist wahr von dem, was Sayce (Introduction I, S. 204) ausführt: „The natural condition of language is diversity and change, and it is only under the artificiel influences of civilization and culture that a language becomes uniform and stationary."

[2]) Es sei mir hier erlaubt, einen mir unvergesslichen Vorfall aus meiner Kindheit zu berichten. Ich besuchte die Oberquarta des Gymnasiums meiner Vaterstadt Ulm gleichzeitig mit dem Sohn eines preussischen Offiziers, der aus Mainz nach Ulm versetzt worden war. Der betreffende Junge — ich erinnere mich noch wohl seines Namens — sprach prononciertes Rheinfränkisch und erregte dadurch erst Lachen, dann Spott, und schliesslich fasste man



Beobachtung die Thatsache, dass innerhalb einer Sprachgemeinschaft ein beständiges Streben nach Erhaltung und Ausgleichung wahrzunehmen ist.

Diese Regulierung erfolgt mittelst des, wie wiederholt betont wurde, verhältnismässig genauen Gehörs der Sprachgemeinschaft, auf welchem, wie wir sahen, überhaupt alle sprachliche Reproduktion beruht. So sagt Hermann Paul (Prinzipien³ S. 55): „Eine Kontrolle giebt es aber dennoch, wodurch der [phonetischen] Entwicklung des einzelnen Individuums eine mächtige Hemmung entgegengesetzt wird: das ist das Lautbild." Wir setzen dafür genauer: die akustische Erinnerungsvorstellung des Wortes. Nachdrücklicher, als es in der Phonetik früher geschah, hat Otto Bremer diese Grundthatsache betont, und die wichtige Beobachtung hinzugefügt, dass es möglich ist, durch verschiedene Muskelbewegungen eine und dieselbe akustische Wirkung hervorzubringen. Bremer sagt darüber in seiner „Deutschen Phonetik" (S. 2—4. Als schlagendes Beispiel wird S. 5 die Aussprache des deutschen *sch* angeführt, die mit verschiedenen Mitteln dasselbe Ergebnis erreicht.): „Die Ausprache pflanzt sich ausschliesslich mittels des Gehörs fort..... Das, was als unverrückbares Fixum für einen bestimmten Laut gilt, ist allemal der akustische Eindruck. Die Sprechwerkzeuge der einzelnen Menschen sind so verschieden gebaut, haben so verschiedene Dimensionen, dass eine ganz genau übereinstimmende Artikulation ungleichere Schallgebilde erzeugen würde, als sie thatsächlich vorhanden sind.... Unsere Aussprache beruht also nur auf Nachahmung mittels des Gehörs. Die Artikulation eines bestimmten Lautes ist also nur die Folge des Bestrebens, eine bestimmte akustische Wirkung zu erzielen. Diese ist das Prius, jene das Posterius."

Bremers Resultat scheint mir insofern von besonderer Bedeutung, weil damit endgiltig erwiesen ist, dass bei allen Sprachen nicht die psychophysisch bewirkten Muskelbewegungen das wesentliche darstellen, sondern allein die akustische Erinnerungs-

---

seine Sprache als Beleidigung auf und prügelte den Jungen mehr als einmal in den Pausen. Die Folge war, dass das Mainzer Kind schliesslich tadellos ulmisch lernte. — Ähnliche Vorkommnisse sind vielleicht auch meinen Lesern gegenwärtig. Es würde sich lohnen, auf solche Dinge einmal besonders zu achten. Heute, bei dem wachsenden Verkehr, hört diese Abschliessung einer Sprachgemeinschaft allmählich auf.

vorstellung des Wortes, also etwas durchaus *Psychisches*, für die Aussprache bestimmend ist. (Der Kürze halber spreche ich hier von Erinnerungsvorstellungen schlechthin, obwohl solche meist nur im Bewusstsein des sprechen lernenden Kindes und des eine Fremdsprache lernenden Erwachsenen vorhanden sind, während man sonst genauer von Gedächtnisresiduen reden sollte). *Für das Sprechen ist damit ein Primat des Psychischen vor dem Physischen endgiltig bewiesen*, und es wäre sehr zu wünschen, dass man künftig nicht mehr von dem „*rein physiologischen Akt*“ des Sprechens und ähnlichen materialistischen Missverständnissen lesen müsste. *Auch nur von der phonetischen Seite betrachtet, ist das Sprechen eine hervorragend psychische Funktion des Menschen.* Der alte Streit, ob die Sprachwissenschaft zu den Geistes- oder Naturwissenschaften gehöre, ist damit hoffentlich ein für allemal zu gunsten der ersteren Anschauung beigelegt.[1])

Ausser dem Gehör giebt es aber ein zweites, minder wesentliches Mittel der Kontrolle: das ist die *Beobachtung der Muskelbewegungen* des Sprechenden. Beim Erlernen einer Sprache durch das Kind leistet sie wichtige Dienste, und sollte füglich auch bei der Aneignung einer fremden Sprache durch

[1]) In dieser Richtung hat sich früher vor andern Hugo Schuchardt unsern wärmsten Dank erworben. Nachdem um die Mitte des Jahrhunderts Schleicher und Max Müller jene materialistische Theorie lebhaft befürwortet hatten, wirkte es wie eine Entdeckung, als Schuchardt im Jahre 1885 schrieb: „.... Die heutige Periode, welche der Sprachwissenschaft den Charakter einer Geisteswissenschaft zuerkennt, welche in der Sprache keinen natürlichen Organismus, sondern ein soziales Produkt erblickt“ (Lautgesetze S. 34). — Und später einmal (Litbl. g. r. Ph. 1892, Sp. 314) gebrauchte Schuchardt den treffenden Vergleich: „Um die Sprachwissenschaft haben sich bekanntlich die Natur- und die Geistes- (oder Geschichts-)wissenschaften gerissen wie in der mittelalterlichen Legende die Teufel und die Engel um die Seele des Menschen; jetzt pflegt man sie ihrem Inhalt nach zu den Geisteswissenschaften, ihrer Methode nach zu den Naturwissenschaften zu zählen, mit fast dem gleichen Rechte könnte man das Umgekehrte thun.“ — Übrigens haben wir diese frühere Ungewissheit weniger der Sprachwissenschaft als dem damaligen Stande der Philosophie zuzuschreiben: alles Psychische wurde in mechanische Formeln gezwängt, und die Psychologie schien sich in Empfindungslehre auflösen zu wollen. Noch heute nimmt die physiologische (experimentelle) Psychologie einen grossen Teil des Raums ein, den die Psychologie zu beanspruchen hätte. (Vgl. über diese hochinteressanten Fragen die treffliche kleine, klar geschriebene Schrift von Hugo Münsterberg, Über Aufgaben und Methoden der Psychologie, Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung II, Leipzig 1891.)

den Erwachsenen eine ähnliche Rolle spielen. Man weiss, dass Taubstumme die Rede thatsächlich vom Munde abzulesen verstehen: so charakteristisch sind für den aufmerksamen Betrachter die optischen Eindrücke der Muskelbewegungen.

5. Die erste Folgerung, die wir aus dem Bisherigen zu ziehen haben, lautet also: Die phonetischen Veränderungen der Worte einer Sprachgemeinschaft können (abgesehen von der Kultursprache, wovon in § 18) nicht individuell (sonst hätten sie den Charakter von Sprach- oder Sprechfehlern), sondern müssen sozial bedingt sein. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage sagt Karl Brugmann (Stand der Sprachwissenschaft S. 50): „Jeder steht unter dem Zwange der Gesellschaft, in der er lebt. Es muss also die Neigung zur Abweichung bei einer grösseren Anzahl von Individuen zugleich vorhanden sein, damit sie durchdringen kann...... An der Bewegung sind, bei allen Verschiedenheiten im Einzelnen, sämtliche Angehörige der Sprachgenossenschaft beteiligt, und die Bewegungsrichtung ist bei allen die gleiche." Unsere Untersuchung wird diesen Satz bestätigen. Mit grosser Entschiedenheit hat sich Ascoli in diesem Sinne ausgesprochen (Briefe S. 48).

Und eine zweite, nicht minder wichtige Folgerung ist aus dem Gesagten zu gewinnen: Phonetische Veränderungen werden von einer Sprachgemeinschaft in der Regel derart vollzogen, dass dieselben unbemerkt bleiben.[1])

---

[1]) So sagt Whitney-Jolly S. 76: „Lautveränderungen beruhen auf der unwillkürlichen Wirkung von Strebungen, über die sich der einzelne selbst keine Rechenschaft giebt, auf der Beeinflussung menschlicher Organe durch sie, deren Bau und Verrichtungen ihm nahezu oder völlig unbekannt sind."

Und ähnlich Brugmann (Kuhns Zeitschrift 1879, S. 4): „Jede lautliche Neigung, welche in einer Sprache aufkommt, wirkt blind, d. h. so dass jedes Bewusstsein von einer Fortentwicklung und Umgestaltung des überkommenen Sprachstoffs den Sprechenden zu der Zeit, wo sie die Fortentwicklung vollziehen, völlig abgeht. Man hat zu erwarten, dass allemal der ganze Sprachstoff, der von den Sprechenden den Sprachorganen unterworfen wird und demgemäss zur Aussprache kommt, von dieser rein mechanischon 'Lautneigung' ergriffen werde." — Dass und warum hier die Vorstellung von einer „Lautneigung" zu beanstanden sein dürfte, ist zu Beginn dieses Paragraphen gezeigt worden.

Joh. Schmidt, Deutsche Literatur-Zeitung 1885, Sp. 340, bemerkte gegen Curtius' „Kritik": „So viel Ref. weiss, herrscht, Friedr. Müller ausgenommen, allgemeines Einverständnis darüber, dass sämmtliche Lautveränderungen sich ohne Bewusstsein der Sprechenden vollziehen, keine 'Moden' sind, welche der einzelne nach Belieben mitmachen oder ablehnen kann."

Denn würden sie von den Sprechenden bemerkt, so würde sofort eine Regulierung nach dem Gehör eintreten. Auch dieser Satz wird sich uns im einzelnen bewahrheiten.

§ 4.
Die konstruktive Sprachforschung.

1. Nach diesem ersten, vorbereitenden Teil unserer Untersuchung stehen wir vor der Aufgabe, in geschichtlicher Betrachtung zu schildern, wie die noch heute im Streite liegenden entgegengesetzten Anschauungen über die Veränderungen der Aussprache entwickelt worden sind, insbesondere aber, wie und von wem der Satz von den Lautgesetzen zuerst ausgesprochen worden ist.

Auszugehen haben wir dabei von der Thatsache, dass den Begründern der neueren Sprachwissenschaft zweierlei grammatische Methoden vorgelegen haben, die der Griechen und Römer und diejenige der Inder. In der griechisch-römischen Grammatik wurden die Laute und die phonetischen Veränderungen fast durchweg vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet: man stritt sich über den ästhetischen Wert der Vokale, erklärte das *a* für den schönsten Sonorlaut, das *l* für den schönsten Geräuschlaut, am hässlichsten fand man das *s* (vgl. Kretschmer, Einl. S. 1 Anm.). Die Lautsubstitutionen glaubte man um des Wohllauts willen, aus euphonischen Gründen vollzogen. In

---

Ferner Wundt, Essays S. 284: „Die Vorgänge, welche die Entstehung und allmähliche Umbildung der einzelnen ausdrucksvollen Laute und Lautkomplexe herbeiführen, vollziehen sich durchgehends willenlos, teils unter dem Einflusse der mechanischen Bedingungen, die sich von Seiten der Artikulationsorgane ergeben, teils unter der Wirkung aller der psychologischen Motive, die aus Wahrnehmungen und Assoziationen entspringen können, wobei unter den letzteren wieder diejenigen Assoziationen, die innerhalb der sprachlichen Formen selber sich ausbilden, eine wichtige, wenn auch schwerlich die einzige Rolle spielen."

V. Henry, Antinomies linguistiques S. 66—67, sprach den Satz aus, dass sämtliche Sprachneuerungen unabsichtlich geschaffen werden, und führte ihn, an der Hand geeigneter Beispiele, für die sechzehn Kategorien von Sprachveränderungen durch, die er, in Lautlehre, Bedeutungslehre, Wortlehre und Syntax, als allein vorhanden annahm. Sehr lesenswert ist die glänzende Darstellung, in der er nachwies, wie ungerechtfertigt es ist, bei Ersatzdehnung, Ferndissimilation der Konsonanten, Analogiebildung und ähnlichen Erscheinungen den Sprechenden irgend welche Absicht zuzuschreiben, die erst von manchen Grammatikern hineingetragen wird.

einen andern Irrtum gerieten die indischen Sprachforscher. Zwar war ihre Methode eine statistische, also von der heutigen nicht allzu weit entfernt. Aber sie glaubten einen grossen Teil rein phonetischer Veränderungen zum Zweck der Bedeutungsverschiedenheit geschaffen. Sie besassen noch nicht die erst in der Gegenwart erworbene historische Erkenntnis, dass die Sprachsymbole als phonetische Phänomene mit dem damit assoziierten Bedeutungsgehalt (dem durch diese Muskelbewegungen symbolisierten Erlebten) an sich nichts zu schaffen haben. Mit andern Worten, ihnen fehlte noch die sogenannte Trennung von „Laut- und Bedeutungswandel". Dass accentuelle Lautveränderungen, wie der Ablaut, nicht etwa mit Absicht vollzogen sind, damit die Formen mit verschiedener Bedeutung auch phonetisch verschieden sein sollen, entging noch den umsichtigen indischen Gelehrten: das Verhältnis ist übrigens schwer genug zu durchschauen (siehe unten § 9). Als Pâṇini in seiner klassischen Sanskritgrammatik die drei letzten Bücher den phonetischen Veränderungen widmete, da vermengte er grammatische Erscheinungen, wie Reduplikation und Augment, mit phonetischen, wie dem Ablaut und den Assimilationen in Wort und Äusserung (den sogenannten Sandhiregeln). (Vgl. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft S. 99).

Diese irrtümlichen Auffassungen, die bei den Griechen aus ihrer hervorragend ästhetischen Veranlagung, bei den Indern aus einem nicht historischen, sondern streng systematischen Denken hervorgegangen sind, haben noch bis in die Gegenwart nachgewirkt, und sind heute zwar überwunden, aber noch nicht endgiltig beseitigt. Die euphonische[1]) und die grammatische[2])

---

[1]) Von der Gabelentz, Sprachwissenschaft S. 203 ff., tadelte mit Recht die ältere Anschauung, wonach aller bedingte Lautwandel als 'euphonisch' betrachtet wurde. „Es ist zu vermuten, dass in weitaus den meisten Fällen nicht Zwecke, sondern Ursachen, nicht vorgestellte akustische Wirkungen, sondern mechanische Vorgänge in den Sprachorganen das erzeugen, was man Wohllaut nennt.... Wir fassen den Begriff der Euphonik sehr weit, so dass jede Art gegenseitiger Beeinflussung von Lauten oder Betonungen unter ihn fällt. An eigentlichen Wohllaut ist dabei am wenigsten zu denken, und man hat sehr verständiger Weise den anspruchsvollen griechischen Namen durch den nüchternen indischen ersetzt; das Wort *sandhi* ist nachgerade Gemeingut der Sprachwissenschaft geworden."

Aber Benfey behauptete noch 1877 (Göttinger Nachrichten 1877, S. 552): „Was für die Volkssprache als richtig und schön anerkannt ist, dem unter-

Erklärung sind noch in neuester Zeit von angesehenen Gelehrten vorgetragen worden. Es ist eines der wesentlichsten Verdienste der gegenwärtigen Sprachforschung, hier volle Klarheit geschaffen zu haben.

Der Gelehrte, welcher hier zum ersten male reinliche Scheidung anstrebte, war kein anderer als der Begründer der

---

wirft sich auch — mit oder häufiger noch ohne Bewusstsein — jedes Mitglied der kleineren Komplexe, welches das Bedürfnis fühlt, in den das ganze Volk umfassenden Kreis zu treten.... Spezielle Richtungen, welche in den kleineren Komplexen, im Gegensatz zu den allgemein für richtig oder schön geltenden, hervortreten, werden als Fehler gebrandmarkt und, wo sie nicht durch den geselligen Verkehr, oder andere Einwirkung derer, welche als Vertreter des allgemein als recht und schön anerkannten gelten, von selbst weichen, werden sie mit Absicht vermieden und gegen das allgemein gültige vertauscht. In einfachen Verhältnissen — in denen noch keine Schrift vorhanden war — werden als solche Vertreter Dichter, Redner und überhaupt diejenigen betrachtet sein, welche die Gabe besassen, auf andre durch entscheidende, ergreifende, oder überhaupt zweckmässige Benutzung des Wortes zu wirken."

Paul, in seiner Besprechung von Scherers „Zur Geschichte der deutschen Sprache", wies diesem Gelehrten nach, dass er noch der alten Anschauung von 'euphonischen Veränderungen' huldige. „Vor allem spielt nach Scherer die Ästhetik bei den Lautveränderungen eine grosse Rolle.... Gesteigerter oder sinkender Nationalgeschmack ist Hauptbedingung für die wichtigsten Prozesse.... Aus diesem Ästhetisieren entspringt eine neue Periodisierung der deutschen Sprache, oder vielmehr der ganzen deutschen Kulturbewegung." Scherer wandte seine Scheidung nach „männlichen und weiblichen Perioden" wie auf die Literaturgeschichte, so auch auf die Sprachgeschichte an und verlegte z. B. die hochdeutsche Lautverschiebung darum in eine „weibliche" Periode, weil dieselbe auf einer Vernachlässigung der Konsonanten und diese ihrerseits auf dem ästhetischen Wohlgefallen an dem Klange der Vokale beruhe.

[2]) Noch im Jahre 1877 schrieb Benfey (Gött. Nachrichten 1877, S. 534), dass er, „im Gegensatze zu jüngeren Sprachforschern, zwei Hauptklassen von Lautumwandlungen unterscheide. Die eine umfasst diejenigen, welche zu Begriffsbestimmungen dienen (z. B. skt. *aindrá*, dem Indra gehörig, *Paúrukutsi*, Nachkomme des Purukutsa)..., zweitens solche, welche sich aus rein lautlichen Verhältnissen erklären. Diese kommen in Verbindung mit so verschiedenartigen begrifflichen Umwandlungen vor, dass es keinem Zweifel unterworfen werden kann, dass sie von der etwaigen Begriffsdifferenz ganz unabhängig und nur durch lautliche Einflüsse entstanden sind.... Die lautlichen Umwandlungen der ersten Kategorie nennen wir grammatische, die der zweiten phonetische. Diese zweite Kategorie zerfällt ebenfalls in zwei Abteilungen ..., die selbständigen und die unselbständigen" [spontanen und bedingten]. Die ersteren fallen auf „durch die gewöhnlich sehr weit reichende, bisweilen fast durchgreifende Regelmässigkeit", z. B. in der germanischen sog. Lautverschiebung."

Sprachenkunde als Wissenschaft, Wilhelm von Humboldt. Kurz und bündig hat er seinen Standpunkt ausgesprochen in einem Briefe an Franz Bopp (Lefmann III, S. 52, 26. Sept. 1826): „Absichtlich grammatisch ist gewiss kein Vokalwechsel. Aller in Ableitung und Konjugation rührt, dünkt mich, immer entweder von der Natur der Buchstaben oder ihrem Einfluss auf einander oder vom Accent her. .... Vorzüglich wichtig ist der Accent, und es ist offenbar, dass er oft die Beschaffenheit der ihm unterworfenen Laute verändert. So erkläre ich *condemno* u. *damno*. .... Eine accentlose Sprache lässt sich nicht denken.“ (Lefmann III, S. 15.) Diese Sätze verdienen klassisch genannt zu werden: denn hier wird zugleich die unrichtige Auffassung der indischen Grammatiker zurückgewiesen und die auch für uns heute zu Recht bestehende Dreiheit von Hauptkategorien phonetischer Veränderungen aufgestellt.

Wie aber Humboldt zu diesen für seine Zeit glänzenden und einzigartigen Entdeckungen gelangte, diese Frage lässt sich nicht allzu schwer beantworten. Er besass einmal eine damals unerhörte Sprachenkenntnis und wusste sich so von den Schulmeinungen, welche noch die Brüder Schlegel vortrugen, frei zu machen. Überdies aber war er, mit Hilfe des Kantschen Kriticismus, tiefer in das Wesen der Sprache eingedrungen als irgend ein Sprachforscher vor ihm. Er war der erste, welcher die nur auf Assoziation beruhende, lose Beziehung zwischen den akustisch-motorischen Wortvorstellungen und ihren Bedeutungen klar durchschaute und diese Trennung folgerichtig durchführte. Er drängte darauf, man solle „mehr von demjenigen abstrahieren, was die Sprache als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittlung des Verständnisses wirke“. Die Betrachtung des Sprechens als phonetisches Phänomen an sich ist zuerst von Wilhelm von Humboldt angebahnt und ermöglicht worden: hierin liegt sein grösstes, nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst um die Sprachforschung. Denn es leuchtet ein, dass erst damit die Voraussetzung zur heutigen lautphysiologischen Sprachbetrachtung und zu einer selbständigen Lautlehre gewonnen war.

Humboldt that den entscheidenden Schritt in seiner Scheidung von „äusserer und innerer Sprachform“. Aber wenn irgendwo, so hat sich hier das Gefährliche der metaphorischen Ausdrücke gezeigt. Besonders die zweite Bezeichnung ist öfter missverstanden

als richtig aufgefasst worden. Der Gelehrte meinte mit der „äusseren Sprachform“ nichts weiter als die sprachlichen Symbole, die psychophysischen Erzeugnisse der Muskelbewegungen, kürzer gesagt, die phonetischen Phänomene. Und unter der „inneren Sprachform“, in die später so viel hineingedeutet worden ist, verstand er nichts anderes als den gesamten Bestand der mit den akustisch-motorischen Worten und Wortformen assoziierten Bedeutungen. Beides zusammen stellte er einem Dritten gegenüber, dem Inhalt, wie er es ausdrückte: es sind die Bewusstseinsvorgänge, welche der Sprechende äussert, d. h. durch Reproduktion der mit Bedeutungen assoziierten Lautgruppen symbolisiert.[1])

Von höchster Wichtigkeit wurden für die Entwicklung der modernen Sprachwissenschaft jene von den Indern beobachteten und auch in der Schrift peinlich befolgten Sandhigesetze (Assimilationen von Nachbarlauten). Hier waren — ganz im Gegensatz zu den als mehr oder weniger beliebig gedachten Wohllautsregeln der Griechen — bereits Gesetze aufgestellt, Gesetze, die von der Natur der in Wort und Äusserung an einander tretenden Laute bedingt waren: eine wichtige Kategorie phonetischer Veränderungen war in ihrem Wesen erkannt und ein für allemal festgelegt. Und hier sehe ich die ältere der beiden historischen Grundlagen des Begriffes „Lautgesetz“. Wir werden unten erkennen, wie Franz Bopp im Anschluss an die englischen Sanskritgrammatiker, die ihrerseits von ihren indischen Lehrern darüber unterrichtet worden waren, ebenfalls die „Klasse der Wohllautsregeln“ aufstellt, entsprechend den indischen Sandhiregeln. Als ihm dann durch Humboldt der Gedanke vermittelt wurde, dass in der Sprache als einem phonetischen Phänomen (der „äusseren

[1]) Ich muss mir versagen, auf diese hochinteressante Frage hier näher einzugehen. Für unsern Zweck mag der Hinweis darauf genügen, dass zuerst Humboldt hier scharf geschieden hat. — Vor wenigen Jahren hat Marty in einem trefflichen und sehr lesenswerten Aufsatz, in den Symbolae Pragenses, die Frage der „inneren Sprachform“ aufs neue erörtert. Ich kann ihm nicht immer beipflichten, und möchte insbesondere Humboldt gegen Martys Polemik in Schutz nehmen. Das Problem, um welches es sich hier im Grunde handelt, ist das von „Sprechen und Denken“, woran die Frage nach der Einteilung der Grammatik, zumal die Frage „was ist Syntax“ hängt. Vielleicht ist es mir vergönnt, in einem weiteren Aufsatz auf dieses Thema zurückzukommen.

Sprachform") durchweg Gesetze zu beobachten seien, gebrauchte er erst den Ausdruck Wohllautsgesetz und hernach als festen Terminus schlechthin „Lautgesetz". Auch hier also hat Humboldt entscheidend eingegriffen.

Wenn seine Anschauungen in beiden Punkten, was die Art und Weise der phonetischen Veränderungen und was ihre Regelmässigkeit betrifft, sich damals nicht für immer durchgesetzt, sondern die ästhetische Beurteilung der Griechen sowie die teilweise grammatische der Inder sich stets daneben behauptet haben, so liegt das teilweise an dem schweren und dunklen Stil des Gelehrten. Wie er sein Denken an der Philosophie Immanuel Kants geschult hatte, so schrieb er — nicht in den Briefen, wohl aber in seinen philosophischen Werken — einen ähnlich gewundenen und schwer verständlichen Stil, so dass diesem „Kant der Sprachwissenschaft", wie ich ihn nennen möchte, zwar eine gewaltige Wirkung beschieden war und, wie ich denke, für immer beschieden bleibt, dass aber auch sein Schicksal sein wird, stets nur schwer verstanden zu werden.

2. Wenn in diesem Zusammenhang der schwierige Versuch gewagt werden darf, jene ältere Periode der Sprachwissenschaft, von Humboldt bis Schleicher, zu charakterisieren, so finden wir zwei Grundgedanken, die allen Arbeiten jener Gelehrten zu Grunde liegen. Das ist einmal die Auffassung der Sprache als eines Organismus, und zweitens die Trennung aller Sprachentwicklung in zwei Epochen, die der Organisation als einer natürlichen Entstehung und die der kulturellen Verwendung und Ausbildung.

Diese beiden Gedanken stammen von Wilhelm von Humboldt, dem geistigen Haupt und Führer der vergleichenden Sprachforscher, welcher in dieser seiner Bedeutung von Bopp und Pott, Curtius und Schleicher bei jeder Gelegenheit mit freudigem Danke anerkannt worden ist. Vgl. Delbrück, Sprachstudium³ S. 27. Nachdem Wilhelm von Humboldt sich im vertrauten Umgange mit Goethe und Schiller und besonders durch das ernste Studium Kants[1]) geschult hatte, wandte er sein um-

---

[1]) Es wäre eine lohnende und höchst anziehende Aufgabe, den Einfluss Kants auf Humboldt und damit auf Richtung und Methode der Sprachwissenschaft einmal vom Standpunkte der heutigen Sprachforschung aufzuzeigen. Diese Arbeit würde ein wesentliches und gewiss nicht das unwichtigste Glied in der Reihe der verdienstlichen Untersuchungen bilden,



fassendes und tiefeindringendes Denken der Sprachenkunde zu und verlieh ihr so die gediegene wissenschaftliche Grundlage, die derselben bis dahin, trotz der Bemühungen der Brüder Schlegel und anderer Romantiker, gefehlt hatte. Er hatte sich eine für die damalige Zeit wunderbar ausgebreitete Sprachenkenntnis erworben und verwendete diese nun von Beginn an für die eigentlichen Grundfragen aller sprachlichen Forschung, das Problem vom Wesen und Zweck des menschlichen Sprechens und insbesondere den Zusammenhang und Anteil dieser Fertigkeit an der menschlichen Kulturentwicklung. Für das Humanitätsideal, diesen Lieblingsgedanken der führenden Geister des 18. Jahrhunderts, glaubte er hier eine der wesentlichsten geschichtlichen Voraussetzungen aufzeigen zu können. Dass aber dieses Ziel nur zu erreichen war, wenn man von einer tiefgründigen Untersuchung zunächst der phonetischen Phänomene als solcher den Ausgang nahm, blieb seiner kritischen Erkenntnis nicht verborgen. So schrieb er einmal an seinen Freund Bopp, er treibe das Sanskrit nicht um der Litteratur, sondern eigentlich um der Sprache willen; so erkundigte er sich bei ihm eingehend und wiederholt nach der Aussprache der indischen Lautzeichen, so studierte er den Accent und andere Probleme dessen, was wir heute Lautlehre nennen. (4. Januar 1821.) Zu diesem Zweck verschaffte er sich eingehende Kenntnis der ihm zugänglichen litteraturlosen Sprachen, was damals noch ein neues und z. B. den Brüdern Schlegel unerhörtes Unternehmen war, welche ihrerseits das Sanskrit wesentlich wegen der darin niedergelegten Poesie und Philosophie studierten.

Zu Beginn dieser Abhandlung haben wir „die Sprache als Ausdrucksbewegung“ aufzufassen und zu bestimmen gesucht, und schon dort an Humboldts treffliches Wort erinnert, dass das Sprechen kein *ἔργον*, sondern eine *ἐνέργεια* sei, dass die Sprache als phonetisches Phänomen ausserhalb des Sprechenden überhaupt nicht existiere. Diesen seinen Grundgedanken hat er

---

deren neuerdings Kants allseitige Wirksamkeit gewürdigt worden ist. In lichtvoller Weise hat Rudolf Haym in seiner trefflichen Biographie Humboldts (Berlin 1856) dessen sprachliche Arbeiten geschildert und ist insbesondere dem Einflusse Kants (S. 446—643) auf dieselben liebevoll nachgegangen. Weniger befriedigt mich das, was Steinthal (H.'s sprachw. Werke S. 230—42) darüber bemerkt: hier macht sich zu viel Hegelsche Dialektik breit.

stets nachdrücklich betont.. So wenn er sagt (Verschiedenheit des Sprachbaues, ed. Steinthal S. 378): „Eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. Sprache und Leben sind unzertrennliche Begriffe, und die Erlernung ist in diesem Gebiete immer nur Wiedererzeugung.“ Und ferner ebenda S. 260: „Man muss die Sprache nicht sowohl wie ein totes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen, mehr von demjenigen abstrahieren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittlung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der inneren Geistesthätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluss zurückgehen.“

Zweitens haben wir uns hier zu erinnern, dass sich uns das Sprechen — wieder nur als phonetisches Phänomen betrachtet — ergeben hat als eine psychophysische Thätigkeit der Sprechwerkzeuge, welche noch heute ebensowohl symptomatisch (als Reflexbewegung) wie symbolisch (als Willkürbewegung) vollzogen wird. Die Fähigkeit zur Lautbildung war dem Menschen von Anfang an angeboren, und ist, im wesentlichen durch einen höheren Grad und Steigerung des menschlichen Intellekts, als Willkürbewegung vermannigfaltigt und zu festen akustisch-motorischen Erinnerungsvorstellungen ausgebildet worden. Dabei bleibt aber der Mensch stets abhängig von der psychophysischen Konstitution seiner Sprachorgane. Dieser nativistische Standpunkt war auch derjenige Humboldts, und so erklärt sich uns folgende stark metaphorisch gefärbte Äusserung: „Die Sprache besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche Selbstthätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugnis der Thätigkeit, sondern eine unwillkürliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe.“ (Verschiedenheit des Sprachbaues, ed. Steinthal S. 189).

Das Lautsystem einer jeden Sprachgemeinschaft, ihre phonetischen Phänomene und Veränderungen sind, weil psychophysisch durch die Organe und psychisch durch die geistige Anlage bedingt, nichts durch freies Belieben, etwa nach ästhetischen Absichten geregeltes, sondern etwas natürliches, in gewissem Sinne organisches. So kam Humboldt zu dem Satz, den wir schon in seiner ersten Abhandlung (Ankündigung über das Baskische, ed. Steinthal, Einleitung) angedeutet und in seiner

zweiten (Sprachstudium, ed. Steinthal S. 48) klar ausgesprochen finden: „Auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen,[1]) und man muss sie als solches behandeln." Der Vergleich mit den wirklichen Organismen wird sogar so weit durchgeführt, dass wir geradezu an August Schleicher gemahnt werden; so wenn Humboldt sagt (Über das Sprachstudium, ed. Steinthal S. 49): „Die wichtige Frage, ob und wie sich die Sprachen, ihrem inneren Bau nach, in Klassen, wie etwa die Familien der Pflanzen, abteilen lassen, kann nur auf diese Weise gründlich beantwortet werden."

Dies ist in den Grundzügen seine Lehre vom Organismus der Sprache, wo wir es, wie das Studium seiner Werke zeigt, im Grunde nur mit einer kühnen Metapher zu thun haben, die gebraucht wird, um die natürlich bedingte Einheitlichkeit der Lautsysteme zu bezeichnen. Die Spitze dieser ganzen Lehre war, wie man deutlich bemerkt, stets gegen alle lehrhaften Regelungen des Lautstands und alle ästhetisch-euphonische Beurteilung gerichtet. Der Unterschied liegt nur im Wort: wo wir heute von einem durch die psychophysische und psychische Natur der Sprachgemeinschaft bedingten System reden, sprach Humboldt, in der mehr rhetorischen Diktion seiner Zeit, von einem Organismus. Freilich haben die meisten seiner Nachfolger die Metapher wörtlich genommen, bis schliesslich Schleicher bei der Lehre von einem wirklichen Sprachorganismus anlangte.

Unten (in § 18) werden wir auf den einschneidenden Unterschied zu sprechen kommen, der zwischen Mundart und Kultursprache (= Gemein- und Schriftsprache) besteht. Schon Humboldt ist dieser Gegensatz nicht entgangen. Er erkannte, dass nur ausserhalb der durch stillschweigendes oder ausdrückliches Kompromiss hergestellten Regelungen der Kultursprache die Sprache unter ihren natürlichen Bedingungen stehe. So kam er auf die zweite der Lehren, die später Gemeingut der Epoche

[1]) Delbrück, Sprachstudium [3] S. 5, weist den Namen „Organismus der Sprache" schon bei Friedrich Schlegel, in der „Sprache und Weisheit der Inder" 1808, nach. Der Ausdruck wird aber dort nur nebenbei gebraucht, so dass ich es für wahrscheinlich halte, dass er schon früher auf die Sprache angewendet worden ist. Eine Nachforschung darüber wäre von Interesse.

wurden, die Scheidung einer Organisations- und Ausbildungsperiode. Klar und deutlich ist auch dieser Gedanke schon in der Abhandlung über das Sprachstudium (1826, ed. Steinthal, S. 47) ausgedrückt: „Der Kürze wegen will ich ... die beiden beschriebenen Teile des vergleichenden Sprachstudiums durch die Untersuchung des Organismus der Sprachen, und die Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung bezeichnen. Der Organismus der Sprachen entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfnis des Menschen zu reden, und stammt von der ganzen Nation her; die Kultur einer einzelnen hängt von besonderen Anlagen und Schicksalen ab, und beruht grossenteils auf nach und nach in der Natur aufstehenden Individuen. Der Organismus gehört zur Physiologie des intellektuellen Menschen, die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwickelungen. Die Zergliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt zur Ausmessung und Prüfung des Gebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen; die Untersuchung im Zustande höherer Bildung zum Erkennen der Erreichung aller menschlichen Zwecke durch Sprache." Und ferner sagt Humboldt (ebenda S. 45): „Bei den Töchtersprachen der Lateinischen, bei der Neu-Griechischen und bei der Englischen, welche für die Möglichkeit der Zusammensetzung einer Sprache aus sehr heterogenen Teilen eine der lehrreichsten Erscheinungen und der dankbarsten Gegenstände für die Sprachuntersuchung ist, lässt sich die Organisationsperiode sogar geschichtlich verfolgen, und der Vollendungspunkt bis auf einen gewissen Grad ausmitteln; die Griechische finden wir bei ihrem ersten Erscheinen in einem, uns sonst bei keiner bekannten Grade der Vollendung, ... die Römische sehen wir einige Jahrhunderte hindurch gleichsam ruhen, ehe feinere und wissenschaftliche Kultur in ihr sichtbar zu werden beginnt." Es könne aber auch geschehen, dass eine Kultursprache ihrerseits wieder unter organische Lebensbedingungen trete: insbesondere gelte dies von den romanischen Sprachen (Verschiedenheit des Sprachbaues, ed. Steinthal, S. 246—247): „Man kann einer vielfachen Reihe von Veränderungen nachgehen, welche die Römische Sprache in ihrem Sinken und Untergang erfuhr, man kann ihnen die Mischungen durch einwandernde Völkerhaufen hinzufügen: man erklärt sich darum nicht besser das Entstehen des lebendigen Keims, der in

verschiedenartiger Gestalt sich wieder zum Organismus neu aufblühender Sprachen entfaltete. Ein inneres, neu entstandenes Prinzip fügte, in jeder auf eigne Art, den zerfallenden Bau wieder zusammen, und wir, die wir uns immer nur auf dem Gebiete seiner Wirkungen befinden, werden seiner Umänderungen nur an der Masse derselben gewahr."

In Gemeinschaft mit Bopp erklärte Humboldt die grammatische Entwicklung der Sprachen in ihrer Organisationsperiode durch Agglutination. Von ihm scheint diese Theorie zu stammen (Delbrück, Sprachstudium[3] S. 15—16. 73—74), welche im Gegensatz zur indischen Grammatik und zur Lehre der Brüder Schlegel und ihrer Schule steht. Am 27. April 1820 schrieb Humboldt an Bopp (Lefmann III, S. 5—8): „Ich freue mich, dass auch Sie finden, dass das meiste in den Sprachen Zusammensetzung ist." Und gleichzeitig stellte er auf Grund seiner reichen Kenntnis verschiedener Sprachtypen den Satz auf (Sprachstudium, ed. Steinthal, S. 54): „Auch ist mir keine Sprache bekannt, deren grammatische Formen nicht noch selbst in ihrer höchsten Vollendung unverkennbare Spuren der ursprünglichen Silben-Agglutination an sich trügen." Diese Agglutinationstheorie bildete ein wichtiges und unentbehrliches Glied in seiner Sprachbetrachtung, weil er so im stande war, zwischen grammatischen und phonetischen Veränderungen schärfer zu scheiden als es die indischen Grammatiker gethan hatten.

Um die Sprachen unter natürlichen Bedingungen im „Zustand ihrer Organisation" zu studieren, bevorzugen wir heute als Gegenstand der Forschung die Mundarten der Gegenwart. So beschäftigte sich Humboldt in der That eingehend mit den litteraturlosen Mundarten Amerikas. Aber die Mundarten des eigenen Landes, welche das beste Thatsachenmaterial geboten hätten, blieben ausserhalb seiner und seiner nächsten Nachfolger Betrachtung. Das lag einmal daran, dass die noch bis in die jüngste Zeit reichende Auffassung der modernen Mundarten der Kulturvölker als Entartungen der Kultursprachen damals unbeschränkt herrschte. Und ferner wurde massgebend Humboldts und Bopps Vorliebe für das Problem des Ursprungs der indog. Sprache. Nachdem man das Sanskrit kennen gelernt und zunächst seine Altertümlichkeit sehr überschätzt hatte, hoffte man hier, an diesem interessantesten Fall, einen Blick in die Entstehung einer Sprache thun zu können. So kam es, dass statt

der modernen Mundarten die indog. Ursprache Hauptziel der Forschung wurde. Trotz Humboldts richtiger theoretischer Erkenntnis geriet man in der Praxis auf einen falschen Weg, indem man an der Kultursprache des Sanskrit das Wesen einer unter natürlichen Bedingungen stehenden Sprache festzustellen suchte: dies war der folgenschwere Irrtum Bopps und mit ihm der ganzen älteren Periode der Sprachwissenschaft. Humboldt selbst ist von dieser Einseitigkeit noch frei geblieben: er hat Bopp oft genug aus seinen reichen Kenntnissen der primitiven Sprachen wertvolle Belehrung über die indogermanischen Sprachen gewährt. Aber die Nachfolger beschränkten sich bald nahezu auf diese letzteren. So erklärt es sich, dass die Anschauungen der griechisch-römischen und indischen Grammatiker bald wieder üppig ins Kraut schossen und das Lebenswerk des grossen Mannes überwucherten.

Wir kommen nun zum letzten, aber für den Zweck unserer Betrachtung wichtigsten Grundgedanken Humboldts. Er zuerst hat von **phonetischen Gesetzen**[1]) gesprochen (so in einem Briefe an Bopp vom 26. Sept. 1826, Lefmann III, S. 52). Es war dieser Schritt nur eine notwendige Konsequenz seiner Lehre. Denn nachdem er erkannt hatte, dass die phonetischen Phänomene und ihre Veränderungen durch die natürliche Konstitution der Sprachgemeinschaften bedingt sind, war die Zurückführung derselben auf Gesetze eine selbstverständliche Folgerung. Aber auch hier hielt er immer noch ausdrücklich daran fest, dass es sich nur um einen Vergleich mit wirklichen Organismen und wirklichen Naturgesetzen handle: was er meinte, war nichts anderes als das, was man heute empirische Gesetze nennt. Wie er es aussprach, dass er durch seine systematische Betrachtungsweise „der historischen Forschung nicht vorgreifen wolle", so stellte er auch die Forderung auf (Verschiedenheit des Sprachbaues, ed. Steinthal, S. 191): „Will man hier den Bildungen der schaffenden Natur nachspähen, so muss man ihr nicht Ideen unterschieben, sondern

[1]) Von „Gesetzen der Sprache" spricht Humboldt wiederholt, so (in der Ausgabe von Steinthal) SS. 44. 169. 212. 276. 290. 296. 306. 312. 313. 319. 320. 334. 352. 353. 355. 360. 361. 364. 370. 417. 420. 433. 441. 455. 540. 542. 606. 607. 629. 634. — „Wohllautsgesetze", ein von Bopp geprägter Ausdruck, seltener: SS. 328. 411. 416. 418. 432. — Einmal (S. 386) spricht er von „beinahe unglaublich scheinenden Verwischungen und Entstellungen der Laute,"



sie nehmen, wie sie sich zeigt." Und wie er die „phonetischen Gesetze" beurteilt wissen wollte, hat er unzweideutig gesagt (Verschiedenheit des Sprachbaues, ed. Steinthal, S. 370): „Da die Sprache, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist, so lassen sich in ihr nicht bloss Teile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens, oder da ich überall hier gern Ausdrücke wähle, welche der historischen Forschung auch nicht einmal scheinbar vorgreifen, vielmehr Richtungen und Bestrebungen desselben. Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den physiologischen Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Teile unterscheidet."

Soviel war in diesem Zusammenhange über Wilhelm von Humboldt zu bemerken. Wie ungenügend diese Skizze ist, verhehle ich mir nicht: man befindet sich diesem grossen Manne gegenüber in einer ähnlich schwierigen Lage wie bei seinem grösseren Lehrer Immanuel Kant. Immerhin wird es vielleicht möglich, die aufrichtige Wertschätzung, die ihm von Gelehrten wie Bopp und Pott, Curtius und Schleicher zu teil wurde, besser als bisher (vergl. Delbrück, Sprachstudium[3] S. 27) verstehen zu lernen. Wenn ein allgemein charakterisierendes Schlusswort gewagt werden darf, so möchte ich sagen, dass Wilhelm von Humboldt dasjenige auf erkenntnistheoretischem Wege geahnt und gewollt hat, was wir heute, auf dem Grunde langjähriger Spezialstudien, durch Sprachphysiologie und Sprachpsychologie zu erreichen streben: die Einsicht in die Geheimnisse von Sein und Werden der Sprachen. Sein Rüstzeug war Kants Kriticismus, und er hat mit dieser unvergleichlichen Waffe geleistet, was damals irgend geleistet werden konnte.

3. Wir gelangen jetzt zu Franz Bopp, der sich selbst stets als Schüler Wilhelm von Humboldts bezeichnet, und wie wir aus ihrem Briefwechsel [s. Lefmann, Fr. Bopp III (Nachtrag) und I, S. 124—126] wissen, in engen freundschaftlichen Beziehungen zu ihm gestanden hat. Seit Bopps Erstlingswerk, dem „Konjugationssystem" 1816, unterhielten die beiden einen vertrauten mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch, der seinen Höhepunkt erreichte, als Bopp auf des Ministers Humboldt wärmste Fürsprache 1821 als Professor an die Berliner Universität

berufen wurde und dort erst zu seiner wissenschaftlichen Reife gedieh. Es war eine gegenseitige Anregung von der förderndsten Art, welche die beiden Männer zeitlebens vereinigt hielt. Wer aber im Grunde der gebende war, das kann nicht zweifelhaft sein, wenn man die ersten Versuche der beiden, die Ankündigung über das „Baskische" und das „Konjugationssystem" vergleicht, und sich erinnert, dass Bopp seine berühmten fünf Abhandlungen, die er in der Berliner Akademie vortrug, in der Methode und teilweise im Gegenstand unmittelbar an voraufgegangene Vorträge Humboldts anlehnte. Was dieser philosophisch erkannt und durch einen Umblick in den ihm zugänglichen Sprachen bekräftigt hatte, führte Bopp an einem konkreten Falle der wichtigsten Art durch, indem er den gewaltigen Bau der vergleichenden Grammatik aufrichtete und so die indogermanische Sprachwissenschaft begründete. Humboldts Sprachphilosophie gab ihm Grundriss und Grundmauern, ohne welche kein planmässiges Bauwerk, sondern nur eine ungeordnete Anhäufung von Material möglich gewesen wäre. Der Systematiker und der Historiker arbeiteten hier in musterhafter Weise zusammen.

Vor der Bekanntschaft mit Humboldt vertrat auch Bopp noch die griechisch-römische Theorie von den „euphonischen", und die indische von den „grammatischen Lautveränderungen." Im „Konjugationssystem" (SS. 13. 14. 15. 21. 127. 152. 153. — 63. 94. — 16. 20. 142) sprach er beständig von „Regeln des Wohllauts", „Regeln des Wohlklangs", „bestimmten Regeln des Wohllauts". Und wie tief diese ästhetische Anschauung in ihm wurzelte, zeigt noch eine Bemerkung in der berühmten Recension von Jacob Grimms Deutscher Grammatik (Berliner Jahrbücher 1827, S. 263): „*A* ist der natürlichste und einfachste aller Vokale, den unser Verfasser mit Recht den edelsten und vollkommensten nennt, der die erste Stelle behaupte und daher vorzugsweise dem Maskulinum anzugehören pflege." Ebensowenig hatte Bopp anfangs zwischen grammatischen und phonetischen Veränderungen unterscheiden gelernt. So schreibt er im „Konjugationssystem" einen Satz, wie wir ihn künftig nicht mehr bei ihm antreffen (Konjugationssystem S. 22. 30. 61; vergl. S. 67. 131): „Nie kann im Sanskrit der Vokal eines Wortes geändert werden, ohne dass dadurch die Bedeutung desselben eine Modifikation erleide. ... An den indischen Zeitwörtern werden alle Verhältnisse und Nebenbestimmungen durch innere Umbiegung der

Stammsilbe, oder durch einen dem Verbum einverleibten Vokal ausgedrückt, oder durch Veränderung des Ausgangs angezeigt.... Im Griechischen werden, wie im Sanskrit, gewisse zufällige Buchstaben den Wurzeln angehängt, die wie im Indischen nur in einigen temp. beibehalten werden, und in den übrigen wieder verschwinden." Von einer Auffassung der phonetischen Veränderungen als gesetzlicher Erscheinungen ist im „Konjugationssystem" noch nirgends die Rede. Die „Regeln" bedeuten, wie der Name besagt, nichts weiter als „Regelungen". Überall (S. 57. 118. 119. 128. 138. 144) hören wir von „Willkür", „Zufall", „Verwechslung", „zufälliger Verwandlung". Und es wird sogar gesagt: „die gotische Sprache ist, wie die griechische, nicht sehr streng und konsequent in Bezug auf die Vokale, die nicht charakteristisch sind, sondern bloss zur Betonung dienen. Einfache Vokale werden unter sich und mit Diphthongen leicht verwechselt" (S. 128).

Sobald wir aber in die Epoche seines engen Verkehrs mit Humboldt eintreten, begegnen uns überall dessen Gedanken teilweise wörtlich wieder, nur dass manches, was jener nur bildlich gemeint hatte, hier nun fast schon in buchstäblichem Sinne genommen und damit bereits jene streng naturwissenschaftliche Auffassung der Sprache vorbereitet wird, wie wir sie später von Schleicher mit unbedingter Konsequenz durchgeführt sehen. So spricht es Bopp geradezu aus (Berliner Jahrbücher 1827, S. 251): „Die Sprachen sind als organische Naturkörper anzusehen, die nach bestimmten Gesetzen sich bilden, ein inneres Lebensprinzip in sich tragend sich entwickeln, und nach und nach absterben, indem sie, sich selber nicht mehr begreifend, die ursprünglich bedeutsamen, aber nach und nach zu einer mehr äusserlichen Masse gewordenen Glieder oder Formen ablegen oder verstümmeln, oder missbrauchen, d. h. zu Zwecken verwenden, wozu sie ihrem Ursprunge nach nicht geeignet waren. Wie lange die Sprachen in ihrer vollen Lebens- und Zeugungskraft sich erhalten, lässt sich nicht bestimmen, ebensowenig als die Zeit, die sie brauchen, um zu ihrer vollendeten Ausbildung zu gelangen ... Eine Grammatik in höherem, wissenschaftlichem Sinne soll eine Geschichte und Naturbeschreibung der Sprache sein; sie soll, so weit es möglich ist, geschichtlich den Weg ausmitteln, wodurch sie zu ihrer Höhe emporgestiegen oder zu ihrer Dürftigkeit herabgesunken ist, besonders aber

naturhistorisch die Gesetze verfolgen, nach welchen ihre Entwickelung oder Zerrüttung oder die Wiedergeburt aus früherer Zerstörung vor sich gegangen." Wie die Sprachen als Ganzes, werden die Worte mit Lebewesen verglichen (Berliner Jahrbücher 1835, S. 317): „Bei der gewöhnlichen Schar der Wörter ... [im Gegensatze zu den Präpositionen] lässt sich ein wissenschaftlicher Boden vorzüglich nur dadurch gewinnen, dass man, so weit es möglich ist, einem jeden Worte die Gesetzmässigkeit seiner Bildung nachweist, ihm gleichsam seinen Lebenslauf zur Seite stellt, sein Aussehen in früheren Perioden d. h. in älteren stammverwandten Sprachen beschreibt, und durch die Zusammenstellung der sich wechselseitig aufklärenden Formen die echteste, ursprünglichste von allen ermittelt und hierdurch häufig den Benennungsgrund eines Gegenstandes aufdeckt, und so einerseits die der Sprache inwohnende Philosophie, die Sinnigkeit ihrer Uranschauungen, und andererseits die Regelmässigkeit und Natürlichkeit ihrer physischen Einrichtung, so wie die einfachsten Elemente ihres Ganzen an das Licht zieht."

Insbesondere aber wird die Wurzel, wo schon der Name und überdies alter Gebrauch der Grammatiker (Delbrück [3], Sprachstudium S. 9) es nahelegten, buchstäblich verstanden (Zergliederung V, S. 15): „Man mag vorziehen, jene Laute gleichsam als die Füsse anzusehen, die einer Wurzel beigegeben oder angewachsen sind, damit sie sich in der Deklination darauf bewegen könne; man mag sie auch als geistige Emanationen der Wurzeln ansehen, die, man braucht nicht zu bestimmen wie, aus dem Schosse der Wurzeln hervorgetreten, und nur einen Schein von Individualität haben, an sich aber Eins mit der Wurzel oder nur ihre organisch entfaltete Blüte oder Frucht seien."

Demgemäss eröffnete Bopp die Vorrede der ersten Auflage seiner „Vergleichenden Grammatik" (Vergl. Grammatik [1] S. III) mit dem Satze: „Ich beabsichtige in diesem Buche eine vergleichende, alles verwandte zusammenfassende Beschreibung des Organismus der auf dem Titel genannten Sprachen, eine Erforschung ihrer physischen und mechanischen Gesetze[1])

---

[1]) Was der Verfasser hier unter den „physischen und mechanischen Gesetzen" verstanden wissen wollte, darüber hat er sich in keinem seiner Werke, nur privatim gegen Bréal, den Übersetzer seiner „Vergleichenden Grammatik" ausgesprochen: er meinte mit dem ersten Terminus das, was wir



und des Ursprungs der die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen." Und als Ziel seiner „Vergleichenden Grammatik" bezeichnete Bopp eine „systematische Sprach-Vergleichung und Sprach-Anatomie", die Lehre vom „Organismus und Mechanismus der Sprache", und eine „Physik oder Physiologie" derselben (Vergl. Grammatik[1] I, S. VI. VIII. XIV).

Seine Ansicht von den phonetischen Veränderungen hat er teilweise im Sinne Humboldts geändert. In dem ersten der Akademie-Vorträge (1823) behielt er zwar die euphonische Auffassung noch bei, im Hinblick auf die Assimilationen, wo diese Anschauung nach wie vor berechtigt schien. Dagegen sagte er sich schon hier ausdrücklich von der indischen Grammatik los, was ihre Vermengung grammatischer und phonetischer Veränderungen betraf. Und ein anderes ist hier ebenso bemerkenswert, dass er zum erstenmal neben der Bezeichnung „Wohllautsregeln" die der „Wohllautsgesetze" gebraucht (Zergliederung I, S. 118): „Das Griechische und Lateinische bieten nicht selten Formen dar, welche grösseren Anspruch auf die Aufbewahrung der Urgestalt machen können, als die entsprechenden des Sanskrits; welches mitunter aus den Wohllautsgesetzen sich erklären lässt, die in allen Sprachen im Laufe der Jahrhunderte sich ändern und notwendigerweise eine veränderte Gestalt der grammatischen Formen veranlassen, von welcher man, ohne diese Berücksichtigung, keine Rechenschaft zu geben vermag. Die indischen Grammatiker haben die euphonische Einwirkung der Endungen und Suffixe auf die Endbuchstaben der Stämme oder Wurzeln, welchen sie sich anschliessen, so wie die des Anfangsbuchstaben eines Wortes auf den Endbuchstaben des vorhergehenden, genau beobachtet und vollständig entwickelt; allein so weit gingen diese Grammatiker nicht, dass sie die grammatischen Formen selbst als unter dem Einflusse der Wohllautsregeln erzeugt oder umgestaltet betrachteten."

Vorläufig aber wird die euphonische Erklärung nicht nur aufrecht erhalten, sondern (Zergliederung I, S. 119) sogar

---

heute „unbedingte Lautgesetze" nennen; mit dem zweiten die angeblichen Wirkungen des Bestrebens nach Gleichgewicht, das ausgleichende Aufeinanderfolgen langer und kurzer Silben in Stamm und Endung: er begriff darunter die Erscheinungen, welche wir heute aus dem wechselnden Accent erklären. Vgl. Delbrück, Sprachstudium[3] S. 17. (Bréals Übersetzung ist mir nicht zugänglich.)



verallgemeinert: „Ich glaube indessen, dass solche Wohllautsgesetze erst zu einer Zeit ihre volle Kraft gewinnen konnten, als die wahre Bedeutung oder der Grund der Bedeutung grammatischer Formen nicht mehr ganz lebendig ergriffen wurde. Je weiter die Sprachen von ihrem Ursprunge sich entfernen, desto mehr gewinnt die Liebe zum Wohllaut an Einfluss, weil sie nicht mehr in dem klaren Gefühle der Bedeutung der Sprachelemente einen Damm findet, der ihrem Anstreben sich entgegenstellt, und weil die gleichsam in der Lebensfülle der Sprache wie organisch entsprossten Äste und Verzweigungen nach und nach absterben, und zu einer toten Masse geworden, abgelöst werden können, ohne dass dieser Verlust von dem noch lebenden Körper gefühlt wird.“

Später aber verzichtet Bopp (Berliner Jahrbücher 1827, Sp. 756) überhaupt auf die Auffindung der Ursachen: „Fragt man nach der Ursache, warum im Sanskrit *a* in der Deklination gerne in *e* übergeht, so weiss ich keine andere anzugeben, als die allgemeinste von allen, nämlich die Veränderlichkeit, welcher alles unter der Sonne unterworfen ist: ... Ich verzichte daher auf eine gesetzmässige Begründung dieses Übergangs, so wie überhaupt der Vokalwechsel der indischen Deklination sich nicht unter dasselbe Prinzip fügen will, wodurch wir beim Verbum ähnliche Erscheinungen begründet gesehen haben. Die Richtigkeit der von dem Vokalwechsel des Verbums gegebenen Erklärung hängt aber keineswegs von der Bestätigung ab, dass in allen Teilen des Sprachorganismus ähnliche Erscheinungen an ähnliche Motive gebunden seien, oder dass gleiche Ursachen überall gleiche Wirkungen haben, was bei dem Entwickelungsgang der Sprachen darum nicht der Fall ist, weil der Einfluss der Endung auf die Wurzel oder den Wortstamm nicht ursprünglich ist, sondern allmählich entsteht und eine Verbreitung gewinnt, die keineswegs allgemein und gleichförmig zu sein braucht.“ So sehen wir Bopp selber mit den ihm durch Humboldt übermittelten Anschauungen im Widerspruch.

Mit den Gesetzen wird trotzdem voller Ernst gemacht. Entscheidend wurde für Bopp das Erscheinen von J. Grimms Deutscher Grammatik (besonders der 2. Aufl. des I. Bandes 1822), worin die germanische Lautlehre so glänzend auf eine Menge regelmässiger phonetischer Veränderungen begründet wurde. So verurteilte er jetzt selber scharf die alte lässige Auffassung, die

er noch im „Konjugationssystem“ vorgetragen hatte (Vokalismus S. V): „Man urteilte vor Entdeckung der Konsonanten- und Vokalsenkungsgesetze [in Grimms Deutscher Grammatik] bei jedem vergleichbaren Worte nach dem Gesamt-Eindrucke, und den Vokalen war ohnehin die Freiheit zügelloser Veränderungen zugestanden worden.“ ... Und ferner (Berliner Jahrbücher 1835, Sp. 326): „Im Althochdeutschen sind die Vokale viel unsteter, und treiben ihr Spiel mit dem Grammatiker, wenn er ihnen nicht ihre Gesetze und ihren wahren Wert abzugewinnen weiss.“

Aller Zufall wird künftig mit Konsequenz ausgeschlossen (Berliner Jahrbücher 1827, S. 270): „Es kann nicht als Zufall angesehen werden, dass der Genius der Sprache der Verwandlung des *a* in *ê* die Bedingung setzt, dass die Wurzel nicht mit zwei Konsonanten schliessen dürfe, da bei der Erklärung von allem, was nach natürlichen Gesetzen wirkt, Zufall und rätselhafte Willkür ausgeschlossen bleiben müssen.“

Und aus diesen Vorstellungen heraus schuf Bopp ein neues und knappes Wort für die gesetzlichen phonetischen Veränderungen: „das Lautgesetz.“ Ausgegangen war er, wie wir sahen, von der Bezeichnung „Wohllautsregel“, die er anfangs, und so noch im „Ausführlichen Lehrgebäude der Sanskritasprache“ 1827, ausschliesslich gebrauchte. Dann war er zu dem Ausdruck „Wohllautsgesetz“ übergegangen, einer offenbaren Verschmelzung von Humboldts „Gesetz“ mit der älteren Bezeichnung.[1]) Als eine Kürzung aus dem zweiten Terminus wurde schliesslich das Wort „Lautgesetz“ gebildet, so dass sich die Entwicklung graphisch also darstellen lässt:

$$\frac{\text{Wohllautsregel}}{\text{Gesetz}} > \text{Wohllautsgesetz} > \text{Lautgesetz.}$$

Zum erstenmal ist mir der künftig so bedeutungsvolle und vielumstrittene Name an folgender Stelle (Zergliederung II, S. 195) begegnet: „Zu den Wörtern, welche bei Homer mit Digamma anfingen, gehört z. B. ἕκαστος, welches sich zu ἑκάτερος wie ein Superlativ zu einem Komparativ verhält; ἑκάτερος aber ist beinahe identisch mit dem Sanskritischen *êkatara* (Nom. *êkataras*) einer von zweien, aus dem Primitiv *êka* einer, durch das Komparativsuffix *tara* gebildet. Es lässt sich also der Einwand

[1]) So noch Berliner Jahrbücher 1827, Sp. 733. 735. 736. 749.

nicht ganz beseitigen, dass ἑ oder Fέ den Spiritus oder das Digamma bloss einem **Laut-Gesetze** verdanke, und dass der ursprüngliche Stamm nur aus dem folgenden Vokal bestehe."

Irre ich mich nicht, so haben wir hier die älteste Belegstelle vor uns (für meine Annahme scheint zu sprechen, dass nur hier ein Trennungsstrich gesetzt ist). Da aber der betreffende Akademievortrag am 18. März 1824 stattgefunden hat, so steht sogar das Datum fest, und in weniger als einem Menschenalter wird man also den hundertsten Jahrestag zu verzeichnen haben.

Eine zweite Stelle[1]) finde ich im nächsten, dem dritten Akademievortrag: „Auf diese Weise hat im Griechischen ein *Lautgesetz gegen das τ gewütet, und es überall ausgerottet*, wo es als Endbuchstabe stand, so wichtig und ausgedehnt auch seine grammatische Rolle muss gewesen sein, wie sich aus der Vergleichung mit den verwandten Sprachen klar genug zu erkennen giebt." Bemerkenswert ist, dass hier bereits jene Personifikation des Lautgesetzes erscheint, die später so üblich geworden ist. Aber nur drei weitere Belege liefert die Besprechung von Grimms Grammatik.[2]) Und ein fester Terminus ist das Lautgesetz erst seit der vierten der Akademieabhandlungen vom Jahre 1829[3]), und besonders in der Vergleichenden Grammatik geworden.

So kam Bopp zu Begriff und Ausdruck „Lautgesetz". Auch der ergänzende Begriff der „*Analogie*"[4]) begegnet bei ihm in derselben Weise wie heute, und wird ebenso metaphorisch veranschaulicht. Man lese Stellen wie die folgenden (Berliner Jahrbücher 1827, Sp. 742): „Noch giebt es in dem alten germanischen Dialekte Beispiele, die entweder nur die primitive oder nur die abgeleitete Form zulassen, die aber im Neudeutschen, dem *Strome der Analogie folgend*, die beiden Formen an sich gerissen haben." Und ferner Sp. 758: „Im Griechischen scheint der vom Verf. aufgestellte Kompositionsvokal *o* von den mit Konsonanten endigenden Stämmen ausgegangen und von da, früher oder später,

---

[1]) Zergliederung III, S. 69; sonst hier noch stets „Wohllautsgesetz".

[2]) Berliner Jahrbücher 1827, Sp. 734. 742. 748.

[3]) Zergliederung IV, S. 28. 30.

[4]) Man pflegt heute die erste gemeinsame Anwendung der beiden Begriffe Schleicher zuzuschreiben, vgl. Joh. Schmidt, Kuhns Zeitschr. 1883, S. 329 und Deutsche Lit.-Zeitg. 1885, Sp. 339.



auch in die vokalisch schliessenden Stämme dritter Deklination, vom Strome der Analogie getrieben, eingedrungen zu sein.“ Und endlich Sp. 759: „Wenn *μοῖρα* und ähnliche Feminina, deren *α* durch besondere Veranlassung kurz ist, dasselbe dennoch in *ο* umwandeln, so geschieht dies, weil sie der Macht der Analogie nicht widerstehen konnten.“

Dass Bopp schon früh zwischen Buchstaben und Laut zu unterscheiden versucht hat, geht aus einer merkwürdigen Stelle hervor, auf deren Bedeutung ich nicht erst hinzuweisen brauche (Konjugationssystem S. 91): „Das erste [*E*: in lat. *Esum*] gleicht dem indischen kurzen *a*, dessen Laut nicht immer derselbe, weil es bald wie ein kurzes *a*, bald wie ein kurzes *e*, bald wie *o* tönet.“

Auf diese Angaben über Franz Bopp müssen wir uns hier beschränken. Obgleich wir im wesentlichen nur ein Moment seiner Wirksamkeit haben schildern können, so dürfte seine Bedeutung, wie für unser Problem, so für die Geschichte der Sprachwissenschaft überhaupt, dadurch in hellere Beleuchtung gerückt worden sein, als es bisher geschehen ist. (Vgl. Delbrück, Sprachstudium [3] S. 25—26.)

4. Als Franz Bopp (seit 1823) in der Berliner Akademie der Wissenschaften seine fünf Vorträge über „Die vergleichende Zergliederung des Sanskrit und der mit ihm verwandten Sprachen“ hielt, da lag der erste Band von Jacob Grimms „Deutscher Grammatik“ bereits (1822) in zweiter Auflage vor, und es wurde oben schon darauf hingewiesen, wie dieses Werk auf Bopps Anschauungen, insbesondere seine Theorie vom Lautgesetz eingewirkt hat. Grimm dagegen, wiewohl er diesen und Humboldt [1]) kannte und schätzte, verhielt sich zeitlebens gegen ihre sprachphilosophische Behandlungsweise ablehnend; nur die Lehren vom Sprachorganismus und den beiden Perioden der Organisation und Ausbildung teilt er mit ihnen.[2]) Ja, es klingt wie eine Absage an die Sprachphilosophen, wenn er im Vorwort seiner Lautlehre (Deutsche Grammatik [2] I, S. VI) schreibt: „Allgemein logischen

---

[1]) Vgl. Scherer, J. Grimm [2] S. 164—167.

[2]) Deutsche Grammatik [2] I, 591: „Ich habe die ahd. Lautverschiebung als etwas Unorganisches dargestellt, und freilich ist sie sichtbare Abweichung von einem früheren, spurweise noch vorhandenen Organismus. Nur muss man im Gegensatz zum Griech. und Lat. das Gothische für ebenso unorganisch halten. Die Ähnlichkeit beider Veränderungen setzt sie gerade in das wahre

Begriffen bin ich in der Grammatik feind; sie führen scheinbare Strenge und Geschlossenheit der Bestimmungen mit sich, hemmen aber die Beobachtung, welche ich als die Seele der Sprachforschung betrachte. Wer nichts auf Wahrnehmungen hält, die mit ihrer faktischen Gewissheit anfangs aller Theorie spotten, wird dem unergründlichen Sprachgeiste nie näher treten."

Von Gesetzen in der Sprache hören wir auch bei ihm.[1]) Aber nicht nur, dass er dieselben oft durch die Aufstellung von „Ausnahmen" durchbrach,[2]) wir müssen sagen, dass für ihn das „Lautgesetz" nichts anderes gewesen ist, als ein neuer Ausdruck für das unbestimmte Etwas, was bei ihm stets genannt wird, wenn er einmal über die historischen Denkmäler hinausgehen will, und meist als „geheimer Instinkt des Sprachgeistes"[3]) aufgefasst wird.

Die Fragen nach den Ursachen phonetischer Veränderungen pflegt Grimm von der Hand zu weisen.[4]) Wohl und behaglich fühlt er sich in einem geheimnisvollen Halbdunkel da, wo Bopp mit der logischen Schärfe naturwissenschaftlichen Denkens nach den Gründen forscht. Und so ergiebt sich der merkwürdige Widerspruch, dass Grimm selber eine gewaltige Menge Beweis-

---

Licht. Sie sind grosse Ereignisse in der Geschichte unserer Sprache und keines ohne innere Notwendigkeit."

Und auch ihm ist das Hauptziel die Wiederherstellung der organischen Ursprache: Deutsche Grammatik[3] I, S. VI: „Der Dialekt, den uns die Geschichte als den ältesten, unverdorbensten weist, muss zuletzt auch für die allgemeine Darstellung aller Verzweigungen des Stammes die tiefste Regel darbieten und dann bisher entdeckte Gesetze der späteren Mundarten reformieren, ohne sie sämtlich aufzuheben."

[1]) Am Ende der Übersicht über die Vokale (Deutsche Grammatik[3] I, S. 580) bemerkt er: „Die bisherige Übersicht lehrt, dass die Vokalverhältnisse schwanken und verschiedener Einwirkung unterliegen, dass aber ihre Austeilung und Abwechselung nichts Willkürliches sei, vielmehr nach tiefbegründeten, bis jetzt noch unaufgedeckten Gesetzen erfolge."

[2]) Vgl. Geschichte der deutschen Sprache[3] I, Leipzig 1868, S. 293.

[3]) Grammatik II, S. 70: „Wie durch geheimen Instinkt wandeln sich diese Ablaute einer Reihe gleichmässig nach jeder Färbung der Zeiten. ... Den Ablaut aller deutschen Wortbildung zum Grund gelegt, offenbaren sich im allgemeinen drei Abstufungen, auf denen der Sprachgeist vorrückte."

[4]) Lehrreich in dieser Hinsicht ist seine Schrift über den Ursprung der Sprache, die weit mehr ein poetischer Dithyrambus als eine wissenschaftliche Untersuchung genannt werden kann.

stücke für des letzteren Theorie zu Tage gefördert, aber sich stets beharrlich geweigert hat, aus diesen Thatsachen die logischen Konsequenzen zu ziehen.

Dies war bei Jacob Grimm zum Teil die Folge seiner persönlichen Veranlagung, die ihn mehr zum Dichter als zum Philosophen, mehr zu intuitivem, als zu diskursivem Denken befähigte, mehr ein Ganzes klar zu erschauen denn die Zusammenhänge des Einzelnen kritisch zu prüfen befähigte. Aber in letzter Linie waren die so verschiedenen Standpunkte eines Bopp und eines Grimm im Wesen ihrer Gegenstände begründet. Dort war zur Aufgabe gestellt die Wiederentdeckung vorgeschichtlicher Zusammenhänge, und als letztes Ziel die Wiederherstellung einer unmessbar fernen Ursprache; hier handelte es sich darum, auf der Grundlage verhältnismässig reicher Sprachdenkmäler die Sprachgeschichte des eigenen Volkes aufzubauen. Ohne philosophische Voraussetzungen über Wesen und Zweck des menschlichen Sprechens blieb jenes Problem unzugänglich; hier dagegen mochte jede Sprachphilosophie entbehrlich, wenn nicht lästig erscheinen. So wurde dort Kants Kriticismus zum wissenschaftlichen Ausgangspunkt, hier das Bemühen der Romantiker um eine Wiedergeburt des nationalen Altertums. Dort steht im letzten Hintergrunde das Kulturproblem selber; hier aber soll und will man mitarbeiten an der sittlichen und politischen Wiederaufrichtung des deutschen Vaterlands. Es ist gewiss kein Zufall, dass Humboldt seine reifsten Werke fern von den Staatsgeschäften in der Musse des Privatmanns ausdachte, indessen Jacob Grimm mit heissem Herzen und in stürmischer Eile (vgl. Scherer, J. Grimm², S. 192) im Jahrzehnt der Befreiungskriege altheimische Sprache und Volkstum den Deutschen wieder aufleben liess.

5. Wir gehen weiter und verweilen kurz bei August Friedrich Pott. Mit ihm nehmen wir den Faden wieder auf, den wir soeben haben fallen lassen müssen. Der Neuherausgeber von Humboldts „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ [1]) beseitigte vor allem das alteingewurzelte Vorurteil der Euphonik. Er sagte darüber in seiner kernigen Ausdrucksweise (Etymologische Forschungen II¹ S. 3): „Der Wohllaut musste in

[1]) Berlin 1876, 2 Bde. Lesenswert ist die schöne Einleitung Potts, wo Humboldt gegen manches Missverständnis warm in Schutz genommen wird.

der Grammatik bisher gar oft als Notanker dienen, den man gern auszuwerfen pflegte, sobald man irgend einen Lautwechsel erklären sollte, und dem wahren Grunde desselben nachzuforschen entweder nicht Geschick oder Lust besass, oft auch, wenn er gar nicht auf einen bestimmten einzelnen Grund sich zurückführen lässt. Warum wird *swasri* im Lateinischen zu *soror*? Antwort: Wohllautshalber. Es ist durchaus aber nicht einzusehen, dass etwa das zwiefache *r* in der lateinischen Gestalt des Worts schöner klinge, als das doppelte *s* im Sanskrit."

Nachdem Bopp die erste grosse That gethan und die Urverwandtschaft der indogermanischen Sprachen nachgewiesen hatte, erfüllte Pott die nächste Aufgabe, indem er in seinen etymologischen Forschungen das gemeinsame Sprachgut feststellte. Seine Grundlage waren die Lautgesetze (Etym. Forschungen I[1], S. XIX, 74): „Auch die stammverwandten Sprachen gehen zunächst durch Lautverschiedenheit, welche dieselben allmählich praktisch einander als sich gegenseitig nicht mehr verstehende Mundarten entfremdet, oft sehr weit auseinander; diese Lautverschiedenheit aber, obwohl sie in höherem Sinne von der Theorie als Zufälligkeit anerkannt werden muss, steht und bildet sich unter Naturgesetzen, vorzüglich dem der physiologischen Lautverwandtschaft, welche wiederum im allgemeinen und besonderen aufgesucht und dargelegt werden müssen." Mehr und mehr steigerte er die Sicherheit der Methode, bis er das stolze Urteil niederschreiben konnte (Etymologische Forschungen I[1], S. 11): „Es war lange unter den Grammatikern ein fast allgemein herrschendes Vorurteil, der Vokalismus sei etwas zu Unbeständiges in der Sprache, als dass man diese Veränderlichkeit je auf gewisse Gesetze zurückführen zu können hoffen dürfe. ... Das Reich des Vokalismus, so wetterwendisch es darin herzugehen scheint, ist doch kein Reich der Willkür, und die Meteorologen könnten von Glück sagen, wenn sie nur erst soweit gediehen wären, als es bereits in einigen Sprachen die Sprachforschung ist."

6. So gelangen wir schliesslich zu den beiden jüngsten grossen Sprachgelehrten der älteren Periode, Georg Curtius und August Schleicher. Sie verdienen besondere Aufmerksamkeit, weil sie einerseits den eigentlichen Abschluss der älteren Bestrebungen vollzogen und anderseits durch die Wirkung, die sie auf ihre zahlreichen Schüler übten, die neuere Periode unmittelbar vorbereitet haben.

Georg Curtius bekannte sich bereits in seiner ersten sprachwissenschaftlichen Schrift als Jünger Humboldts und Bopps (Sprachvergleichung S. 24, 26): „Es liegt in dem wunderbaren Wesen der Sprache, dass wir sie zergliedern können, ohne ihr Leben zu töten, und begreifen wir nun die Bedeutung jeder Sehne, jedes Nervs, so werden wir auch in ihrer Bewegung die Sprache mit ganz andern Blicken betrachten. .... Die Konsonanten sind in der Sprache das festere Element, sie sind mehr Träger des Gedankens.... Wenn durch sie, wie durch einen festen Knochenbau, dem einzelnen Worte, der einzelnen Form schon ihre Bedeutung gesichert war, wie konnte da eigentlich noch eine Ausbildung stattfinden? ... „Der Vokalismus ist es recht eigentlich, worin sich das besondere Leben der einzelnen Sprachen entfaltet.“ Und noch im Jahre 1870 wiederholte er die Lehre von den zwei Perioden der Sprache (Abhandlungen der sächsischen Akademie 1870, S. 196): „W. v. Humboldt unterscheidet in Bezug auf alle Sprachen zwei Hauptperioden ihrer Geschichte. Die erste, in welcher der Bau der Sprache seine wesentliche Gestalt gewinnt, nennt er die Periode der Organisation, die zweite, in der nach Vollendung dieses Baues, nachdem für ihn ein Kongelationspunkt oder eine ‘Kristallisation’ eingetreten war, die feinere Durchbildung des Charakters zugleich mit der Abnahme des Lautbestandes sich erkennen lässt, die Periode der Ausbildung. Über diese Zweiheit der Hauptperioden werden wir nicht hinauskommen.“

Gemäss dieser Zweiteilung war die Methode derart, dass man erst zur Organisationsperiode aufzusteigen und dann das so gewonnene zu zerlegen suchte: Zergliederung war das eigentliche Ziel der vergleichenden Sprachforschung geworden. Schon Bopp hatte dieses Wort als Titel seiner Akademievorträge gewählt. Durch Abtrennung von Präfix, Suffix, Bindevokal u. a. glaubte man die indogermanische Sprache in ihrer Entstehung begreifen zu können. Der eigentliche Kern des Wortes hiess die Wurzel. Wenn nun auch durch die einverleibenden und wurzelisolierenden Sprachen die Vermutung wahrscheinlich gemacht wird, dass die Agglutinationstheorie im wesentlichen zutrifft und in der That einmal die synthetischen Worte der indogermanischen Ursprache aus kleineren Lautgruppen zu phonetischen Einheiten zusammengefügt worden sind, so bleibt es doch immer höchst fraglich, wie jene Elemente in der That damals gelautet haben,

selbst vorausgesetzt, dass die Buchstabenzergliederung ans Ziel geführt hätte.[1]) In der eben erwähnten Abhandlung vom Jahre 1870 bezeugte Curtius noch seinen unerschütterlichen Glauben an diese Theorie (Abhandlungen der sächsischen Akademie 1870, S. 201): „Wenn wir die Wurzeln nicht als blosse Abstraktionen oder Hilfsfiguren für das wissenschaftliche Verfahren, sondern als reale Wesen oder als Urwörter betrachten, die in der Schöpfungsperiode der Sprache für sich existierten (Grundzüge d. gr. Etym.[2], S. 44), so befinde ich mich darin im Einklang mit Forschern wie Bopp, Max Müller, Heyse, Schleicher u. a.“

Da für Curtius alle historischen Veränderungen notwendig in die zweite Sprachperiode fallen — wir erkennen das folgenreiche Missverständnis von Humboldts Zweiteilung —, bedeuten sie für ihn Zerfall und Zerstörung. So lautet denn sein Lehrsatz: Die Grundrichtung der Lautveränderungen ist die der Verwitterung.[2]) So kam er noch später zu folgender Konsequenz (Abhandlungen der sächsischen Akademie 1870, S. 189): „Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, dass die Laute der Sprache mit der Zeit verwittern, das heisst, an Kraft der Artikulation und Fülle des Klanges einbüssen. Wo wir also in der einen Sprache den volleren, in der andern den schwächeren Laut finden, ist die eine Form unbedingt die ältere, die andere die jüngere.“

---

[1]) Über den Begriff der Wurzel bemerkt neuerdings Brugmann, Grundriss I, S. 38: „Das Wort Wurzel gebrauchen wir immer nur im psychologischen Sinne“ [gemäss der unbewussten Formenanalyse“ der Sprechenden, nicht im morphologisch-etymologischen Sinne].

Und ähnlich Dodge, Motorische Wortvorstellungen S. 2: „Die Wurzeln, in welche die Sprachwissenschaft eine Sprache zerlegen kann, sind nicht sowohl Bestandteile einer jemals gesprochenen Sprache als vielmehr die abstrakten materiellen Elemente ihrer etymologischen Zerlegung.“

Einen andern Sinn, den Begriff des „Stammes“, scheint Misteli damit zu verbinden, Typen des Sprachbaues, S. 498: „Die Wurzeln haben nicht nur einen theoretischen Wert, sind nicht nur für grammatische Rechnung und Formulierung angesetzt, sondern lösen sich, besonders aus Bildungen, die nur aus Wurzel und Flexionsendung bestehen, auch für das gewöhnliche Sprachgefühl ohne Schwierigkeit aus.“ — Der Sprachgebrauch des Wortes Wurzel ist heute überhaupt ein zweifacher: man meint darunter entweder, wie Brugmann, den hypothetischen Kern der synthetischen Worte der indogermanischen Ursprache, oder, wie hier Misteli, das, was für den Sprechenden nach Abzug der Endung übrig bleibt. Man wird besser thun, das Wort auf den ersten Begriff zu beschränken.

[2]) Grundzüge der Etymologie, S. 490.

Die Gesetze aber, nach denen diese Verwitterung sich vollzieht, bezeichnet er ausdrücklich als Naturgesetze. Was bei Bopp und Pott im Grunde stets nur bildlich gemeint war, wird ihm eine feste Lehre. So spricht er es ausdrücklich aus (Grundzüge d. gr. Etym. I[1], 1858, S. 68): „In dem Leben der Laute lassen sich am sichersten feste Gesetze erkennen, die sich mit der Konsequenz von Naturkräften geltend machen.“ Und schon früher hatte er geschrieben (Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen, S. 9—10): „Die Welt der Laute unterliegt gewissen Gesetzen der Entwickelung, der Schwere, des Gleichgewichts. Neben dem organischen ist in der Sprache ein mechanisches Element. Es herrscht in derselben auch eine Bewegung, die nicht durch das Bedürfnis des Gedankens hervorgerufen wird.... Die Laute unterliegen gewissen Gesetzen des Gleichgewichts; sie stehen unter der Herrschaft des Accentes, und nur wenige Sprachen vermögen es, wie die griechische, diesem gegenüber die eigentlichen Massen der Laute unverfälscht zu bewahren. Die Aufgabe der Lautlehre ist es, diese Gesetze in Bezug auf die einzelnen Sprachen nachzuweisen.“ Dankbar erkannte er die Arbeiten seiner Vorgänger auf diesem Gebiete an (Sprachvergleichung S. 2): „Franz Bopp wies mit dem eindringendsten Scharfsinn und in lichtvoller Darstellung die Gesetze der Lautumwandlung nach. ... A. F. Pott zeichnet sich durch umfassende Gelehrsamkeit, geistvolle Auffassung und strenge Handhabung der Lautgesetze aus ... (S. 3). Anfangs wurde die Sprachvergleichung vielfach verkannt; man verwechselte die durch sie begründete sichere, auf festen Lautgesetzen beruhende Etymologie mit den verrufenen früheren Versuchen“ (S. 3). „Aus dem klar in die Augen springenden entwickelt die Sprachforschung die Gesetze des Lautüberganges“ (S. 4). „Jener alten Etymologie, deren Prinzip die blosse Lautähnlichkeit war, gegenüber hat die vergleichende Grammatik feste Gesetze des Überganges aufgestellt“ (S. 10). Wie schon Bopp stellte er als zweiten Grundbegriff daneben die Analogie (Berichte der sächsischen Akademie 1870, S. 2—3): „Für die Sprachforschung sind zwei Fundamentalbegriffe von der höchsten Wichtigkeit, der der Analogie und der des Lautgesetzes.... Nach den ersten kühnen Anläufen der Begründer unsrer Wissenschaft erkannte sich seit den vierziger Jahren ein jüngeres Geschlecht an der Losung: strengste Beobachtung der Lautgesetze.... Die

Folgen der in diesem Sinne strengeren Richtung sind, das darf man wohl sagen, wohlthätig gewesen. .... Mir schien die Unterscheidung der Lautbewegungen in die durchgreifenden oder konstitutiven und die sporadischen wichtig."

In diesem letzten Satz ist eine wichtige Einschränkung enthalten, die Curtius noch im Jahre 1885 in einer besondern Schrift aufs neue betonte. Ausnahmslose Gesetze sind ihm nur die konstitutiven, nicht aber die sporadischen. Wenn es nun auch, wie niemand bestritten hat, phonetische Veränderungen von der letzteren Art giebt, so war es ein Irrtum, hier überhaupt noch von Lautgesetzen zu sprechen: hier geriet Curtius selber mit seiner Theorie von den Naturgesetzen in Widerspruch.

Wichtiger aber ist für den Zweck unserer Betrachtung die Thatsache, dass Curtius sich, soviel ich sehe, niemals von der Euphonik ganz freigemacht hat. Es liessen sich viele Beispiele dafür ansetzen. Nur eines sei hier verzeichnet. So sagt er einmal (Kuhns Zeitschrift II, 1853, S. 322): „Bei beiden [Aspiraten und Diphthongen] hatte der Sprachgeist, der sich an der Gestaltung und Umwandlung der Laute freut, ein reiches Feld." Auch konstitutive Lautgesetze hat er nicht immer als solche festgehalten, so, wenn er sagt (Sprachvergleichung S. 48): „Die griechischen Vokalsteigerungen sind reine Verstärkungen, sie bezeichnen nicht bestimmte Verhältnisse und haben sich nicht zu irgend einem regelmässigen Wandel ausgebildet." So beobachten wir, wie sich bei Curtius die Kluft zwischen Theorie und Praxis mehr und mehr erweitert.

7. Hatte Curtius das Problem Potts, die Etymologie, für die griechische Sprache in erweiterter und vertiefter Auffassung zu lösen versucht, so unternahm sein Zeitgenosse August Schleicher nichts Geringeres als das letzte und höchste Ziel der indogermanischen Sprachwissenschaft zu erreichen, die Rekonstruktion der Ursprache[1]) im Ganzen und Einzelnen. Er that dies in seinem gewaltigen Lebenswerk, dem „Kompendium", das mit Recht als Schlussstein der Arbeiten dieser älteren Periode aufgefasst wird.

Auch Schleichers Anschauungen und Methode weisen uns auf Humboldt und Bopp zurück. Aber Humboldts Sprachphilosophie

---

[1]) Vgl. Delbrück, Sprachstudium³ S. 50 ff.

scheint ihm nicht direkt bekannt, sondern durch Hegel[1]) vermittelt worden zu sein, welcher dieselbe als willkommenes Material in sein System eingefügt und, sei es mit oder ohne Absicht, gründlich missverstanden und durch metaphysische Spekulationen zersetzt hatte. Es ist nicht zu leugnen, dass Hegels Einflüsse, die sein Leben lang in ihm nachwirkten, die Klarheit seines Denkens mehr gefördert als gehemmt haben. Die Lehre von den beiden Sprachperioden formuliert Schleicher folgendermassen:[2]) „Die Bildung der Sprache, die aufsteigende Geschichte ihrer Entwickelung fällt in die vorhistorische Periode der Völker; es giebt, wie schon gesagt, kein historisches Beispiel einer sich bildenden Sprache. In der historischen Periode ist die Sprachengeschichte die Geschichte des Verfalls der Sprachen als solcher infolge ihrer Knechtung durch den Geist. ... Wie die Erde, nach Erschaffung des Menschen, so ist die Sprache nach dem Eintreten der Geschichte ein Leichnam, preisgegeben dem Einflusse, den auf jene höhere Organismen, auf diese der Geist ausüben. So wie in der Sprache die einzelnen Lautelemente nicht mehr in ihrer Bedeutung gefühlt werden, wird nur das ganze Wort als bedeutungsvoll empfunden; nun verfallen seine einzelnen Lautteile den physischen Gesetzen der Lautorgane, es treten Assimilationen, lautliche Entstellungen aller Art ein. Noch bis zuletzt hielt er an dieser Zweiteilung fest (Deutsche Sprache[1] S. 37): Das Leben der Sprache zerfällt in zwei völlig gesonderte Perioden: in die Entwickelungsgeschichte der Sprache: vorhistorische Periode, und in die Geschichte des Verfalles der sprachlichen Form: historische Periode."

Aus dieser Lehre nun zog Schleicher, gestützt auf seine Beobachtungen, einen Schluss, der sich ihm mit logischer Notwendigkeit ergab: dass nämlich die Sprachen der Erde in historischer Zeit, sämtlich ohne Ausnahme, nach denselben Gesetzen zerfallen und zerstört werden. Dies ist seine neue, ihm eigentümliche Fassung des Begriffes Lautgesetz, gleichviel ob er dieselben, wie zu Beginn, als historische oder als Naturgesetze bezeichnet haben will. Nach Schleicher gelten dieselben Lautgesetze für alle Sprachen der Erde,[3])

---

[1]) Darauf hat Delbrück, Sprachstudium[3] S. 42 ff. aufmerksam gemacht.
[2]) Zetacismus S. 16.
[3]) Vgl. darüber Schuchardt, Lautgesetze S. 9: „Wenn ein Naturforscher



vermöge der Identität des psychophysischen Menschen. Den Begriff des Gesetzes in dieser Fassung als allgemeines historisches Gesetz hat er aus Hegels Geschichtsphilosophie entlehnt: hier ist der Ausgangspunkt seiner Lehre zu suchen. Und in seinem ersten Werke, dem „Zetacismus“, suchte er an einer Assimilationserscheinung seine Anschauung praktisch durchzuführen. Es war ohne Zweifel eben diese Kategorie phonetischer Veränderungen, durch deren Beobachtung er dazu geführt worden war, die Lautgesetze im Sinne von Hegels „historischen Gesetzen“ aufzufassen. So sagt er in dem genannten Buche (Zetacismus S. 25): „Wie die Geschichtsentwicklung eine gesetzmässige ist, so muss der Verfall der Sprache bestimmte Gesetze zeigen, einen regelmässigen Verlauf haben, und ferner, wie die Geschichte aller Völker wesentlich einen Gang geht, so muss auch die Sprachengeschichte überhaupt, die Geschichte aller Sprachen, einen im wesentlichen übereinstimmenden Verlauf zeigen. Alle die hier erschlossenen Voraussetzungen finden sich nun durch die Erfahrung aufs Genaueste bestätigt.“ Schleicher bemerkt des näheren über seine Arbeit (Zetacismus S. 32—34), „dass sie zum Zweck hat zu zeigen, dass dieselben Spracherscheinungen in der geschichtlichen Entwicklung mehrerer und ganz verschiedener Sprachen hervortreten.... Es soll dargethan werden, wie auf das fertige Wort die Lautorgane ihren Einfluss geltend machen und es modifizieren. Wie diese Organe im wesentlichen allen Menschen gemeinsam sind, so müssen auch die von ihnen ausgehenden Lauterscheinungen — der in Rede stehende lautliche Verfall der Worte — im wesentlichen bei allen Sprachen dieselben sein. Zur Stütze dieser Behauptung folgt hier eine Probe.“ Und am Schlusse seiner Untersuchung schreibt er (Zetacismus S. 119—120): „Die bisher in betreff des in Rede stehenden Laut-

zum erstenmal von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze hört, so wird er wahrscheinlich an immer und überall geltende Lautgesetze denken. Solche sind ja bei den gleichen Grundbedingungen aller Sprachthätigkeit nicht nur möglich, man sollte sie geradezu erwarten. Warum hält der Lautwandel nicht wenigstens im grossen Ganzen dieselbe Richtung ein, so dass z. B. aus der Tenuis die Media, aus dem Diphthongen der Monophthong, aber nicht umgekehrt, entstehen kann? Verständigt man nun jenen Laien darüber, dass dergleichen allgemeine Lautgesetze noch nicht entdeckt sind, dass vielmehr allen bisher ermittelten Lautgesetzen eine verhältnismässig räumliche und zeitliche Begrenztheit eignet, so wird er hier jene absolute Notwendigkeit vermissen, welche stets als Voraussetzung ausnahmsloser Gesetze erscheint.“

gesetzes [des Zetacismus] gewonnenen Resultate lassen sich in Folgendem zusammenfassen.... Er ist keineswegs auf den indogermanischen Sprachstamm beschränkt; das neuere Semitisch hat Spuren desselben aufzuweisen, viele dem tatarischen Sprachstamm angehörige Sprachen und ausserdem das Tibetische und Chinesische haben ihn wenigstens in ihren jüngsten Entwicklungsstufen. Demnach muss der Zetacismus, wie alle Lautgesetze von allgemeiner Geltung, seinen Grund in der Natur der menschlichen Sprachorgane haben." Auch anderswo [1]) sprach er es aus, dass „es möglich ist, die für die Sprache geltenden Entwicklungsgesetze aufzustellen, der geschichtlichen Entwicklung ihre Methode abzulauschen. Sanskrit *mukta* geht ganz nach demselben Gesetze in *mutta* über, wie *fractus* in *fratto*. Wer mit Rücksicht auf die lautliche Entwickelung das neuere Indisch mit dem älteren, das Romanische mit dem Lateinischen vergleicht, dem wird sich ein unwillkürliches Staunen aufdrängen, wenn er wahrnimmt, wie dieselben Gesetze an den Ufern des Ganges wie an denen des Po und der Seine die Sprachen beherrschen."

Seit dem „Zetacismus", also zwischen dem ersten und dem zweiten Band der „Linguistischen Untersuchungen" (1848 und 1850) erkennen wir einen wesentlichen Unterschied: Schleicher hat dort die Linguistik noch zu den Geisteswissenschaften gezählt, hier aber und von nun an rechnet er sie zu den Naturwissenschaften.[2]) Und hier zum ersten Male betrachtet er demgemäss die Lautgesetze als Naturgesetze. Für seine Methode aber hat diese veränderte Auffassung, wie schon gesagt, keine weiteren Folgen: es bedeutete nur eine Konsequenz seiner Grundanschauung und die Emanzipation von Hegel.[3]) Er sagt dort (Sprachen Europas S. 3): „Wie die Naturwissenschaften, so hat auch die Linguistik die Erforschung eines Gebietes zur Aufgabe, in welchem das Walten unabänderlicher natürlicher Gesetze erkennbar ist,

[1]) Lassens Zeitschrift VII, S. 30.

[2]) Sprachen Europas S. 10 Anm.

[3]) Mit Recht hat Delbrück, Sprachstudium [3] S. 45, die verbreitete Ansicht zurückgewiesen, dass Schleicher von Darwin beeinflusst worden sei. Zwar hat Schleicher eine bekannte Broschüre über Darwin geschrieben (Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft. Offenes Sendschreiben an Ernst Häckel, Weimar 1863). Aber er erinnert darin selbst an die Thatsache, dass er seine „Deutsche Sprache" 1860 geschrieben und hier seine endgiltigen Anschauungen niedergelegt habe, ohne noch von seinem Kollegen Häckel auf Darwin aufmerksam gemacht worden zu sein.

an denen der Wille und die Willkür des Menschen nichts zu ändern vermögen." [1]) Und ferner (Sprachen Europas S. 15—16): „Die einzelnen Lautelemente werden nicht mehr in ihrer Bedeutsamkeit empfunden und unterliegen den physischen Gesetzen der Lautorgane, die ... zersetzend auf den Wortorganismus einwirken, wie die chemischen Gesetze auf den abgestorbenen tierischen und pflanzlichen Organismus." Der Grund ist ein physischer: [2]) „Wie bei den Vokalen, so herrscht auch bei den Konsonanten in Bezug auf ihre lautgeschichtlichen Veränderungen im ganzen und grossen Übereinstimmung in den Sprachen, auch in völlig unverwandten Sprachen. Leicht begreiflich, da alle diese Erscheinungen nur durch unsere Sprachorgane bewirkt werden und diese doch wesentlich dieselben bei allen Menschen sind." Aber er kann nicht umhin, eine wichtige Konzession zu machen, woraus hervorgeht, dass sein Erklärungsversuch nicht ausreicht: denn das Problem der phonetischen Veränderungen wird eben dadurch um so bedeutsamer. Er sagt (Deutsche Sprache S. 57): „Diese gesetzmässige Veränderung der ursprünglichen Laute, sowie die Veränderung der Sprachen überhaupt verläuft zwar in einer im ganzen und grossen bei allen beobachteten Sprachen übereinstimmenden, im einzelnen jedoch vielfach abweichenden Weise. Sie findet sogar auf dem Gebiete ein und derselben Sprache durchaus nicht in völlig adäquater Weise statt, vielmehr wandelt sich die Sprache auf verschiedenen Teilen ihres Gebietes in einer mehr oder minder nur diesem Gebiete eigentümlichen Weise."

Die Lautgesetze aber hofft Schleicher der Rekonstruktion der Ursprache dienstbar machen zu können (Deutsche Sprache S. 47): „Vermittelst der anders woher bekannten Gesetze erschliessen wir mit Sicherheit die Formen, welche den vorliegenden vorausgehen mussten." In der That wäre das ein sicherer Weg: hätte man allgemeine Gesetze des Zerfalls kennen gelernt, so wären die Worte und Wortformen jeder Ursprache eben damit

---

[1]) Über Schleichers Stellung zur Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze vgl. Brugmann, Stand der Sprachwissenschaft S. 131—143. — Dagegen: Joh. Schmidt, Kuhns Zeitschrift XVIII, 1869, S. 317; Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1884, S. 740; Kuhns Zeitschrift XXVIII, S. 307. — Ascoli, Briefe, S. 135. — V. Henry, Rev. crit. N. S. XX, 135. — Ähnliches über Curtius: V. Henry, Rev. crit. N. S. XXI, 222.

[2]) Die deutsche Sprache, Stuttgart 1860, S. 55.



an die Hand gegeben. Nun aber werden, wie auch Schleicher nicht in Abrede stellen kann, die phonetischen Veränderungen von den verschiedenen Sprachgemeinschaften durchaus nicht nach denselben Gesetzen vollzogen. Und so müssen wir denn zum Schlusse sagen, dass Schleicher um vieles konsequenter gedacht hat als Curtius, dass aber darum der unheilbare Widerspruch zwischen Theorie und Praxis um so klarer offenbar wird.

In Schleichers Lehren und Arbeiten lag, wie wir gesehen haben, ein Moment beschlossen, das auf die jüngere Generation entscheidend einwirkte. Dies war der beständige Hinweis auf die Wichtigkeit der Lautphysiologie, und der schon im Zetacismus hervortretende Versuch, die phonetischen Veränderungen physiologisch zu verstehen. Schleicher hat meines Wissens zum ersten Male diese Erkenntnis in grösserem Massstabe zu verwerten getrachtet, dass phonetische Phänomene und Veränderungen sich nicht durch Buchstabenzergliedern, sondern nur durch die Beobachtung des sprechenden Menschen in ihrem Wesen erkennen lassen. In dieser Richtung hatten sich schon Humboldt, Bopp und Pott redlich bemüht. Aber es lag in der Natur der Sache, dass zuerst die Symbole der Laute, die Buchstaben, und die dabei hervortretenden Substitutionen, die Buchstabensubstitutionen, genau untersucht und historisch eingereiht werden mussten, ehe man fragen konnte, welche phonetischen Phänomene und Veränderungen hier symbolisiert wurden. Es war nicht anders möglich, als dass man zunächst in der Lautlehre Buchstabensubstitutionen statt Lautsubstitutionen behandelte. Aber noch heute machen uns, wie wir nicht vergessen dürfen, Fragen nach dem Lautwert derartige Schwierigkeiten, dass wir uns oft begnügen müssen, den alten Weg aufs neue einzuschlagen.

8. Aus unserem Versuch einer historischen Betrachtung darüber, wie in dieser älteren Periode der Sprachwissenschaft die phonetischen Veränderungen beurteilt worden sind, folgt als erstes bemerkenswertes Resultat, dass die Lautlehre hier niemals (wenigstens in grösseren Werken nicht) für sich allein als selbständiger Gegenstand der Forschung behandelt worden ist. Andere Probleme beschäftigten noch die Sprachforschung dieser beiden Generationen. Hatte Bopp die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen erst als etwas Neues nachzuweisen, so wandten sich Pott, und auf kleinerem Gebiete Curtius, der zweiten Aufgabe zu, die Verwandtschaft durch eine Prüfung des Wort-

schatzes und der Formen näher zu untersuchen. Die Lautlehre erwuchs im Dienste der Etymologie: Pott[1]) und Curtius, Grimm und Diez[2]) sind die vornehmsten Namen, welche dafür zeugen. Endlich bei Schleicher war der Zweck die Wiederherstellung der indogermanischen Ursprache selber. Und zweitens haben wir bemerkt, dass, abgesehen von einigen ersten Anfängen zur Anwendung der Lautphysiologie, im wesentlichen mehr nur mit Lautsymbolen statt mit Lauten gearbeitet worden ist. Und damit hängt es zusammen, dass trotz der Erkenntnis der Lautgesetze in einzelnen Fällen und trotz ihrer Durchführung im Prinzip, die Praxis stets mehr oder weniger mit ihnen in Widerspruch geriet.

Nun aber die Leistungen dieser grossen Gelehrten, denen die Sprachwissenschaft so vieles verdankt, etwa an den Anforderungen messen zu wollen, welche man heute in der selbständig gewordenen und auf Lautphysiologie begründeten Lautlehre zu stellen pflegt, wäre eine unhistorische Betrachtungsweise. Fast müsste ich fürchten, damit eine Trivialität zu sagen, wenn nicht in der That diese Gefahr auch für den unparteiischen Beurteiler allzu nahe läge. Wir haben im Gegenteil zu fragen: Was haben diese Meister gewollt? Was hat sich jeder zum Ziel seines Denkens und Arbeitens gesetzt? Die Antwort haben wir soeben angedeutet: ihrer aller Teilnahme war auf die Vergangenheit gerichtet. Wiederherstellung der indogermanischen Ursprache, Wiederherstellung der germanischen und romanischen Sprachgeschichte von den Anfängen an, das waren zunächst die Aufgaben, die man sich stellte. Gleichviel ob die Grundabsichten philosophischer oder patriotischer Art waren, hier gingen die Indogermanisten mit den Germanisten und Romanisten, hier die Sprachphilosophen mit den Sprachhistorikern zusammen. Darin also glaube ich ein gemeinsames

---

[1]) Pott, Etymologische Forschungen II[1] S. 349: „Angeregt vorzüglich durch Bopp und Grimm, habe ich in der Lautlehre einen der wichtigsten und bei verständiger Handhabung am sichersten in die Etymologie einweihenden Schlüssel erkannt."

[2]) Friedrich Diez sagte in der Vorrede seines „Etymologischen Wörterbuchs" (1853): „Im Gegensatze zur unkritischen Methode unterwirft sich die kritische schlechthin den von der Lautlehre aufgefundenen Prinzipien und Regeln, ohne einen Fuss breit davon abzugehen, sofern nicht klare und thatsächliche Ausnahmen dazu nötigen."



Merkmal aller dieser Bestrebungen zu finden: und in diesem Sinne habe ich, um einen einheitlichen Namen zu gewinnen, vorgeschlagen, diese ganze Periode der Sprachwissenschaft als die konstruktive zu bezeichnen.

§ 5.

Die empirische Sprachforschung.

1. Gegen Ende der sechziger und zu Beginn der siebziger Jahre wurden in der indogermanischen Lautlehre mehrere Entdeckungen[1]) gemacht, welche zu einer völligen Wandlung der herrschenden Ansichten führten und insbesondere die Autorität des bisher für die altertümlichste indogermanische Sprache gehaltenen Sanskrit für immer stürzten. Der Bruch mit dem bisherigen war so jäh, dass einer der dabei beteiligten Gelehrten mit Recht von einer „Katastrophe“ sprechen konnte.[2])

Von diesen praktischen Erfolgen ausgehend begannen um die Mitte der siebziger Jahre mehrere Gelehrte gleichzeitig, an verschiedenen Orten und von verschiedenen Seiten, ernstliche Zweifel an der Berechtigung der bisherigen Lehren über das Wesen der Sprache zu äussern, und das Endergebnis war eine durchgreifende Revision der Grundanschauungen und demgemäss eine nicht unwesentliche Änderung der Arbeitsweise.

2. Das erste und wichtigste war, wie mir scheint, dass sich inzwischen das Ziel wesentlich verschoben hatte. Die Lautlehre war Selbstzweck geworden: den phonetischen Phänomenen und ihren Veränderungen wandte man sich nun, nachdem die Probleme der Verwandtschaft, der Etymologie, der Ursprache eine vorläufige Lösung gefunden hatten, als der nun dringendsten Aufgabe zu. Schärfer denn bisher suchte man zwischen Laut und Bedeutung zu scheiden, wie andererseits zwischen Laut und Lautsymbol. Und dieses neue Ziel forderte, wie nicht anders zu erwarten, eine Erneuerung von Theorie und Praxis. Wenn manche Vertreter der älteren Richtung sich mit den Vorkämpfern der jüngeren nicht verständigen konnten, so

---

[1]) Vgl. darüber Delbrück, Sprachstudium[3] S. 57, und besonders Bechtels Hauptprobleme. Die beiden bedeutendsten Entdeckungen sind: im Vokalismus die Ursprünglichkeit des *e* und *o*, im Konsonantismus die drei Gutturalreihen.

[2]) Joh. Schmidt, Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1884, S. 741.

lag das, wenn ich mich nicht täusche, vorzüglich daran, dass jeder der beiden Teile sein eigenes Ziel im Auge hatte, kürzer gesagt, dass beide etwas anderes wollten.

3. Zuvörderst wurde die Lehre vom „Organismus der Sprache" beseitigt, welche gerade zuletzt noch von Schleicher konsequent durchgeführt worden war, aber eben dadurch sich in ihrer Unhaltbarkeit gezeigt hatte.[1]) Wir haben uns oben überzeugt, dass die Geschichte dieser Lehre im wesentlichen die Geschichte einer wörtlich genommenen und zur Theorie ausgebauten Metapher genannt werden kann. Schleicher hatte durch seine Betonung und Anwendung der Lautphysiologie überdies selber den Sturz der Lehre mit beschleunigen helfen. Immerhin musste es noch im Jahre 1877 ausdrücklich gesagt werden, „dass die Sprache kein Ding ist, das aussen und über dem Menschen steht und ein Leben für sich führt, sondern nur im Individuum ihre wahre Existenz hat, und dass somit alle Veränderungen im Sprachleben nur von den sprechenden Individuen ausgehen können."[2]) Aber aus dem Sprachgebrauch wenigstens ist das Wort immer noch nicht ganz geschwunden, und noch vor kurzem fand es ein französischer Sprachforscher angezeigt, vor dieser Vorstellung zu warnen:[3]) „Douer de vie cette entité, c'est déjà énorme; mais, sous prétexte qu'on l'a douée de vie, vouloir y retrouver les caractères essentiels et distinctifs de la vie, la naissance, la croissance, l'assimilation, la mort, ce qui enfin constitue un organisme vivant, c'est simplement parer des grâces du style la sécheresse de la constatation scientifique; sinon, c'est ne rien comprendre à cette constatation même."

4. Verlassen wurde gleichzeitig auch die Lehre von den zwei Sprachperioden.[4]) Humboldt hatte, wie wir gesehen

---

[1]) Noch bei Schuchardt im „Vokalismus des Vulgär-Lateins", S. 76, befindet sich diese Lehre in Kraft. Und S. 82 wird ein Stammbaum der romanischen Sprache entworfen.

[2]) Osthoff und Brugmann, Morphologische Untersuchungen I, S. XII.

[3]) V. Henry, Antinomies linguistiques S. 10.

[4]) Dass diese Lehre in den sechziger Jahren noch in Geltung war, ersehen wir daraus, wenn G. Paris, Accent latin S. 4, im Jahre 1862 schreibt: „Je le répète, et ce point me semble de la plus grande importance, les langues ne sont *organiques* que dans la *période de leur formation*; du moment qu'elles ont fini ce travail préparatoire et qu'elles deviennent lettrées, elles commencent à se dépraver, et elles le font sans logique et sans ordre."

haben, den grossen Unterschied zwischen Mundart und Kultursprache richtig beobachtet, aber jene vorzugsweise in der älteren Zeit gesucht. Seit jedoch Hegel die Lehre von den zwei Perioden in seine Geschichtsphilosophie verarbeitet und metaphysisch ausgedeutet hatte, war sie unhaltbar geworden. Im Jahre 1868 schrieb ein junger Gelehrter:[1]) „Man wird sich der Einsicht kaum mehr lange verschliessen können, dass die Unterscheidung zwischen Entwicklung und Verfall oder — wie man sich auch wohl ausdrückte — zwischen Natur und Geschichte der Sprache auf einem Irrtum beruhe. Ich meinerseits habe überall nur Entwicklung, nur Geschichte wahrgenommen. Ich kann mich unmöglich entschliessen, eine Sprache als fertiges Resultat vorhistorischer, unenthüllbarer Ereignisse gelten zu lassen."

5. Aufgegeben wurde damit auch — und dies war sehr wesentlich — die Methode der Zergliederung. Hatte man bisher aus den Einzelsprachen die Wortformen der Ursprache wiederhergestellt, um dieselben hernach in ihre Elemente zu zerlegen, so begann man jetzt zweifelnd zu fragen, wieviel diese Operatonen, die man mit den Buchstaben auf dem Papier so glatt und sicher vollziehen gelernt hatte, mit dem seinerzeit Gesprochenen gemein hätten. Handhabte man denn im Grunde nicht blosse Formeln, über deren Wert niemand etwas sicheres wusste? Diese Erkenntnis wurde im Jahre 1877 folgendermassen ausgesprochen:[2]) „Die Hauptaufgabe, welche sich die vergleichende Grammatik anfangs stellte, war, aus den ältesten überlieferten Gestaltungen die Urformen zu konstruieren und diese dann in ihre Elemente zu zerlegen. Es war dies die einzige Art, wie die Wissenschaft ihren Anfang nehmen konnte. .... Diese zergliedernde Richtung aber hat zu lange einseitig die Sprachwissenschaft beherrscht. Sie hat eine isolierende Betrachtungsweise hervorgerufen, die wohl die mannigfaltigen Gestaltungen der einzelnen Wurzeln, Stämme oder Suffixe in den verschiedenen Sprachen und Sprachperioden mit einander vergleicht, aber das Verhältnis der einzelnen Formen zu den Gruppen, welchen sie angehören, zu sehr vernachlässigt, und einen Schematismus, welcher mit Formeln rechnet und sich die

---

[1]) W. Scherer, Geschichte d. deutschen Sprache[1] S. X.

[2]) H. Paul, P. B. B. 1877, S. 322.

wirklichen Vorgänge in der Sprachgeschichte nicht hinlänglich deutlich macht."

6. Die notwendige Konsequenz dieser Kritik war, dass ein gründliches Studium der gesprochenen Sprache nicht nur gefordert, sondern auch verwirklicht wurde. Verdiente Vertreter der indogermanischen Sprachwissenschaft untersuchten die Mundarten, um hier die phonetischen Probleme zu lösen und das Gewonnene dann bei der alten Sprachgeschichte zu verwerten. Wie früher der Vergangenheit, wandte man sich jetzt der Gegenwart zu: wenn irgendwo in den Geisteswissenschaften, war hier eigene Beobachtung zur Pflicht gemacht. Darum schien es angezeigt, diese neuere Periode der Sprachwissenschaft als die empirische zu bezeichnen.

7. Demgemäss rückte man jetzt die Mundarten gegenüber den Kultursprachen in den Vordergrund: hier allein waren die unter natürlichen Bedingungen stehenden Sprachen zu finden, wo die Sprachgemeinschaft noch nicht durch soziale und kulturelle Spaltung in sich uneins geworden war.

8. Welcher Hilfsmittel man sich dabei zu bedienen hatte, darüber konnte kein Zweifel bestehen. Vor allem andern handelte es sich darum, festzustellen, wie das Sprechen des Menschen eigentlich zustande kommt, wie und wo die Muskelbewegungen geschehen, welche dazu erforderlich sind. Man betrachtete diese Dinge zunächst nur vom Standpunkt des Anatomen,[1]) indem man die Frage nach der Entstehung dieser psychophysischen Phänomene beiseite liess. So entwickelte sich eine neue Disziplin, die Sprachphysiologie oder Phonetik.

9. Ungleich schwieriger war es, eine Sprachpsychologie zu schaffen. Denn die Psychologie entbehrte damals noch der Konsolidierung, die sie heute durch die vereinten Bemühungen so vieler verdienter Forscher erreicht hat. Über die Grundfragen war noch kaum eine Klärung, geschweige denn eine Einigung erzielt. Zumal das Problem des Verhältnisses von Leib und Seele war Gegenstand der lebhaftesten Erörterung: Materialisten

---

[1]) Aus dieser mehr nur anatomischen Betrachtungsweise erklären sich Sätze wie der folgende, den ich an der Spitze einer der hervorragendsten neueren Leistungen auf dem Gebiete der romanischen Grammatik lese: „Bei der Entwicklung und Umwandlung der Laute einer Sprache ist die Bedeutung des Wortes fast völlig gleichgiltig: es handelt sich dabei vielmehr meist nur um physiologische Prozesse." Vgl. dazu unsern § 1.



und Spiritualisten stellten darüber die widersprechendsten Behauptungen auf. Diese Unsicherheit[1]) musste auch in die werdende Sprachpsychologie hineingelangen, umsomehr, da der Gelehrte, der hier vor andern nachhaltigen Einfluss geübt hat, kaum den Vorzug des klaren und einfachen Denkens besass.[2]) Doch auch diese Lücke wurde bald ausgefüllt durch das gediegene Werk eines Sprachforschers, der auf dem Grunde zuverlässiger eigener Beobachtung feststehend, sich dieser älteren Sprachpsychologie gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren wusste. Doch darf nicht verschwiegen werden, dass hier noch mehr als ein Problem der Lösung harrt.

10. Durch diese acht allgemeinen Neuerungen, teils negativer, grösstenteils aber positiver Art, schied sich die jüngere Richtung von den Alten.[3]) Diese Differenzen waren, wie man sieht, kaum geringfügig zu nennen. Aber nicht um sie drehte sich die Diskussion, sondern um den Satz, dass phonetische Veränderungen entweder durch Lautgesetze, oder als Analogiebildungen zu erklären seien. Zwar ist uns ein solches Dilemma in der älteren Periode nicht begegnet. Wohl aber fanden wir schon von Bopp in seinem dritten Akademievortrag Lautgesetz und Analogie neben einander als Erklärungsgründe verwendet. Was die Theorie betrifft, so war die „Ausnahmslosigkeit“ schon in dem Begriff Lautgesetz deutlich genug anerkannt. Und in der Praxis haben sich die beiden Generationen, von Bopp bis Schleicher, um die Auffindung von Lautgesetzen mit dem reichsten Erfolg bemüht. Ein *non liquet* mussten sie freilich oft aussprechen, öfter als man es heute zu thun genötigt ist; aber unerklärte

---

[1]) Charakteristisch für diese Gegensätze ist die Thatsache, dass die Vertreter der Lautgesetze diese teils, wie Schleicher, als physiologische Naturgesetze, teils aber als psychologische oder psychophysische Gesetze angesehen wissen wollten. Im ersteren Sinne schrieben Osthoff, Brückner und anfangs auch Paul (P. B. B. 1879, S. 1); im anderen Sinne Paul, Delbrück, Brugmann und besonders Wundt. Die erstere Auffassung ist heute allgemein verlassen.

[2]) Gemeint ist Steinthals Sprachphilosophie, ein seltsamer Eklekticismus. Humboldts Gedanken werden hier mit Hegelscher Metaphysik durchsetzt und mit Hegelscher Dialektik vorgetragen, zugleich aber in die mechanistische Psychologie Herbarts verschmolzen. Gefährlich war in diesem neuen System die Dosis Metaphysik, die als „Volksseele“ in populären Werken jetzt noch ihr Wesen treibt und von Paul mit scharfer Kritik aus der Sprachwissenschaft verwiesen worden ist.

[3]) Anders Schuchardt, Lautgesetze S. 1.

Fälle giebt es auch für die konsequenteste Forschung, und so wird es stets bleiben. Demnach könnte es scheinen, als wäre der ganze Unterschied im Grunde nur quantitativ, und Schuchardt hätte Recht gehabt, die neue Lehre eine „Antiquität" aus der Periode Schleichers zu nennen.[1])

Der springende Punkt ist das Dilemma: „entweder — oder" war zuvor nie gesagt noch wirklich durchgeführt worden. Warum aber sträubten sich gerade die Vertreter der älteren Richtung so energisch dagegen, diese selbstverständliche Konsequenz ihrer eigenen Lehren zu ziehen? Das lag, wie ich oben schon angedeutet habe, daran, dass das Ziel ihrer Forschung ein anderes war. Ihnen waren die Lautgesetze nur Mittel zum Zweck: nicht die phonetischen Phänomene als solche waren der Gegenstand ihrer Forschung, sondern die Worte als Träger einer Bedeutung. Wenn nur einmal deren Verwandtschaft und Geschichte durch die „konstitutiven Lautgesetze" sichergestellt war, dann mochten allerlei „sporadische Lautgesetze" übrig bleiben, d. h. solche, die weniger zugänglich, aber auch weniger wichtig waren. Hier wurde ein Rangunterschied deutlich statuiert: eigentliche Beachtung verdienten nur diejenigen phonetischen Veränderungen, welche für den Nachweis von Verwandtschaft, für Etymologie und Rekonstruktion der Ursprache von Wert waren.

So sahen die Dinge den Älteren aus, gemäss dem Ziel, das sie ins Auge gefasst hatten; ganz anders aber den Jüngeren, sobald einmal die phonetischen Phänomene und Veränderungen als solche zur hauptsächlichen Aufgabe wurden. Nun war die Scheidung „konstitutiver" und „sporadischer" Lautgesetze unerträglich: alle Lautgesetze hatten gleiches Recht und gleichen Anspruch, Gegenstand der Forschung zu werden, wie ein einzelner Beleg oft lehrreicher werden konnte als hundert andere. Die Aufstellung verschiedenartiger Lautgesetze war ein logisches Unding, und daher nur die eine Schlussfolgerung möglich: entweder haben wir eigentlich phonetische Entwicklung, d. h. Lautgesetz, oder Störung auf Grund der Bedeutung anzunehmen: entweder Lautgesetz oder Analogie. So gelangte die jüngere Generation zu ihrem Dilemma.

Aber nicht diese Formulierung war das Wesentliche: wir werden selbst nachher an derselben Kritik üben. Das Ent-

[1]) Lautgesetze S. 34.



scheidende war die Durchführung des Kausalgesetzes: jede phonetische Veränderung muss ihre Ursache haben, gleichviel welche. „Es giebt keine Ausnahmen“ bedeutet: auch für die Lautlehre gilt das Kausalgesetz,[1]) die Lautlehre muss Wissenschaft werden. Hier steckte das Neue: es war nicht, wie es den Anschein hatte, ein Kampf um die Lautgesetze an sich, dieses Erbstück der älteren Periode, es war ein Kampf um die wissenschaftliche Konsolidierung der Lautlehre als eines selbständigen Forschungsgebietes.

Und eine zweite wichtige Entscheidung war in jenem Dilemma eingeschlossen. Wir erinnern uns an die altüberlieferte Vermengung der phonetischen und der grammatischen Wortveränderungen: erst Humboldt hatte hier scharf unterschieden. Nun giebt es aber phonetische Veränderungen, die keinerlei grammatischen Charakter haben, vielmehr durch Bedeutungszusammenhänge veranlasst sind: die Analogiebildungen. Sie nehmen eine Art Mittelstellung ein, gehören aber ihrem Wesen nach zweifellos zu den phonetischen Wortveränderungen.[2]) Durch jenes Entweder-oder waren nun die Analogiebildungen mit scharfer Logik einerseits von den rein phonetischen Veränderungen, andererseits aber auch von den grammatischen für

---

[1]) Siehe Wundt, Philosophische Studien III, S. 212: „Darin besteht, wie mir scheint, das Wesentliche und zugleich das unleugbar Bedeutsame der in der neueren Sprachwissenschaft zur Geltung gelangten Anschauungen, dass die Ausnahme nicht als eine selbstverständliche und nicht weiter zu untersuchende Thatsache zugelassen wird, sondern dass man sich die Aufgabe stellt, die intercurrierenden Ursachen nachzuweisen, welche die Ausnahmen erklären. Die Sprachwissenschaft bedient sich hierbei lediglich der auf anderen Gebieten längst zur Geltung gelangten methodologischen Regel, dass der Zufall überall als ein zur Erklärung der Erscheinungen unzulässiger Faktor zu eliminieren sei. Diese Regel ist von der neueren Richtung der Sprachwissenschaft nicht erst entdeckt, sondern nur strenger formuliert und gehandhabt worden.“ — Anders Schuchardt, Lautgesetze S. 33.

[2]) Paul bemerkte gegen Schuchardt (Littbl. 1886, Sp. 5): „Die Grenze zwischen Lautwandel und Analogie ist so scharf zu ziehen, wie nur irgend eine in der Welt. Freilich Osthoffs Gegenüberstellung eines physiologischen und eines psychologischen Moments geht im Ausdruck fehl, insofern auch die physiologische Seite der Sprachthätigkeit psychisch bedingt ist. Aber die Scheidung bleibt darum doch bestehen. Auf der einen Seite stehen die Veränderungen, welche die Sprachlaute als Laute erleiden ohne Rücksicht auf ihre Bedeutung, auf der anderen Seite steht der Ersatz gewisser Lautkomplexe durch andere, welcher eben durch deren Bedeutung veranlasst ist.“



immer getrennt. Der Lehrsatz besagt also zweitens Scheidung von Laut- und Bedeutungslehre, diese notwendige Voraussetzung für die Konstituierung der Lautlehre als selbständiges Forschungsgebiet.

So war also der sogenannte „Kampf um die Lautgesetze“ im Grunde ein Kampf um die Lautlehre. Und seine Geschichte wird darum stets einen breiten Raum in der Geschichte der Sprachwissenschaft einnehmen, weil es sich hier in der That nicht um ein „Dogma“, wie gesagt worden ist, sondern um einen entscheidenden Wendepunkt handelte. Wollte man überhaupt künftig zu gesicherten Ergebnissen gelangen und eine ähnliche „Katastrophe“ für immer ausschliessen, so musste, wie schon Humboldt es versucht hatte, die Sprache zunächst als phonetisches Phänomen an sich betrachtet werden, mit strenger Handhabung des Kausalgesetzes.

11. Es folgen die wichtigsten Belege. W. Scherer hat den Satz zuerst ausgesprochen, aber selber nicht immer befolgt:[1] „Die Veränderung der Laute, die wir in beglaubigter Sprachgeschichte beobachten können, vollzieht sich nach festen Gesetzen, welche keine andere als wiederum gesetzmässige Störung erfahren. Die landläufigen Doctrinen der Linguisten springen in den älteren Epochen, in der sprachlichen 'Vorwelt', entweder ganz nach Willkür mit den verglichenen Lauten um, oder sie zollen den Lautgesetzen eine Art offizieller Anerkennung und machen von ihnen vielfältigen Gebrauch, aber über gewisse Hauptereignisse der ältesten Sprachentwicklung, wie die Entstehung mancher Flexionsformen, ziehen sie es vor, sich Theorien auszudenken und sich um die gesetzliche Möglichkeit nicht zu kümmern. Wer aber mit der strengen Beobachtung der Lautgesetze Ernst machen will und die Theorien demgemäss umzugestalten sucht, heisst ein Phantast.“ Bald darauf war die Überzeugung zum erstenmal zur That geworden, in Leskiens berühmter „Deklination“ 1876. Dort lesen wir:[2] „Die Entwicklung einer bestimmten Flexionsreihe, also hier der Deklination, unterliegt dem Einfluss zweier Momente. Jede Sprache besitzt zur Zeit ihres Entstehens als Einzelsprache eine gewisse Anzahl von Kasusformen, herübergebracht aus der Periode ihres Zusammenlebens mit einer oder

---

[1] Preuss. Jahrbücher 1875, S. 107.

[2] Die Deklination im Slavisch-Litauischen und Germanischen, S. 2.

mehreren verwandten Sprachen. Diese Formen nehmen ausnahmslos die Gestalt an, welche die Wirkung der Lautgesetze, vor allem der hier namentlich in Betracht kommenden Auslautsgesetze, hervorbringen muss. So weit ist die Entwicklung einfach und, wie man sagen kann, regelrecht. Nun erscheinen aber thatsächlich in der einen Sprache mehr, in der anderen weniger Bildungen, deren Gestalt durch die Wirkung der Lautgesetze nicht erklärt werden kann, aber auch nicht erklärt werden darf; sie sind der Stammklasse oder der Funktion, der sie dem Sprachgebrauche nach anzugehören scheinen, ursprünglich fremd, einer anderen Stammklasse entlehnt oder mit einer ihnen von Hause aus nicht zukommenden Funktion versehen, mit einem Worte Analogiebildungen. Beide Momente, lautgesetzliche Umbildung und Analogie, erklären die in einer bestimmten Periode vorhandene Gestalt der Deklination einer Sprache, wie jeder Art der Flexion, und nur diese beiden Momente kommen in Betracht." Im Jahre 1878 wurde von Osthoff eine dritte Formulierung gegeben, welche lautet:[1]) „Erstens: Aller Lautwandel, so weit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen Gesetzen, d. h. die Richtung der Lautbewegung ist bei allen Angehörigen einer Sprachgenossenschaft, ausser dem Fall, dass Dialektspaltung eintritt, stets dieselbe, und alle Wörter, in denen der der Lautbewegung unterworfene Laut unter gleichen Verhältnissen erscheint, werden ohne Ausnahme von der Änderung ergriffen. Zweitens: ... Die Formassociation, d. h. die Neubildung von Sprachformen auf dem Wege der Analogie ... Nur wer sich an die Lautgesetze, diesen Grundpfeiler unserer ganzen Wissenschaft, streng hält, hat bei seiner Forschung überhaupt einen festen Boden unter den Füssen." Von H. Paul stammt die klassisch gewordene Fassung:[2]) „In dem Sinne, wie wir in der Physik oder Chemie von Gesetzen reden ... ist der Begriff Lautgesetz nicht zu verstehen. ... Das Lautgesetz sagt nicht aus, was unter gewissen allgemeinen Bedingungen immer wieder eintreten muss, sondern es konstatiert nur die Gleichmässigkeit innerhalb einer Gruppe bestimmter historischer Erscheinungen. ... Wenn wir daher von konsequenter Wirkung der Lautgesetze reden, so kann das nur heissen, dass bei dem Lautwandel inner-

---

[1]) Osthoff und Brugmann, Morphologische Untersuchungen I, S. XIII.
[2]) Prinzipien [1], S. 55. Prinzipien [3], S. 61. 62.



halb desselben Dialektes alle einzelnen Fälle, in denen die gleichen lautlichen Bedingungen vorliegen, gleichmässig behandelt werden." Hier wurde es zum ersten Male klar und deutlich ausgesprochen, dass wir es nicht mit naturwissenschaftlichen Gesetzen im Sinne Schleichers zu thun haben, sondern mit empirisch-psychologischen. Endlich Brugmanns Verteidigung 1885:[1]) „Bei dem Suchen nach einer Erklärung für die lautlichen Inkonsequenzen waren es besonders folgende Punkte, die wir glaubten im Auge haben zu müssen, um der Ausnahme ihren Schein nehmen zu können, und deren Berücksichtigung zu mancher, wie mir scheint, durchaus annehmbaren Formdeutung geführt hat. 1. Die schriftliche Darstellung kann inkonsequent sein, während die Lautproduktion selbst eine konsequente ist. Es können individuelle Schreibfehler vorliegen. Man schreibt ein Wort verschieden verschiedener Bedeutung wegen. ... Man schreibt etymologisch statt phonetisch. ... Besonders zu beachten ist der häufige Fall, dass zur Zeit, wo successive Lautverschiebung in Vollzug begriffen oder eben zu Ende gekommen ist, ein Schwanken in der Orthographie stattfindet, das den Schein erregt, als werden die beiden Endpunkte der Bewegung neben einander gesprochen. ... 2. Scheinbare Inkonsequenz ist oft dadurch veranlasst, dass eine Form aus einem andern Verkehrskreis aufgenommen ist. Die Verpflanzung kann entweder infolge örtlicher Berührung verschiedener Sprachgenossenschaften erfolgen oder mittels einer über mehreren Dialekten stehenden nicht einheitlichen Schriftsprache. ... 3. Was man für rein lautliche Entwicklung zu halten geneigt ist, ist vielmehr Analogiebildung. ... 4. Nachdem durch die Wirksamkeit eines Lautgesetzes ein Laut verändert ist, entsteht dieselbe Lautverbindung von neuem und bleibt nunmehr unverändert, weil die Wirksamkeit jenes Lautgesetzes erloschen ist. ... 5. Der Schein der Ausnahme entsteht dadurch, dass zwei Gesetze neben einander wirken. ... 6. Dieselbe Form geht unter verschiedenen phonetischen Bedingungen in zwei Formen auseinander, und nachdem die Wirksamkeit des betreffenden Lautgesetzes oder der betreffenden Lautgesetze erloschen ist, werden entweder die beiden Formen promiscue ohne Rücksicht auf die Bedingungen, unter denen die Doppelheit entstanden ist, gebraucht,

[1]) Stand der Sprachwissenschaft, S. 53 ff.

oder es geht wenigstens die eine der beiden Formen über den ursprünglichen Gebrauchsbereich hinaus. Letztere Vorgänge sind als Analogiewirkung anzusehen. Es handelt sich hier stets um Einflüsse des Satzaccentes und des Satzsandhi.... 7. Öfter hat man, ohne dass dabei irgendwie eine Konsequenz sichtbar wurde, Spaltung eines Lautes in derselben Sprachgenossenschaft in zwei oder mehrere Laute angenommen, wo die Verschiedenheit vielmehr eine ursprachliche war.... 8. Falsche Ansichten über den etymologischen Ursprung einer Bildung können irrre führen.... 9. Gewisse Formkategorien scheinen zuweilen ihre besonderen, ihnen eigentümlichen Lautgesetze zu haben, z. B. die Reduplikationssilben. Der Schein des Exceptionellen entsteht hier dadurch, dass sich eben nur bei diesen Formen die Lautkonstellation vorfindet, welche Bedingung für den Wandel ist."[1])

12. Dies der historische Ausdruck, den die neue Erkenntnis gefunden hat. So sehr ich von der Richtigkeit der letzteren überzeugt bin, halte ich den ersteren nicht für ganz einwandsfrei. Zwei Einwürfe sind dagegen zu machen und auch schon gemacht worden, haben aber bis jetzt nicht völlig entkräftet werden können.

Der eine wichtigere ist, dass in jener Definition der Begriff „Dialekt" enthalten ist, und in der gegenwärtigen Fassung auch nicht entbehrt werden kann. Wie aber, wenn es keine Mundarten giebt? Besonders hat Schuchardt[2]) diesen Angriffspunkt scharfsinnig herausgefunden und gegen den Satz „Die Lautgesetze wirken ausnahmslos innerhalb desselben Dialektes" mit Recht eingewendet: „In dem Ausdruck 'ein und derselbe Dialekt' steckt eine Unklarheit; wir wissen nicht, ob wir ihn *a priori* oder *a posteriori* zu fassen haben." Und er fährt fort, dass, wenn es nach Delbrück eigentlich bloss Individualsprachen

---

[1]) Gegen die Lautgesetze sprachen sich aus: Georg Curtius, der durch seine Schrift die Debatte in Bewegung brachte, Hugo Schuchardt, dessen Einwände weitaus am schwersten wiegen, Benfey, Collitz, Bezzenberger und neuerdings Bremer; in Russland Kruszewsky, in Frankreich Regnaud, in Amerika Whitney, Easton und Bloomfield. — Nur als Formel oder Maxime für die Praxis, nicht aber als eigentlichen Lehrsatz wollten die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze Bloomfield, Jespersen und von der Gabelentz gelten lassen.

[2]) Lautgesetze S. 10.



gebe, damit die ganze Lehre hinfällig werde. Schuchardt hat hier sicher Recht: die Erfahrung der letzten Jahre hat gezeigt, dass, sobald man die Existenz der Mundarten ernstlich bezweifelt, damit auch die überlieferte Formel der Lautgesetze fällt. Lautgesetzlichkeit und Mundart sind korrelate Begriffe. Es geht daher nicht an, den ersteren durch den letzteren stützen zu wollen.

Und eine andere Kritik formaler Natur haben wir an dem üblichen Ausdruck des Satzes zu üben. Trifft das Dilemma „Lautgesetz oder Analogie" wirklich zu? Richtig, wie wir gesehen haben, war es, auf einer Seite die analogischen Wortveränderungen einzusetzen. Diesen stehen allerdings auf der andern Seite die rein phonetischen Wortveränderungen gegenüber. Wie wir unten sehen werden, beruhen dieselben zwar zum grössten Teile auf Lautgesetzen, aber manche andere Fälle, wie z. B. Metathesen und Konsonanten-Dissimilationen, sind als generelle Sprechfehler zu bezeichnen. So wird die überlieferte Fassung des Satzes auch hier zu modifizieren sein.

§ 6.

Allgemeine Bedingungen der phonetischen Veränderungen.

1. Der Weg, den wir zur Lösung unseres Problems einzuschlagen haben, kann nur der sein, dass wir gemäss dem Kausalgesetz nach den Ursachen[1]) der phonetischen Veränderungen fragen. Es ist hier aber eine wichtige Unterscheidung durchzuführen, diejenige zwischen Ursachen einerseits, und vorauszusetzenden Bedingungen andererseits, unter welchen die Wirkung eintritt, wenn die Ursache da ist. Die Ursachen, wie wir sehen werden, sind durchweg mannigfaltiger Art, diese Bedingungen dagegen von allgemeiner Natur, nämlich allgemeine Voraussetzungen, ohne welche die phonetischen Veränderungen des Sprachgutes einer Sprachgemeinschaft unmöglich wären. Diese haben wir zunächst zu behandeln.

---

[1]) Vielleicht ist es von Interesse, hier eine Bemerkung Goethes (Maximen und Reflexionen III) anzuführen, welche beweist, dass sich sein durchdringender Geist auch mit diesem Problem beschäftigt hat: „Die Verwechselung eines Konsonanten mit dem andern möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vokale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entstehen."



Noch vor wenigen Jahren schloss Berthold Delbrück[1]) seine Besprechung der Lautgesetzfrage mit den resignierten Worten: „Soweit die Veränderungen im Lautzustand der Sprachen. Man sieht, dass von einem Wissen auf diesem Gebiet im Ernst nicht die Rede sein kann. Doch kann man sagen: wir hegen die gegründete Vermutung, dass die Veränderungen zum bei weitem grössten Teil von gewissen allgemein wirkenden Ursachen abhängen, über die der Einzelne keine Gewalt hat.“ Eine ähnliche Äusserung wurde früher schon von Wilhelm Wundt[2]) gethan und vor kurzem von Karl Brugmann[3]) wiederholt: „Ein erschwerendes Moment bildet [bei der Beurteilung der Lautgesetze] die eigentümliche Lage der Sprachwissenschaft, dass sie die Ausnahmen von den Gesetzen auf bestimmte Ursachen zurückführen soll, dass sie die Ursachen der Lautgesetze selbst aber, abgesehen von unsicheren Hypothesen, noch nicht kennt.“ Und dasselbe gestand, mit einer einzigen Einschränkung, in Frankreich der Philosoph B. Bourdon:[4]) „Les causes véritables du changement phonétique sont encore, il faut bien l'avouer, et si on excepte les causes ethnologiques, mal établies.“

Paul dagegen erklärt, wie ich denke, mit Recht:[5]) „Es giebt keinen Zweig der Kultur, bei dem sich die Bedingungen der Entwicklung mit solcher Exaktheit erkennen lassen als bei der Sprache.“

2. Zu allererst möchte ich einen Ausdruck beanstanden, der die Auffassung einzuschliessen scheint, als gäbe es phonetische Veränderungen, die der Ursache entbehrten. Ich meine die altgewohnte und allgemein gebräuchliche Bezeichnung des sogenannten „spontanen oder unbedingten Lautwandels“. Es handelt sich dabei um die erste und wichtigste Kategorie der Lautsubstitutionen. Brugmann[6]) definiert diese Gattung korrekt folgendermassen: „Unter unbedingtem Lautwandel verstehen wir solchen, bei dem der Anlass zur Änderung des Lautes in seiner Eigenart allein zu suchen ist, z. B. wenn η im El. zu $\bar{a}$, oder

---

1) Sprachstudium [3] S. 128.
2) Philosophische Studien III, S. 213.
3) Griechische Grammatik S. 13.
4) Revue philos. 1888, S. 369.
5) Prinzipien [3] S. 5.
6) Grundriss [2] I, S. 65.

wenn idg. *d* im Germ. und Armen. zu *t* wird.“ Gegen diese Begriffsbestimmung ist nichts einzuwenden; denn sie giebt nur negativ an, dass diese Lautsubstitutionen nicht „bedingt“ (kombinatorisch) seien, d. h. durch Angleichung an Nachbarlaute oder aus dem Accent zu erklären. Wenn ich nun auch der Überzeugung bin, dass die weitaus meisten Gelehrten mit Brugmann unter „spontanem Lautwandel“ solche Lautsubstitutionen verstehen, die, aus bis jetzt nicht festgestellten Ursachen, überall, ohne Rücksicht auf die Stellung in der Worteinheit vollzogen worden sind, so bleibt doch zu wünschen, dass dieser irreführende Terminus fallen gelassen werde. Denn wenn ich mich nicht täusche, verdankt er seine Entstehung jener schon erwähnten Neigung älterer Gelehrter, wie die Sprache überhaupt, so auch die Laute zu personifizieren und demgemäss spontane Neigungen der Laute zur Wandlung zu imaginieren, den Lauten also sogar einen Willen zuzuschreiben. So hat wenigstens Rudolf Lenz den Sinn dieses Ausdrucks gedeutet, wenn er sich energisch gegen den Gedanken einer solchen Möglichkeit sträubt:[1]) „Giebt es denn überhaupt eine spontane Lautentwicklung? Streng genommen nicht. Denn alles Geschehen hat seine Gründe.“ Ich meinerseits schliesse mich ihm gerne an und darf es wohl kaum noch wagen, mich ausdrücklich auf das Kausalgesetz zu berufen. Genug, Name und Vorstellung des „spontanen Lautwandels“ bergen in sich zum mindesten die Gefahr eines groben Missverständnisses.[2])

3. Lange liebte man die Natur des Landes und das Klima zur Erklärung heranzuziehen. Die Vertreter dieser Annahme sind heute nur mehr wenig zahlreich: besonders lebhaft hat sie Osthoff[3]) verteidigt. Schon Pott[4]) schrieb darüber folgendes: „Im allgemeinen begreift sich leicht das allmähliche Zerfallen einer Sprache in Mundarten, welche selbst wiederum mit der Zeit zu eigentümlichen Sprachen sich ausbilden ... denn, wenn von einem sprachlich verbundenen Volksvereine einzelne Glieder

---

[1]) Gröbers Zeitschrift 1893, S. 191.

[2]) Mehr als ein Gelehrter scheint in der That daran Anstoss genommen zu haben. So erkläre ich mir die zahlreichen — übrigens vergeblichen — Versuche, den „spontanen Lautwandel“ als erweiterten „kombinatorischen“ aufzufassen.

[3]) Physiologisches und Psychologisches Moment S. 19.

[4]) Etymologische Forschungeu II[2] S. 1.

sich ablösen und, ein von einander unabhängiger gewordenes Leben fortsetzend, in verschiedene geographische, klimatische und politische Verhältnisse geraten, so würden sie notwendig auf die Dauer sich nicht der Einflüsse, welche diese Verhältnisse herbeiführen, erwehren können. Schwerer ist's, die jedesmaligen besonderen inneren und äusseren Anlässe zu mundartlichen und sprachlichen Abscheidungen ans Licht zu ziehen. ...." Und Fr. Kauffmann sagt in der Einleitung zu seiner „Geschichte der Schwäbischen Mundart" (S. XI): „Wir wissen, dass der Schwabenstamm im dritten Jahrhundert aus seinen nördlichen Wohnsitzen in die Neckargegenden eingewandert ist. Was liegt näher als mit dieser Veränderung des Wohnsitzes die Veränderung der Mundart zu kombinieren? ... Unter dem veränderten Himmel, bei verändertem Luftdruck, unter gänzlich anderen Boden- und Lebensverhältnissen hat sich (in Darwinschem Sinne) die physikalische Funktion der Sprachorgane den neuen Verhältnissen im Laufe der Jahrhunderte angepassst; soweit, in strengster Auffassung, identische Funktion der betreffenden Organe vordem vorhanden gewesen, soweit dieselben äusseren Faktoren gewirkt haben, hat sich dann auch dieselbe Mundart von der Nachbarschaft abgesondert." Gleichzeitig erklärte sich auch Rousselot[1]) geneigt, die phonetischen Veränderungen auf die Einwirkung des Klimas zurückzuführen: es sei „une sorte d'anémie, d'un affaiblissement graduel et transitoire des centres nerveux qui aboutissent aux muscles, siège de l'évolution."

Gegen diese Ansicht wandte sich mit Entschiedenheit B. Delbrück:[2]) „Wie oft ist nicht die angebliche Rauheit des Dorischen mit der wilden Gebirgsnatur der Landschaft Lakonika und die angebliche Weichheit des Jonischen mit den linden Lüften des kleinasiatischen Küstenstrichs zuversichtlich in Parallele gestellt worden!" H. Paul[3]) schliesst sich ihm an: „Man hat die Übereinstimmung in Klima, Bodenbeschaffenheit und Lebensweise herbeigezogen. Es ist aber davon zu sagen, dass bisher auch nicht einmal der Anfang zu einer methodischen Materialiensammlung gemacht ist, aus der sich die Abhängigkeit der Sprachentwicklung von derartigen Einflüssen wahrscheinlich machen

---

[1]) Modifications phonétiques S. 351.
[2]) Einleitung[3] S. 127.
[3]) Prinzipien[3] S. 56.

liesse.“ H. Fischer[1]) urteilt ebenso, im besondern mit Beziehung auf das Schwäbische: „Solche Verschiedenheiten etwa auf den geographischen, klimatischen u. s. f. Charakter des Wohnsitzes zu schieben, ist unmöglich angesichts der Thatsache, dass gleiche sprachliche Erscheinungen sich in ganz verschiedenartigen Gegenden finden, und dass einheitliche geographische Gebiete sprachlich gespalten sind.“ Auch O. Bremer hat die Annahme abzulehnen wiederholt Gelegenheit genommen:[2]) „Man hat früher geglaubt, die mundartlichen Eigenheiten seien auf die Natur, Klima und Boden zurückzuführen: der Schweizer habe sein rauhes, kratzendes *ch* von der rauhen Gebirgsluft. Derartige Einflüsse sind nicht nachzuweisen. Auch der Holländer an der See spricht so ein rauhes *ch*.“

Nicht bestreiten lässt sich, soviel ich sehe, das eine, dass seinerzeit bei der Ausbildung der verschiedenen Menschenrassen Boden und Klima wesentlich eingewirkt haben. Aber da seitdem die Völker durch wiederholte Wanderungen[3]) ihren ursprünglichen Wohnsitz nachweisbar meist verlassen haben, entzieht sich dieses Moment völlig unserer Kenntnis und ist daher für die Praxis wertlos. Dass in historischer Zeit die indogermanischen Völker sich jeweils ihrer neuen Heimat im Laufe einiger Jahrhunderte phonetisch angepasst hätten, diese „Adaptation“ wird durch die Thatsachen in nichts gerechtfertigt. Und was z. B. von Osthoff dafür angeführt worden ist, lässt sich auf anderem Wege besser erklären (siehe unten § 8).

4. Diese erste These wird durch eine zweite vervollständigt, welche also lautet: „Veränderung der Sprachorgane ist im allgemeinen die eigentliche Ursache des historischen Lautwandels der Sprachen.“[4]) Wie Boden und Klima auf die Sprachorgane der Sprachgemeinschaft, so wirken diese ihrerseits, nach ihrer Veränderung, mit Naturnotwendigkeit auf den überlieferten Wort- und Wortformenschatz ein. Ein lückenloser Kausalnexus wäre gegeben, wenn sich diese Anschauung haltbar erwiese. In diesem Sinne schloss Rousselot[5]) die Untersuchung seiner Heimat-

---

[1]) Geographie der schwäbischen Mundart, S. 79.

[2]) Brockhaus V, S. 27. — Phonetik S. 11 Anm.

[3]) Siehe darüber den höchst lehrreichen Aufsatz Ratzels in den Sitzungsberichten der kgl. sächs. Ges. d. W. 1898.

[4]) Osthoff, Physiologisches und Psychologisches Moment S. 16.

[5]) Modifications phonétiques S. 351.

mundart mit dem Satz: „... il n'en reste pas moins certain que c'est par un travail indépendant de notre volonté et dans son principe du moins entièrement soumis aux conditions de notre être physique que se transforment, dans une admirable unité, les sons du langage.“ Auch Wundt[1]) scheint diese Annahme zu billigen: „Der Lautwandel hat seine physiologische Ursache in den allmählich in der physischen Disposition der Sprachorgane eintretenden Änderungen. Diese sind aber jedenfalls zum grossen Teil wieder physisch oder psychophysisch bedingt, da sie teils aus allgemeinen Änderungen, die der Wechsel der Natur- und Kulturbedingungen in der physischen Organisation hervorbringt, teils aus den speziellen Bedingungen hervorgehen, welche die zunehmende Übung für die Artikulationsbewegungen mit sich führt.“

Paul[2]) wollte dieses Kriterium nur mit Einschränkung angewendet wissen: „Ebensowenig [wie vom Klima] hängt die Sprachentwicklung allein vom Bau der Organe ab.“ Soviel ist wohl zuzugeben, dass in der That die Sprachwerkzeuge nicht bei jeder Rasse übereinstimmend gebaut sind. Man vergleiche einmal sorgfältige Abbildungen der Menschenrassen, so wird man sich sofort davon überzeugen, dass hier die Artikulationsbasis mit physischer Notwendigkeit verschieden sein muss.[3]) Ob z. B. dicke und schwülstige, oder feine und schmale Lippen vorhanden sind, kann für die Labialen nicht bedeutungslos sein. Auch der Bau der Zunge ist, wie man nachgewiesen hat, nicht bei allen Rassen identisch. Und der Besitz einer kleinen und engen oder einer stark entwickelten Nase kann für die Nasale schwerlich ohne Belang bleiben: im ersteren Fall wird die Möglichkeit, sich der Nasen- neben der Mundhöhle zu bedienen, weniger nahe liegen als im letzteren. Solche in den Rassen begründete Verschiedenheiten, die wohl einmal eine Untersuchung verdienten, sind aber für unser Problem direkt nicht von Belang. Denn wir wollen nicht etwa die Differenzierung sämtlicher Sprachen der Welt erklären, sondern beschränken uns auf die allein zugängliche Frage, auf welche Ursachen die phonetischen Veränderungen innerhalb einer historisch gegebenen Sprachgemeinschaft zurück-

[1]) Grundriss der Psychologie, Leipzig 1896, S. 352.

[2]) Prinzipien[3] S. 57.

[3]) Ich kann hier Delbrück nicht beistimmen, der dies in Abrede stellt (Sprachstudium[3] S. 128).

zuführen seien. Jene physischen Verschiedenheiten können aber, wie wir in § 8 sehen werden, dann von grosser Wichtigkeit werden, wenn Rassenmischung eintritt: denn in diesem Falle muss, falls die Verschiedenheiten grössere sind und ihre Einwirkungen nicht nach dem Gehör ausgeglichen werden, notwendig früher oder später die Artikulationsbasis und damit das ganze Lautsystem der erweiterten Sprachgemeinschaft verändert werden.

5. Anders hat Paul die phonetischen Veränderungen zu erklären versucht, nämlich aus der Variabilität der Aussprache. Dass kleine Abweichungen in der Reproduktion der Worte fortwährend stattfinden, ohne dass sie vom Gehör der Sprachgemeinschaft bemerkt und korrigiert werden, haben wir oben gesehen. Paul scheint demgemäss der Ansicht zu sein, dass die Aussprache überhaupt nicht stabil, sondern in beständigem Flusse sei. Er trägt seine Anschauung folgendermassen vor:[1] „Diese Variabilität der Aussprache, die wegen der engen Grenzen, in denen sie sich bewegt, unbeachtet bleibt, enthält den Schlüssel zum Verständnis der sonst unbegreiflichen Thatsache, dass sich allmählich eine Veränderung des Usus in Bezug auf die lautliche Seite der Sprache vollzieht, ohne dass diejenigen, an welchen die Veränderung vor sich geht, die geringste Ahnung davon haben. ... Mag die anfängliche Abweichung auch noch so gering sein, indem sich dabei auch das Bewegungsgefühl um ein Minimum verschiebt, so wird das nächste Mal schon eine etwas grössere Abweichung von dem Ursprünglichen möglich, und damit wieder eine Verschiebung des Bewegungsgefühls, und so entsteht durch eine Summierung von Verschiebungen, die man sich kaum klein genug vorstellen kann, allmählich eine merkliche Differenz." Bremer[2]) hat Pauls These dadurch gestützt, dass er daran erinnert: „man kann durch physiologisch verschiedene Sprechakte die gleiche akustische Wirkung erzeugen. Auf diesem Wege ist manche lautliche Veränderung der Sprache zustande gekommen." Und endlich Marty:[3]) „So sehr ist deutliche Artikulation Sache der Übung, dass nur die beständige Gewohnheit der Mitteilung, welche zu verständlicher Aussprache nötigt, den Besitz des hierin Gewonnenen sichert und Menschen, welche längere Zeit vom

---

1) Prinzipien[3] S. 51—52. 53.
2) Phonetik S. 2. 54.
3) Ursprung der Sprache S. 36.

Verkehr abgeschnitten waren, die Fähigkeit deutlicher Artikulation verlieren."

Dagegen hat Friedrich Kauffmann eingewendet, dass z. B. in der schwäbischen Mundart[1]) „seit dem 14. Jahrhundert überhaupt keine Veränderung der Lautbildung nachgewiesen werden kann, mit anderen Worten, dass sich seit fünf Jahrhunderten der schwäbische Lautstand überhaupt nicht mehr verändert hat." Hermann Fischer[2]) bestätigt neuerdings dieses Ergebnis. Soviel jedenfalls steht fest, dass auf Epochen eingreifender phonetischer Veränderungen, wodurch die Aussprache völlig umgestaltet wird, Zeiträume von nahezu völliger Stabilität der Aussprache folgen. Durch das Gehör und die Beobachtung der Muskelbewegungen sucht, wie wir in § 3 gesehen haben, die Sprachgemeinschaft phonetische Neuerungen beständig zu verhindern. Dies gelingt das eine Mal, das andere Mal aber nicht; und die Ursachen dieser Ungleichheit festzustellen, bleibt eben die Aufgabe der Untersuchung. Wichtig aber ist darum diese von Paul und Bremer nachgewiesene Thatsache doch, dass die motorischen Erinnerungsvorstellungen der Worte weniger fest und gleichmässig sind als die akustischen: denn die Möglichkeit phonetischer Abweichungen droht demnach beständig. Aber verwirklicht wird diese Möglichkeit nur, wenn bestimmte Ursachen hinzutreten, aus denen die Sprachgemeinschaft einen bestimmten Laut durch einen andern ersetzt, wegfallen lässt oder einen weiteren hinzufügt. Und diese Ursachen, gleichviel ob physische (etwa durch verschiedene Sprachorgane bedingte) oder psychische, müssen zwingender Art sein. (Solche liegen aber besonders dann vor, sobald, wie wir in § 8 zu untersuchen haben, eine Sprachgemeinschaft eine ursprünglich fremde in sich aufnimmt). Wir haben demgemäss zu sagen, dass die Variabilität der Muskelbewegungen zwar eine wichtige Voraussetzung, nicht aber eine Ursache der phonetischen Veränderungen ist.

6. Eine notwendige Konsequenz der zuletzt besprochenen These ist es, wenn man der jüngeren, die Sprache neu erlernenden Generation den Hauptanteil an phonetischen Neuerungen zuschreibt. Wie die Erklärungen aus Klima und Körperbau, so ergänzen sich auch diese beiden aus der Variabilität

[1]) Schwäbische Mundart S. X.

[2]) Geographie der schwäbischen Mundart S. 6.

einerseits und der Erlernung durch die Jugend andererseits. Die Abweichungen der lernenden Kinder scheinen naturgemäss grösser zu sein als bei den Alten, die ihre Muskelbewegungen längst mechanisiert und so befestigt haben. Paul[1]) hat daher aus seinem Vordersatz den folgerichtigen Schluss gezogen: „Man wird wohl sagen können, dass die Hauptveranlassung zum Lautwandel in der Übertragung der Laute auf neue Individuen liegt.“ Vier andere Sprachforscher haben ihre volle Zustimmung erklärt. Es ist einmal Bremer,[2]) und ferner Paul Passy[3]) in seinem trefflichen Buch über die phonetischen Veränderungen. Passy sagt hier: „En fait, tous les changements de prononciation appréciables — tous ceux dont nous pouvons tenir compte — partent de l'enfant. ... On dit souvent que les changements phonétiques s'accomplissent par degrés insensibles. Cela est vrai en ce sens qu'il ne peut jamais y avoir, entre le parler des parents et celui des enfants, de difference bien tranchée: s'il y en avait, il en résulterait une difficulté de compréhension tout à fait inadmissible. Mais Sweet va jusqu'à dire: ‘En règle générale, tout changement phonétique est graduel: il n'y a pas de sauts dans l'histoire d'une langue. . . . Il n'y a que des changements successifs.’ Parler ainsi, c'est méconnaître des faits très réels, pour s'appuyer sur un raisonnement défectueux. ‘En pareille matière’, dit excellemment M. L. Havet, ‘natura facit saltus’; il y a discontinuité d'une géneration à l'autre.“ Und Rousselot[4]) äussert sich im gleichen Sinne: „Il nous est permis de pénétrer plus avant dans la science des transformations du langage, et de porter nos regards sur le principe même déterminant de ces évolutions. Ce principe est dans l'enfant. .... L'évolution est déjà préparée chez les parents; mais elle n'éclate que chez les enfants, lorsque ceux-ci entrent en possession de la langue.“ Auf einige Fälle, wo Pauls Folgerung besonders nahe liegt, hat Wallensköld aufmerksam gemacht:[5]) „Wie weit die Ungeschicktheit beim Erlernen des Neuen gehen kann, zeigen die Metathesen, Dissimilationen und Assimilationen zwischen zwei nichtbenachbarten Lauten, die sämtlich meines Erachtens im

---

[1]) Prinzipien[3] S. 58.

[2]) Phonetik S. XVI.

[3]) Changements S. 232—233.

[4]) Modifications phonétiques S. 349.

[5]) Toblerband S. 296.

Munde eines Anfängers entstanden sind. Ein italienisches Kind (oder eine erwachsene Person), das zum erstenmal *glorioso* hörte und es nachsagen wollte, irrte sich und sagte *grolioso*, ohne den Unterschied wahrzunehmen."

Demnach wäre also an den phonetischen Veränderungen vor allem schuld, dass die Kinder mehr oder weniger ungenügend sprechen lernen. Wird dies aber durch die Thatsachen bestätigt? Wir sehen hier davon ab, dass das Kind durch Beobachtung des Sprechenden und durch sein Gehör das Vorgesprochene nachahmt, und wenn es selbst etwa mangelhaft sehen und hören sollte, durch die Sprachgemeinschaft bald genug zurechtgewiesen wird. Aber das Resultat wären dann, wenn die These richtig wäre, nicht etwa die Veränderungen, die — auch für den Gegner der Lautgesetze — mit jener Regelmässigkeit vollzogen werden, ohne die eine Sprachgeschichte und eine Etymologie, wie wir sie thatsächlich besitzen, eine Unmöglichkeit wäre. Das Ergebnis wäre ein wüstes Chaos, eine babylonische Sprachverwirrung. Jeder spräche, wie er eben sprechen gelernt hätte, ganz nach Belieben. Und wie würde sich dann jene ungleiche Schnelligkeit der phonetischen Änderungen erklären, dass während weniger Jahrhunderte eine Art Revolution stattfindet und hernach auf lange Zeit Stillstand eintritt? Haben etwa die Kinder während der Romanisierung des Imperium Romanum und während der germanischen Völkerwanderung weniger sorgfältig sprechen gelernt als später? Haben sich die Mütter in jenen stürmischen Zeiten der Ausbildung ihrer Kinder weniger widmen können?

Trotzdem bin ich der letzte, der den Einfluss der jüngeren Generation auf die Aussprache leugnen wollte. Aber es müssen besondere Ursachen vorliegen, infolge deren die abweichende Reproduktion durchdringt. Fälle von zweierlei Art liegen vor. Entweder handelt es sich um die Ausdehnung einer Sprachgemeinschaft über eine ursprünglich fremde: das Ergebnis ist dabei stets eine mehr oder weniger durchgreifende Ersetzung der Artikulationsbasis der siegenden Sprachgemeinschaft durch diejenige der unterliegenden (davon in § 8). Oder aber wird eine Kultursprache auf Kosten der Mundarten ausgebreitet. Hier wie dort bewahrt die alte Generation den überlieferten Lautbestand, und die junge wird Trägerin des Neuen. Aber nicht ausschliesslich die Kinder, auch die Erwachsenen sind dabei beteiligt. Dieser Wechsel der Generationen ist aber

jedenfalls nur eine Voraussetzung, keine Ursache der phonetischen Veränderungen.

7. Ein fünfter und am häufigsten verfochtener Erklärungsversuch ist derjenige aus der Bequemlichkeit. So sagte schon G. Curtius:[1]) „Bequemlichkeit ist und bleibt der Hauptanlass des Lautwandels unter allen Umständen." Ebenso bestimmt drückte sich August Schleicher[2]) aus: „Alle Veränderung der Laute, die im Verlaufe des sprachlichen Lebens eintritt, ist zunächst und unmittelbar Folge des Strebens, unseren Sprachorganen die Sache leicht zu machen; Bequemlichkeit der Aussprache, Ersparung an Muskelthätigkeit ist das hier wirkende Agens." Dasselbe sprach Whitney[3]) aus: „Die Ursache fast aller Lautveränderungen, die in der Geschichte der Sprachen vorkommen, ist das Streben, den Sprachorganen die Sache leicht zu machen, die schwerer sprechbaren Laute und Lautverbindungen durch bequemere, weichere zu ersetzen, und allen unnützen Ballast in den Wörtern, deren wir uns bedienen, über Bord zu werfen." Auch Paul[4]) trat dieser Auffassung bei: „Die Ursachen, warum die Neigung zur Abweichung nach der einen Seite hin grösser ist als nach der andern, kann kaum anders worin gesucht werden, als dass die Abweichung nach der ersteren den Organen des Sprechenden in irgend welcher Hinsicht bequemer ist."

Zuerst erklärte sich Leskien[5]) gegen Whitneys Prinzip des „nachlässigen Sprechens" und wandte dagegen ein: „Dieser Gedanke setzt voraus, dass wir irgend einen Zeitpunkt fixieren, in dem mustergiltig gesprochen wurde, was bei der rückwärts wie vorwärts für uns unbegrenzten Folge der Generationen unmöglich ist, und zweitens, dass unter besonders günstigen Bedingungen die Nachlässigkeit überwunden werden und fortan eine getreue Überlieferung eintreten könnte, was nach den bisherigen Erfahrungen nie der Fall war. Man kann daher den Begriff der Nachlässigkeit hier nicht anwenden, sondern hat es mit einer im Wesen des Menschen und seiner Sprache begründeten Notwendigkeit zu thun, die es auch allein möglich macht, Gesetze der phonetischen Veränderungen, Lautgesetze,

---

[1]) Grundzüge der griechischen Etymologie S. 23.

[2]) Deutsche Sprache [1] S. 49.

[3]) Whitney-Jolly S. 105.

[4]) Prinzipien [3] S. 53.

[5]) Jenaer Litteraturzeitung 1875, S. 98.

aufzustellen.“ Sievers[1]) ferner führte aus: „Es ist eine noch heutzutage sehr beliebte Meinung, dass aller Lautwechsel aus einem Streben nach Erleichterung der Aussprache hervorgehe, dass er, mit andern Worten, stets auf Kraftverminderung (‘Lautschwächung’), nie auf Kraftvermehrung (‘Lautverstärkung’) beruhe. Man kann zugeben, dass viele sprachgeschichtliche Erscheinungen unter diese Rubrik gebracht werden dürfen; aber in der Allgemeinheit, mit der der Satz ausgesprochen wird, ist er entschieden falsch.“ Es ist nicht schwer, sich an jeder Sprache von der Richtigkeit dieser Argumentation zu überzeugen. „Bequem“ ist, wie Sievers des weiteren darlegt, ein durchaus relativer Begriff. Wir pflegen so zu bezeichnen, was sich mit unserer Artikulationsbasis und den eingeübten Muskelbewegungen annähernd nachahmen lässt. Demgemäss findet jede Sprachgemeinschaft andere Laute „bequem“: der Hottentotte seine Schnalzlaute, die dem geübtesten Phonetiker nicht leicht werden. So ist also im Grunde unter dieser Theorie nichts weiter zu verstehen, als dass jeder die Neigung hat, seine Artikulationsbasis beizubehalten, deren er sich nicht ohne Mühe entäussern könnte, und nach Möglichkeit für ungewohnte Laute die fest eingelernten einzusetzen. Diese Thatsache wird aber von Wert nicht innerhalb einer sprachlich von aussen unbeeinflussten Sprachgemeinschaft, sondern nur bei Rassen- und daraus folgender Sprachmischung. Auch hier also gelangen wir zu dem Problem, das in § 8 besprochen werden soll.

8. Eine sechste These endlich, von ganz entgegengesetzter Art, ist von Misteli aufgestellt worden. Dieser Gelehrte knüpft an die Beobachtung an, dass ein Volk, je mehr es kulturell leistet, je mehr es sich kämpfend und siegend bethätigt, seinen Sprachschatz desto weniger altertümlich zu erhalten vermag, während dagegen eine Sprachgemeinschaft, die ruhig in ihrem Lande dahinlebt, ihren Wort- und Formenschatz treu zu bewahren versteht. (Beispiele dieser Art haben wir in § 3 kennen gelernt.) Misteli sagt demgemäss:[2]) „Man begreift leicht, je ferner ein Volk von den Metamorphosen der geschichtlichen Entwicklung bleibt, je unveränderter es in seinen alten Gedanken und Gewohnheiten beharrt, dass es um so mehr auch seine Sprache treu bewahrt;

---

[1]) Phonetik[4] S. 244 ff.

[2]) Typen des Sprachbaues S. 489. 590.

je lebendiger und regsamer aber ein Volk in die Geschichte thätig und empfangend eingreift, um so mehr wandelt sich auch die Form seiner Sprache.“ Dieser Begründung einer an sich richtigen Bemerkung kann ich mich nicht anschliessen. Denn aus den Thatsachen lässt sich eine solche Regel nicht gewinnen. Haben etwa die Portugiesen in der Geschichte um so vieles mehr geleistet als die Spanier, dass sich so der verschiedene Lautstand erklären sollte? Hat die Toskana, als altertümlichste romanische Sprachgemeinschaft, etwa kulturell weniger geschaffen und erlebt als die Rätoromanen mit ihren weit mehr veränderten Idiomen?

Ein richtiger Kern steckt in Mistelis Satz: es ist die Erkenntnis der Bedeutung des Temperaments für den Accent (davon in § 9). Die Thatsachen aber, um die es sich handelt, erklären sich wieder meist aus Rassen- und Sprachmischung. Aufs neue werden wir so auf die grosse Wichtigkeit dieses Gesichtspunktes hingewiesen.

9. Wir haben gesehen, dass die Versuche, sämtliche phonetische Veränderungen auf gemeinsame Ursachen zurückzuführen, dieses Ziel nicht erreicht, sondern entweder nur zu einigen allgemeinen Bedingungen geführt haben, unter welchen überhaupt Veränderungen der Aussprache möglich werden (III und IV); oder aber wurden wir bereits auf die Ursachen spezieller Art vorbereitet, welche den eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung bilden sollen. Allgemeine Ursachen phonetischer Veränderungen giebt es nicht.

§ 7.

Die Kategorien der phonetischen Veränderungen.

Zur Erreichung unseres Zieles müssen wir demgemäss im folgenden versuchen, die bisher in den indogermanischen, insbesondere in den romanischen Sprachen beobachteten phonetischen Veränderungen nach Kategorien[1]) zu ordnen und für jede gesondert die Frage nach den Ursachen zu stellen.

Die Wichtigkeit einer solchen Einteilung ist den neueren Sprachforschern nicht entgangen. Wertvoll war mir vor allem

[1]) Eine übersichtliche Einteilung hat, nach den Artikulationsfaktoren, Sievers (Phonetik [4], S. 249) gegeben. Dieselbe ist für praktische Zwecke der Phonetik bestimmt und als solche sehr brauchbar, aber für unsere Absichten

Brugmanns reichhaltige Übersicht im ersten Bande seiner vergleichenden indogermanischen Grammatik. Auch Meyer-Lübke in seiner vergleichenden romanischen Grammatik hat diesen Dingen seine Aufmerksamkeit geschenkt. Und kürzlich hat Nyrop in seiner historischen französischen Grammatik zu einigen kleineren Kategorien reiches Material zusammengestellt. Insbesondere aber finden wir in dem bisher erschienenen Teil von Suchiers altfranzösischer Grammatik bei den einzelnen phonetischen Veränderungen eine systematische Anordnung nach Kategorien angestrebt.

Es ist hier daran zu erinnern, dass, wie wir in § 3 festgestellt haben, überhaupt nur von phonetischen Wortveränderungen gesprochen werden kann, und dass diese auf dreierlei Art vollzogen werden können, durch Lautersatz, Lautschwund und Lautzusatz.

Nach den einleitenden Paragraphen leuchtet ein, dass eine Aufstellung von Kategorien nur nach psychophysischen bezw. psychischen Einteilungsgründen versucht werden kann. Ich thue dies im folgenden und unterscheide demnach zwölf Kategorien. Diese sind: I. Veränderung der Artikulationsbasis; II. Gliederung; III. Angleichung von Nachbarlauten; IV. Angleichung des Hauptsilbenvokals an den Vokal der folgenden Silbe; V. Vokalinfigierung; VI. Metathese; VII. Sprosssilben; VIII. Dissimilation; IX. Fernassimilation; X. Phonetische Veränderungen auf Grund der Bedeutung; XI. Kultursprachen; XII. Privatsprachen.

§ 8.

Veränderung der Artikulationsbasis.

1. Eduard Sievers hat zuerst auf die grosse Wichtigkeit des Faktors hingewiesen, dessen Veränderungen wir als erste Kategorie zu behandeln haben: er hat dafür die Bezeichnung „Artikulationsbasis“ eingeführt. Gemeint ist die bei jeder Sprachgemeinschaft mehr oder weniger verschiedene Ruhelage

---

nicht zu verwenden, da Sievers nicht von den psychophysischen bezw. psychischen Vorgängen, sondern von den phonetischen Ergebnissen ausgeht. — Die älteste Einteilung stammt, soviel ich sehe, von Pott und ist heute nicht ohne historisches Interesse: Etymologische Forschungen II[1], S. 2ff.



sämtlicher Sprechwerkzeuge. „Die Ruhelage des Sprachorgans ist die natürliche Basis für die einzelnen Artikulationsbewegungen, welche zur Bildung von Sprachlauten führen.“ [1]) Sievers beschreibt es an einem Fall wie dem folgenden: „Versuche ich als Mitteldeutscher z. B. eine prägnant norddeutsche Mundart wie etwa die holsteinische zu sprechen, so muss ein für allemal die Zunge etwas zurückgezogen und verbreitert werden; hat man diese Basis einmal gefunden und versteht man sie beim Wechsel verschiedener Laute festzuhalten, so folgen die charakteristischen Lautnüancen der Mundart alle von selbst.“ [2]) Von dieser Ruhelage der Zunge wie der übrigen Sprechwerkzeuge, und der damit zugleich gegebenen Artikulationsweise wird insbesondere die Klangfarbe der phonetischen Phänomene einer Sprachgemeinschaft bedingt. So entsteht das, was man ein Lautsystem nennen kann: da wegen der gemeinsamen Bedingungen, unter welchen die Laute von der Sprachgemeinschaft erzeugt werden, alle unter sich in Beziehung stehen, oder wie man auch sagen könnte, einander korrelat sind. Darum betont Sievers mit Recht, dass „es nicht sowohl auf das Verhältnis des einzelnen Lautes zum einzelnen Laute ankommt, als auf das Verhältnis der Systeme.“ „Man unterlasse also nie zu untersuchen, ob sich die Abweichungen der Einzelvokale [auch der Laute überhaupt] zweier oder mehrerer Systeme nicht auf ein gemeinsames, die Stellung der Systeme ohne weiteres charakterisierendes Prinzip zurückführen lassen.“ [3])

Wie sehr diese Lehre aus unmittelbarer Beobachtung gewonnen und wie überaus wertvoll sie auch für die Praxis ist, habe ich wiederholt an mir und andern zu erproben Gelegenheit gehabt. Aufgewachsen in meiner Vaterstadt Ulm, wurde ich dort früh mit dem Alemannischen einerseits und dem Bayrischen andererseits vertraut, und kann daher bezeugen, dass ich stets, wenn ich auch nur die kleinste Äusserung in einer der drei Mundarten thun will, meinen sämtlichen Sprechwerkzeugen, wie der Zunge so dem ganzen Ober- und Unterkiefer, sowie Mund- und Nasenhöhle [4]) die entsprechende, in den drei Mundarten

[1]) Phonetik [4] S. 20.

[2]) Phonetik [4] S. 106.

[3]) Phonetik [4] S. 105.

[4]) Sievers versteht, soviel ich sehe, unter der Artikulationsbasis vorzugsweise die Ruhelage der Zunge. Aber wir haben den Begriff auch auf

gänzlich verschiedene Artikulationsbasis gebe, ohne welche ein korrektes Reproduzieren unmöglich wäre. Und dass es sich in der That um ein durch diese komplexen Bedingungen fest konstituiertes Lautsystem handelt, davon habe ich mich wiederholt überzeugen können, wenn ich zumal bei einer fremden Sprache, so bei Französisch und Italienisch, erst nur wenige Worte richtig reproduzieren lernte, aber damit zugleich die Fähigkeit zu allen übrigen, mir noch nicht vertrauten Lauten gewonnen hatte: mit der Kenntnis jener wenigen Laute war ein für allemal das ganze Lautsystem erworben.

2. Wie aber, wenn eine Sprachgemeinschaft, aus irgend einer Ursache, einmal ihre Artikulationsbasis auch nur um ein kleines verändert? Dann muss mit Notwendigkeit auch das Lautsystem mehr oder weniger dadurch verändert werden. Dann, und nur in diesem Falle, werden jene in aller Sprachgeschichte so zahlreichen und wichtigen phonetischen Veränderungen vollzogen, welche man bisher mit einem irreführenden Namen als „spontane oder unbedingte“ bezeichnet hat. Naturgemäss geschehen diese Veränderungen durchgehends: sie sind weder vom Accent noch von Nachbarlauten „bedingt“. Eine Ursache haben sie darum aber doch, nur dass wir dieselbe nicht aus dem Lautzusammenhang erschliessen können, weil eben die Veränderung jenes ersten konstitutiven Faktors, der Artikulationsbasis, die Ursache gewesen ist.

Eine solche Veränderung der Artikulationsbasis tritt, wie die Erfahrung lehrt, unter zweierlei Bedingungen ein. Einmal, und dies ist für alle Sprachgeschichte ein ausschlaggebender Gesichtspunkt, wird sie vollzogen, wenn eine Sprachgemeinschaft eine ursprünglich fremde in sich aufnimmt; und vielleicht auch innerhalb der Sprachgemeinschaft selber, ohne Hinzutritt fremder Sprachgenossen. Es leuchtet ein, dass der erstere Fall ungleich häufiger und die Ergründung seiner Ursachen die leichtere ist. Bei dem andern bleibe die Erklärung vorläufig dahingestellt.

3. Wir alle haben in der Schule die Erfahrung gemacht, wie schwer es uns wurde, fremdsprachliche Laute, wenn sie

---

die anderen Sprechwerkzeuge auszudehnen, deren verschiedene Ruhelagen zwar nicht so leicht festzustellen, aber, wie ich aus vielfacher Erfahrung weiss, ebenfalls zu konstatieren und für die Lautsysteme nicht minder wesentlich sind.



uns richtig und sorgfältig vorgesprochen wurden, korrekt nachzuahmen. Mein Kollege Bremer machte einmal gegen mich die zutreffende Bemerkung, es gebe in Deutschland gerade so vielerlei Französisch wie Mundarten. Selbst wenn wir ins Ausland kommen, haben wir auch im Besitze einiger phonetischer Kenntnisse, nicht geringe Mühe. Und Thatsache ist, dass man eine fremde Sprache eigentlich nur als Kind so sprechen lernen kann, dass nachher keinerlei Differenz gegenüber den Einheimischen auffällt. Ohne es zu wollen oder auch nur zu bemerken, substituieren wir unser heimisches Lautsystem dem fremden. So setzt der Norddeutsche statt der französischen Nasalierung regelmässig Oralvokal und *n*, der Süddeutsche spricht die französische Media regelmässig stimmlos, beide setzen *š* statt *ž*; der Franzose dagegen ist stets genötigt, unser *h* wegzulassen, da er diesen Kehlkopflaut mit seiner Artikulationsbasis schlechterdings nicht sprechen kann. Man sieht, dass je nach der Beschaffenheit der Artikulationsbasis für diesen oder jenen Laut ein ähnlich scheinender substituiert, dass gegebenen Falls „Lautschwund" oder „Lautzusatz" vollzogen wird: dies sind die Fälle, wo man in der historischen Grammatik den Unterschied auch graphisch zu berücksichtigen und von „spontanem Lautwandel" zu reden pflegt.

Ähnlich ist es sogar mit der „Schrift-" und „Bühnensprache" des eigenen Landes bestellt: wir werden unten nach Möglichkeit davon zu handeln haben, dass es ebensoviele „Schriftsprachen", d. h. phonetisch verschiedene Gemeinsprachen der Gebildeten, in Deutschland und so auch anderswo giebt, wie Mundarten: weil zwar nicht das mundartliche Lautsystem als solches erkannt wird, wohl aber die verschiedene Klangfarbe dem Gehör immer und überall unterscheidbar bleibt.

4. Bevor wir die Frage nach den Ursachen dieser Erscheinungen stellen, haben wir uns an die in § 2 erörterte Thatsache zu erinnern, dass nicht in Lauten, sondern in Worten gesprochen wird. Demgemäss werden vom Erwachsenen die phonetischen Phänomene nicht als solche, sondern als Träger von Bedeutungen erlernt: die Aufmerksamkeit des Lernenden ist vorzugsweise auf die Bedeutung gerichtet. Ganz anders liegen die Dinge beim Kinde. Dieses ahmt, wie man weiss, die Worte zunächst nur als blosse phonetische Phänomene nach, ohne noch die assoziierten Bedeutungen zu kennen. Das ist ein wesentlicher

Unterschied zwischen dem Kinde uud dem Erwachsenen. Da dieser von vorn herein seine Aufmerksamkeit nicht ausschliesslich auf das Phonetische, in der Regel mehr auf die Bedeutungen der Worte lenkt, so finden wir hier eine wichtige Vorbedingung für den ganz ungleichen Erfolg, mit dem sich Kinder und Erwachsene ein zu erlernendes Lautsystem aneignen.

5. Die eigentliche Ursache jener Erscheinung pflegt man darin zu erblicken, dass die in der Kindheit eingeübten Muskelbewegungen, wie wir in § 1 gesehen haben, bald mechanisch, d. h. als unbemerkte reproduziert werden.[1]) So wenig ich diese Erklärung in Zweifel ziehen möchte, ist ausserdem auf eine zweite Ursache hinzuweisen, die sicher dabei entscheidend mitwirkt, dass nämlich das Gehör, wie die Beobachtungen zeigen, nur für phonetische Phänomene der eigenen Sprachgemeinschaft zu existieren scheint. So genau man den Fremden dadurch erkennt, so sehr lässt es im Stich, sobald man die Korrektheit der selbsterzeugten fremdsprachlichen Phänomene kontrollieren soll. Wer nicht darauf aufmerksam gemacht wird, pflegt sich einzubilden, dass er die Worte der fremden Sprache annähernd oder völlig richtig reproduziere. Und in Deutschland schwört fast jeder Gebildete darauf, dass er die allein echte Umgangs-, genannt Schriftsprache rede: für seine provinziellen Abweichungen hat er kein Gehör. Wir kommen so zu dem Schluss, dass das phonetische Gehör zwar in der Kindheit zur Erlernung der Muttersprache verwendet und zu diesem Zweck aufs feinste ausgebildet, nachher aber gewissermassen ausser Dienst gestellt wird. Haben wir so, neben der Mechanisierung der sprachlichen Muskelbewegungen, diese in der Regel nur einmalige Einübung des Gehörs als Ursache erkannt, so kommt drittens in Betracht, dass die Sprechwerkzeuge nicht aller Rassen, wovon wir in § 6 gesprochen haben, übereinstimmend gebaut sind. Für die Substituierung der eigenen Artikulationsbasis bei Erlernung einer fremden Sprache sind also drei Ursachen gewonnen: einmal die Mechanisierung der Muskelbewegungen der eigenen Sprache; ferner die nur einmalige Einübung des Gehörs; schliesslich ver-

---

[1]) Vgl. Bremer, Phonetik S. 2.

[2]) Bremer, Phonetik S. 11, macht auf folgendes aufmerksam: „Man findet besonders lange und vorn breite Zungen vorzugsweise bei Juden; daher erklärt sich die bei Juden häufiger als sonst individuell vorkommende Aussprache des *s*.



schiedener Bau der Sprechwerkzeuge. Die erste Ursache ist psychophysischer, die zweite psychischer, die dritte physischer Art. Und ich halte es für nicht wenig bedeutsam, dass eine psychische Ursache eigentlich ausschlaggebend, die physische aber nur von untergeordneter Wirksamkeit ist;[1]) wie wir zuvor noch eine wesentliche Vorbedingung rein psychischer Art festgestellt haben.

6. Diese Ersetzung der fremden Artikulationsbasis durch die der Muttersprache tritt im grössten Massstabe dann ein, wenn eine Sprachgemeinschaft in einer anderen aufgeht. Eine Vertauschung der Sprache ist nicht nur im Laufe der Geschichte unendlich oft eingetreten, zumeist infolge der beständigen Wanderungen aller Völker der Erde,[2]) sie geschieht auch noch heute oft genug, wird allerdings teilweise gehemmt durch die modernen Nationalitätsbestrebungen.[3]) Jedenfalls aber haben wir in unmittelbarer Gegenwart Gelegenheit, solche Fälle zu beobachten. Massgebend kommt in Betracht, dass stets die Erwachsenen, nie oder selten die heranwachsenden Kinder die neue Sprache erlernen: denn fast stets werden diesen von der Mutter oder Wärterin zuerst die altgewohnten phonetischen Phänomene vorgesprochen. Aber nicht nur, dass die Kinder der älteren Bevölkerung zunächst ihre heimische Artikulationsbasis lernen, auch umgekehrt die Kinder der Einwanderer hören oft diese zuerst, da, wie es in der Natur der Dinge liegt, Wärterinnen und Dienstboten meist den ärmeren Eingeborenen entnommen werden. Es treten also alle die Faktoren in Wirksamkeit, welche wir vorher festgestellt haben.

In einer bisher zu wenig beachteten, höchst wertvollen Reihe phonetischer Arbeiten ist Rudolf Lenz zu einem bemerkenswerten Ergebnis gelangt. Er untersuchte, zunächst nur vom Standpunkt des Phonetikers, die lautlichen Eigentümlichkeiten

---

[1]) Da, nach Bremer, auch mit verschiedenen Sprechwerkzeugen dieselben Phänomene erzeugt werden können, so wird diese letzte Ursache nur dann anzunehmen sein, wenn die Verschiedenheit eine ganz beträchtliche ist.

[2]) Siehe den öfter citierten lehrreichen Aufsatz von Ratzel.

[3]) Vgl. Ratzel, Sitzungsberichte der sächsischen Gesellschaft d. W., 1898, S. 6: „Keine Sprache ist frei von fremden Beimischungen." Und Schuchardt, Slawo-Deutsches S. 5: „Mit mehr Recht als Max Müller gesagt hat: 'es giebt keine Mischsprache', werden wir sagen können: 'es giebt keine völlig ungemischte Sprache.'"

des heute in Chile gesprochenen Spanischen, wobei ihm merkwürdige Abweichungen vom echt spanischen Lautsystem auffielen. Er forschte weiter und entdeckte, dass das chilenische Lautsystem mit dem der araukanischen Urbevölkerung im wesentlichen identisch ist. So stellte er schliesslich den Satz auf: „Das chilenische Spanisch (d. h. die Aussprache des niederen Volkes) ist wesentlich Spanisch mit araukanischen Lauten.“[1]) Und er versäumte nicht, auf die Bedeutung dieser Thatsache für das Problem der Differenzierung des Romanischen hinzuweisen. Im besonderen aber[2]) erklärte er die Erscheinung, dass nur in Chile, nicht aber in Peru und Bolivia und sonst, ein phonetisch abweichendes Spanisch gesprochen wird, daraus, dass nur in Chile eine starke spanische Einwanderung und eine wirkliche Rassenmischung mit Entnationalisierung der Eingeborenen stattgefunden habe: anderswo dagegen werde das Spanische nicht als Volks-, sondern als Kultursprache der Gebildeten gesprochen und sei daher durchaus schulgerecht und dem Kastilianischen nahe geblieben.[3])

Zweierlei folgt für uns aus diesem überaus lehrreichen Beispiel. Findet eigentliche Rassenmischung und durchgehende Erlernung der neuen Sprache durch die Eingeborenen statt, so sprechen diese das fremde Sprachgut mit ihrer gewohnten Artikulationsbasis.[4]) Bleibt dagegen die Sprache der Einwanderer auf diese beschränkt, so wird sie zur festen Kultursprache und bleibt, abgesehen von einigen phonetischen Beeinflussungen, im wesentlichen in ihrer Altertümlichkeit erhalten. Und es liegt nahe genug, hier sofort an die romanischen Sprachen einerseits, und an das normannische Französisch in England andererseits zu denken.[5])

---

[1]) Gröbers Zeitschrift 1893, S. 208.

[2]) Gröbers Zeitschrift 1893, S. 196.

[3]) Gröbers Zeitschrift 1893, S. 212—14.

[4]) H. Windisch hat dies kürzlich ausgedrückt (Sitzungsberichte der sächsischen Gesellschaft d. W. 1896, S. 104): „Nicht die erlernte fremde Sprache, sondern die eigene Sprache eines Volkes wird unter dem Einfluss der fremden Sprache zur Mischsprache.“ — Vgl. Paul, Prinzipien[3] S. 369.

[5]) Auch in dem Verhältnis zwischen Mundart und Kultursprache beobachten wir einen analogen Unterschied. Wo, wie in den Grossstädten London, Paris, Berlin, die Kultursprache annähernd Gemeingut aller Kreise der Bevölkerung wird, da wird sie phonetisch mehr modifiziert als dort, wo sie auf eine geringe Zahl Gebildeter beschränkt bleibt: ich erinnere an das

Beobachtungen ähnlicher Art hat man in Ostpreussen gemacht, wo die Sprachen der älteren Bevölkerung teilweise heute noch die Vergleichung möglich machen. Der andere Fall liegt in den Ostseeprovinzen vor, wo die deutsche Minorität sich mit grosser Sorgfalt der deutschen Kultursprache befleissigt, aber freilich so wenig wie die Normannen in England, phonetische Einwirkungen hat fernhalten können.[1])

Wenn ferner Osthoff,[2]) in anderem Zusammenhange, daran erinnert, dass „am Kaukasus nicht urverwandte benachbarte Völkerschaften, die indogermanischen Armenier und Iranier und die nichtindogermanischen Georgier und andere, in der Hauptsache fast das nämliche Vokal- und Konsonantensystem haben", so erklärt sich das mit Sicherheit aus gemeinsamer ethnischer Grundlage. Und wie mir Professor Hermann Hirt mitteilt, lässt sich ähnliches auch auf der Balkanhalbinsel nachweisen.

Wenn es zutrifft, was Axel Kock anführt,[3]) dass in Amerika alle europäischen Sprachen, das Englische so gut wie Spanisch, Portugiesisch und Französisch stark nasale Klangfarbe angenommen haben, so liegt sogar hier, wo die Urbevölkerung dezimiert worden ist, ein merkwürdiger Beleg vor: denn wie ich mich erinnere gelesen zu haben, sollen sich die Indianersprachen durch eigentümlich nasale Artikulationsbasis auszeichnen.

Und eine solche Beobachtung in nächster Nähe zu machen, hätte sich uns leicht Gelegenheit geboten, wenn nicht politische Ereignisse dazwischen getreten wären. Die Romanisierung von Elsass-Lothringen war unter Napoleon III. mit Energie in die Wege geleitet, bereits waren die Bevölkerungen der grösseren Städte grossenteils zweisprachig. Und die gewiss sehr ver-

---

„korrekte" Französisch in Neuchâtel und das ebenso „korrekte" Deutsch in den feineren Schweizer Familien. Siehe unten § 18.

[1]) Vgl. von der Gabelentz, Sprachwissenschaft S. 263: „In den Ostseeprovinzen muss der deutsche Herr mit seinen Bauern und Dienstboten Lettisch oder Ethnisch reden. Diese Sprachen haben ihn von Kindheit an umklungen, sein Organ mit gebildet, und das seit Reihen von Geschlechtern. Es konnte nicht ausbleiben, dass die Eigenart der Lautbildung und des Tonfalles allgemach aus den Sprachen der Ureinwohner in die der Ansiedler überging. Mouillierungen, wie sie das Deutsch der Kurländer besitzt, kennt sonst kein deutscher Dialekt." — Ferner Delbrück, Sprachstudium [3], S. 128.

[2]) Physiologisches und psychologisches Moment S. 19; vgl. Delbrück Sprachstudium [3] S. 127.

[3]) Språkets förändring S. 164.

schiedene elsässische Artikulationsbasis machte sich, selbst bei Elsässern, die lange in Paris wohnten, derart bemerklich, dass hier, im Falle der Romanisierung, mit Notwendigkeit eine weitere französische „Mundart“ entstanden wäre.

7. Schwieriger liegen für die Forschung die Verhältnisse bei der Romanisierung des Imperium Romanum. Durch römische bezw. italische Kolonisten wurde die damalige lateinische Gemeinsprache (*κοινή*), das sogenannte Vulgärlatein,[1]) überall langsam, aber sicher ausgebreitet, mit nur zwei Ausnahmen: den Ländern, wo schon früher das hellenistische Griechisch zur *κοινή* geworden und als Ausdrucksmittel einer älteren und höheren Kultur dem Latein überlegen war, und andererseits den Gebieten, die, wie Britannien und Süddeutschland, zu kurze Zeit unter römischer Herrschaft gewesen oder von den romanisierten Bewohnern wieder verlassen worden waren. Dieses gewaltige Ereignis der Romanisierung des nichtgriechischen Teils des Imperium Romanum vollzieht sich für uns im vollen Licht der Geschichte, nicht minder als die Germanisierung Englands und Schottlands durch die Angelsachsen[2]) und der slavischen Ostmarken durch die Deutschen. Aber während hier reichliche Zeugnisse zur Ethnographie der älteren Bevölkerungen vorliegen, ja teilweise deren Sprachen heute noch gesprochen werden, be-

---

[1]) Schuchardt (Vokalismus des Vulgärlatein I, S. 83) und Meyer-Lübke (Gröbers Grundriss I, S. 353) nehmen von dieser Gemeinsprache, dem „Vulgärlatein“ an, dass dasselbe im wesentlichen phonetisch ausgeglichen gewesen sei. Doch sind für die Kolonisten, soweit sie Italiker waren, sicher provinzielle phonetische Abweichungen vorauszusetzen. Und wir haben damit zu rechnen, dass nur in die vor dem Bundesgenossenkrieg eingerichteten Kolonien ausschliesslich römisch-lateinische Ansiedler gelangten (Meyer-Lübke, Gröbers Grundriss I, S. 252). Seit aber die Italiker das Bürgerrecht erlangt hatten, verpflanzte man mit Vorliebe sie in die fremden Provinzen (ebenda). So erhalten wir zwei Gruppen römischer Provinzen, einerseits Sizilien, Sardinien, Corsika, Hispanien, Gallia Narbonensis, andererseits Gallia Lugdunensis, das ganze Alpengebiet und Dacien. Mir scheint hier noch ein Problem von grösster Wichtigkeit zu liegen.

[2]) Paul, Prinzipien [3], S. 44: „Das Angelsächsische war ursprünglich mit dem Friesischen aufs engste verwandt, ja es hat wahrscheinlich auf dem Kontinent niemals als besonderer Dialekt existiert, sondern ist erst entstanden, als friesische Scharen sich von der Heimat loslösten und einige Bestandteile aus anderen germanischen Stämmen mit sich vereinigten. Das Angelsächsische hat dann aber seine Sonderentwicklung gehabt, während das Friesische im Zusammenhange mit den übrigen deutschen Mundarten geblieben ist.“



sitzen wir von den Sprachen der romanisierten Völker keinerlei ausreichende Kunde, im besten Fall eine grössere Anzahl Namen; und nicht einmal über die ethnographischen Verhältnisse hat sich bis jetzt genauere und zuverlässigere Aufklärung gewinnen lassen. Am besten sind wir noch über die Kelten unterrichtet, wo uns überdies das Britische als eine dem durch die Römer verdrängten Gallischen nahe verwandte Sprache zur Verfügung steht. Bei den Kelten hat daher die Sprachforschung meist einzusetzen versucht, wenn sie aus den bisher geschilderten Erfahrungsthatsachen die notwendige logische Folgerung zog, und die Differenzierung der lingua romana zu den zahlreichen heute als *romanice-romanisch* bezeichneten Sprachen auf die Verschiedenheit der ursprünglichen Sprachgemeinschaften als Ursache zurückzuführen versuchte. Und eine Thatsache fällt bei der Romanisierung des Imperium Romanum besonders schwer ins Gewicht, dass nämlich, mit wenigen Ausnahmen, die römischen Kolonisten in den Provinzen meist einen verschwindend kleinen Bruchteil der Bevölkerung ausmachten. So konnten also die Faktoren, von denen wir hier handeln, gerade dort um so ungehinderter in Wirksamkeit treten.

Zuerst ist Ascoli, dem die romanische Sprachwissenschaft so vieles und grosses verdankt, diesem Problem näher getreten, und hat, zunächst von der auf ursprünglich gallischem Gebiete durchgehends vollzogenen Lautsubstitution *ū* > *ü* ausgehend, methodische Grundsätze dafür entwickelt. Er sagt:[1]) „Hinsichtlich der Umgestaltungen, die direkt durch die eigenartige sprachliche Veranlagung der Urbevölkerung hervorgebracht werden, giebt es vorläufig drei induktive Beweisarten. Erstens: eine bestimmte Umprägung der lateinischen Wortform findet sich auf dem Gebiete, auf welchem nach den Zeugnissen der Geschichte mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit Römer mit Kelten, oder genauer Römer mit Galliern zusammentrafen, und findet sich nicht ausserhalb dieses Gebietes;[2]) ... Zweitens: die spezifische Um-

[1]) Ascoli, Briefe S. 17—23.

[2]) Ascoli bemerkt gegen den Einwand, dass *u* > *ü* auch sonst vorkomme (Briefe S. 120): „Die Thatsache, dass der *ü*-Laut auch anderwärts und unter anderen Verhältnissen in der Sprachwelt wiederkehrt, ... verringert nicht den Wert dieser ethnisch-phonetischen Wahrnehmung, ebensowenig wie arm. *h*- = osset *f*- die ähnlichen Folgerungen aus der gaskognisch-spanischen Gleichung *h* = *f* abschwächen kann.“ — Kollege Bremer macht mich darauf

gestaltung, der die lateinischen Wortformen auf galloromanischem Gebiete unterliegen, findet sich in der geschichtlichen Entwicklung der eigenen Sprache der Kelten selbst wieder. Endlich drittens: der spezifischen Umbildung, welche der lateinische Sprachstoff erfährt, indem er dem gallischen aufgepropft wird, ist in gleicher Weise der germanische unterworfen, welcher seinerseits dem keltischen, sei es in derselben oder einer anderen Gegend, aufgepfropft wird. Den ersten Beweis könnte man den der chorographischen Übereinstimmung nennen, den zweiten den der inneren, den dritten den der äusseren Übereinstimmung... Wenn nun ein Resultat durch mehr als einen dieser Beweise bestätigt wird, so wird man nicht umhin können, dasselbe unter die schönsten Entdeckungen zu rechnen, die man auf diesem Gebiete erwarten kann. Der Beweis, den wir den chorographischen nennen, ist bald geliefert. Die Lauterscheinung findet sich in Frankreich, in der ladinischen Zone, und in den francoprovenzalischen und galloitalischen Gebieten..... Hinsichtlich der inneren Beweisart ist zu bemerken, dass dem *ū* der gemeinkeltischen Periode, welches sich im gälischen Sprachzweige (in Irland und Schottland) erhalten hat, im Britannischen [dem Gallischen nächst verwandt] *i* gegenübersteht. Der Übergang von *u* zu *i* findet im allgemeinen nur durch die Mittelstufe *ü* statt; auf diesem Wege kommen wir denn auch bei den Galloromanen von lat. *ū* zu *i*, wie es z. B. im ladinischen Dialekt von Surselva vorliegt: *dir* < *durus, mitt* < *mutus* u. s. w. So entspricht also dem ir. *dūn* Festung regelrecht das kymr. *din*, oder dem ir. *rūn* Geheimnis das kymr. *rin*. ... In Einem germanischen Idiom finden wir *ü* aus *ū* auf dieselbe Weise, wie im Britannischen und Galloromanischen hervorgegangen. Ich meine das Niederländische (z. B. holl. *kus*, d. h. etwa *küs* Kuss, *duur* d. h. *düür* Dauer); aber das heisst soviel als derjenige deutsche Dialekt, der auf die keltische Sprechart der Belgier aufgepfropft ist. ... Für die Gallier war das *ü* der am wenigsten vom reinen *ū* abweichende Laut. Mithin konnten sie das lat. *duro* bei ihren

aufmerksam, dass diese Lautsubstitution, die durch blosse Lippenrundung vollzogen wird, sich auch in deutschen Mundarten und anderwärts häufig finde, dass aber, auch nach seiner Ansicht, diese Thatsache nichts gegen Ascolis These beweise. Der fragliche Lautersatz findet sich in allen galloromanischen, nicht aber in den anderen romanischen Sprachen: darauf allein kommt es hier an.

8

sprachlichen Gewohnheiten leicht nur durch *düro* (*düro, dür*) wiedergeben." — Ebenso beweiskräftig, und gegen Einwände noch mehr gedeckt, ist das anlautende *h* im alten Basken(Iberer-)land statt lat. *f*-. Ascoli bemerkt darüber:[1]) „Die gaskognisch-spanische Umgestaltung des *f*- von *fa* u. s. w. zu *h*- stellt sich innerhalb der Entwicklungsgeschichte der romanischen Sprachen als durchaus 'autochthon' heraus, und man wird nicht fehlgehn, wenn man annimmt, dass dieselbe bereits vollständig durchgeführt war, als latinisierende Schreiber[2]) sich noch sträubten, sie in ihren Schriftstücken zu sanktionieren; und niemand wird ihre innerlich berechtigte Gesetzmässigkeit für alle Wörter der wirklichen Volkssprache bestreiten wollen. Wir gewinnen somit einen Fall, der demjenigen von *ü* in den galloromanischen Sprachen gegenüber dem reinen *u* der Grundformen gleichartig ist." — Und über rum. *pt, ps* für lat. *ct, cs* bemerkt Ascoli:[3]) „Jedermann, glaube ich, hat stets behauptet, und behauptet noch heute, dass diese rumänische Lautvertretung aus dem Fehlen der Lautverbindung *ct, cs* in dem Idiome der Urbevölkerung erklärt werden muss, oder mit anderen Worten, aus einer natürlichen sprachlichen Veranlagung, die den Illyriern *pt, ps* als die bequemste und naheliegendste Nachahmung von lat. *ct* und *cs* erscheinen liess. Der erste Kern von romanisierten Eingeborenen führte dort unten diesen Lautwandel ein, und ganz natürlich folgten ihnen darin allmählich alle, bei welchen die nämliche einheimische Sprache durch das Latein verdrängt wurde."[4])

---

[1]) Ascoli, Briefe S. 118.

[2]) Was Baist (Grundriss I, S. 703) dagegen einwendet, hat mich nicht überzeugt. Was übrigens das Portugiesische betrifft, wissen wir nichts Sicheres darüber, dass dort eine starke iberische Bevölkerung gewohnt habe. Wenn Baist daraus, dass „die germanischen und älteren arabischen Worte ergriffen werden", schliesst, „die Umgestaltung des *f* in einen Hauchlaut" sei zu Beginn der arabischen Zeit eingetreten, so folgern wir daraus richtiger, dass auch in germanischen und arabischen Worten so gut wie in den lateinischen *f*- durch *h*- ersetzt worden ist. Wie alle romanische Orthographie, ist auch die spanische aus der lateinischen hervorgegangen: und darum setzten die lateinkundigen Schreiber für den eigentümlichen Velarlaut das etymologisch entsprechende *f*, da für jenes ein Buchstabe fehlte, dieses aber überflüssig war. Und wenn, worauf Baist des weiteren hinweist, germ. *h* überhaupt nicht graphisch dargestellt wird, so beweist das nur die von vornherein zu erwartende Verschiedenheit des heimischen Velarlautes vom germ. *h*-.

[3]) Briefe S. 119.

[4]) Weitere Beispiele: Briefe S. 30 ff.

Besonders tief ist in unser Problem Constantino Nigra eingedrungen. Er schrieb schon 1876 den berühmt gewordenen Satz:[1] „Nell' Italia inferiore sotto il Latino non v' è substrato se non Italico; nell' Italia superiore sotto il Latino v' è un substrato Celtico.... Adottando la lingua dei vincitori, i Celti dell' Italia superiore pigliarono in sostanza, com' era naturale, il fondo lessicale e le forme grammaticali Latine. Mà non poterono con eguale facilità pigliarne intera la fonetica e la sintassi, perchè questi due parti del linguaggio hanno stretta relazione cogli organi materiali della pronunzia e del pensiero, che nelle due razze non dovevano essere assolutamente identici, secondochè risulta dalla comparazione della lingua Latina coi resti di favelle Celtiche che pervennero fino a noi. Nè gli organi di cui parliamo possono mutarsi o modificarsi per il solo fatto della volontà." Graf Nigra hat hier klar und deutlich eine Beobachtung von grundlegender Wichtigkeit ausgesprochen. Da man, wie in § 2 ausgeführt wurde, zwar in Äusserungen spricht, aber fast nur die Worte und ihre Flexionsformen als feste Erinnerungsvorstellungen oder Gedächtnisresiduen innehat, erlernen die Erwachsenen — anders die Kinder: siehe den Anfang dieses Paragraphen — eigentlich nur die Worte einer neuen Sprache. Alles andere, d. h. das Lautsystem und die überlieferte Art und Weise, Äusserungen zu bilden, die sogenannte Syntax, wird grossenteils aus der Muttersprache substituiert. Nigra hat aber mit Grund zur Vorsicht gemahnt:[2] „È possibile, è anzi probabile che le razze Italiche e le Celtiche abbiano incontrato nelle loro emigrazioni dall' Asia in Europa e sopra il suolo, dove poi si stabilirono, popolazioni di schiatta diversa colle quali successivamente si fusero. Noi ammettiamo in massima che queste popolazioni preistoriche e non Ariane, mescolate cogl' Itali e coi Celti, abbiano esercitato un' azione, ancora duratura, nello sviluppo della seria continua d' idiomi di quelle due razze. Ma non abbiamo finora e non avremo forse mai elementi sufficienti per determinare l' indole e la forza di quest' azione. Essa si sottrae quindi di necessità alle nostre indagini presenti." Auf diesen ausschlaggebenden

[1]) Romania 1876, S. 426; ebenso Canti del Piemonte S. XVIII.
[2]) Romania 1876, S. 426; ebenso Canti del Piemonte S. XVIII, Anm. 1.

Gesichtspunkt ist meines Bedünkens bisher zu wenig geachtet, und darum unserer ethnologischen These auf mancher Seite mit einem gewissen Misstrauen begegnet worden. Wie Nigra treffend hervorhebt, genügt es nicht, die jüngste der vorrömischen Bevölkerungen, hier also die gallische, ausschliesslich ins Auge zu fassen. Nach unseren bisherigen Ergebnissen müssen wir im Gegenteil erwarten, dass auch diesem Erobervolk seine Aussprache durch die Artikulationsbasis älterer Bevölkerungen verschoben worden ist. Dasselbe, was der lateinischen Sprache widerfuhr, war, wie wir unten zeigen werden, schon weit früher auch der indogermanischen Sprache widerfahren. In Oberitalien jedenfalls, und ebenso in Südgallien, sassen vor der Einwanderung der Kelten die weit ausgebreiteten Ligurer: mit diesen haben wir daher in unserer Frage ernstlich zu rechnen. So gewiss es also feststeht, dass wir die Differenzierung der lingua romana älteren Sprachgemeinschaften zuzuschreiben haben, so vermögen wir doch im einzelnen Fall nicht anzugeben, von welcher Sprachgemeinschaft das dem römischen substituierte Lautsystem in letzter Linie herrührte. Wenn wir z. B. im vorliegenden Falle erwägen, dass die Gallier erst als spätes Erobervolk Gallien, Oberitalien und Teile von Hispanien besetzt haben, und uns daran erinnern, dass z. B. die Iren die Substitution *u* < *ü* nicht kennen, wenn wir schliesslich bedenken, dass die keltischen Völker überhaupt mehr als alle andern Indogermanen ihre Rasse und ihre Sprache durch fremde Völker und Lautsysteme durchsetzt haben,[1]) so müssen wir anerkennen, dass zweifellos die lingua romana in gallischem Munde gallisches Lautsystem und gallische Syntax empfing; woher aber dieses beides im letzten Grunde stammte, davon wissen wir nichts und darüber können wir auch nach Lage der Dinge kaum etwas Sicheres feststellen. Darum bleibt aber die Frage nach dem Ursprung der romanischen Sprachgemeinschaften der Forschung nicht minder zugänglich, sobald wir uns darauf beschränken, die uns aus historischer Zeit bekannten vorromanischen Sprachgemeinschaften als solche festzustellen und von der Frage nach dem Ursprung dieser letzteren von Anfang an abzusehen. Ein wichtiger Schluss aber muss aus dem Gesagten gezogen werden: wo die unzureichenden ethnographischen Angaben, die wir besitzen, den

[1]) Siehe unten.

heutigen romanischen Sprachgemeinschaften zu widersprechen scheinen, darf man aus etwaigen negativen Ergebnissen keinen Zweifel an unserer ethnologischen These herleiten.[1])

Es seien noch einige Ausserungen anderer hervorragender Forscher zu unserem Problem angeführt. So schreibt E. Windisch:[2]) „Es ist selbstverständlich, dass die lateinische Sprache im Munde der Römer und im Munde der Eingeborenen je nach dem Lande einen dialektisch verschiedenen Charakter annehmen musste. ... Schon die lateinische Volkssprache Südgalliens war verschieden von der Nordgalliens und beide verschieden von der Spaniens und der Italiens. Der Einfluss des Keltischen auf das Lateinische hat begonnen, sowie man auf keltischem Sprachgebiet anfing lateinisch zu sprechen. ... Wenn wir eine fremde Sprache lernen und sprechen, so sind wir geneigt, die Laute derselben nach unserer Art und Weise auszusprechen und unsere Redensarten oder unseren Stil in der fremden Sprache wiederzugeben." Insbesondere ist Windisch[3]) geneigt, den französischen Schwund der intervokalischen *c, g, t, d* aus dem Keltischen zu erklären: „alle diese Veränderungen hängen mit einer gewissen Herrschaft der Vokale zusammen: die Vokale assimilieren die Konsonanten ihrem Wesen, indem sie momentane Laute zu Dauerlauten, tonlose zu tönenden machen, und Spiranten ganz verschwinden lassen." Besondere Beachtung verdient nach ihm, und nach Thurneysen,[4]) die merkwürdige,

---

[1]) Ebensowenig aber ist es nach dem Gesagten erlaubt, wie Nissen im letzten Kapitel seiner vorzüglichen „Italischen Landeskunde" versucht hat, die Gebiete der romanischen Sprachgemeinschaften ohne weiteres mit denen der in historischer Zeit latinisierten Völkerschaften Italiens zu identifizieren. Dieser Versuch kann einmal glücken, ist aber, als allgemeiner Grundsatz gewiss, nicht gerechtfertigt. Nicht die Ethnographie kann auf die Sprachgeschichte — wenigstens in so alten Zeiten — aufgebaut werden, sondern der Sprachhistoriker muss sich auf die Ethnographie stützen, wie dies Bremer in seiner trefflichen „Ethnographie der Germanen" kürzlich mit richtigem Verständnis gethan hat. Ablehnen müssen wir demnach Ascolis Satz (Briefe S. 21), wo Nissens Verfahren klar ausgesprochen wird: „Unsere Nachrichten über die mannigfach zusammengesetzten Nationalitäten, welche die Sprache Roms annahmen, sind nichts weniger als klar und präcis; anstatt dieselben so ohne weiteres gegen die dialektologischen Beobachtungen zu verwerten, wird man vielmehr versuchen müssen, von den letzteren aus für jene Licht zu gewinnen."

[2]) Gröbers Grundriss I, S. 306.

[3]) Gröbers Grundriss I, S. 308.

[4]) Keltoromanisches S. 14—16. — Windisch a. a. O. S. 308.

im gallo-romanischen Gebiete nachgewiesene Substitution von *χt > jt* für lat. *ct* und *pt* (*factum > fait, captivum > chaitif*, prov. *ipse > eis*): denn dieselbe Entwicklung *χt > it* ist auch den britischen (kymrischen) Mundarten eigentümlich. Windisch bemerkt, dass wir es hier vielleicht mit einer gemeinkeltischen Lautentwicklung zu thun haben. Das Urteil dieser Gelehrten ist um so bemerkenswerter, da beide, wie man weiss, von den viel berufenen Neigungen früherer Forscher, manches Unbekannte den Kelten zuzuschreiben, weit entfernt sind.

Kurz und bündig haben sich neuerdings H. Hirt und W. Förster ausgesprochen. Der erstere[1]) sagt: „Wir haben jetzt das Spanische, das Französische, das Italienische u. s. w., die sich aus dem Lateinischen entwickelt haben. Der Schluss ist aber unberechtigt, dass die jetzt romanisch sprechenden Völker jemals eine sprachliche Einheit gebildet haben. So viel Dialekte es hier vor der Einführung der neuen Sprache gegeben hat, so viel Dialekte muss es auch nachher gegeben haben. Der Spanier konnte eben nur ein Spanisch-Romanisch [besser: Ibero-Romanisch] sprechen, und der Kelte ein Keltisch-Romanisch [genauer Gallo-Romanisch] u. s. w. Waren die Differenzen in der Aussprache auch ursprünglich nicht sehr gross, war auch auf dem ganzen Gebiet das gegenseitige Verständnis wegen der Einheit des Formenschatzes vorhanden, so musste die Entwicklung sich nach ganz verschiedenen Seiten vollziehen.“ Ähnlich drückt sich W. Förster[2]) aus: „On parlait en Espagne l'Ibère, en France le Gaulois, en Suisse le Rétois etc. ... Mais précisément cette langue primitive, tout-à-fait différente du latin, explique la différence de l'espagnol, du français, du rétoroman, de l'italien. ... Le français, par exemple, est le latin tel qu'il a été prononcé par les Celtes gaulois avec leur articulation gauloise, développé isolément dans le cours des siècles.“

G. Gröber[3]) bemerkt darüber: „Wo Völker fremde[r] Sprache, wie im romanischen Sprachgebiet die Gallier, Iberer, Rätier u. s. w. das römische Idiom sich anzueignen hatten, muss [sich] dieser Vorgang [der ethnischen Lautsubstitution], der sich beim Sprachenerlernen alltäglich wiederholt, und der beim

[1]) Indogermanische Forschungen 1894, S. 40.

[2]) Causerie philologique, faite à la Société Ramond (Sep.-Abdruck aus: Bullétin de la Société Ramond 1898, S. 158 ff.) S. 6. 7.

[3]) Grundriss I, S. 248.

Deutschen, der französisch, wie beim Franzosen, der deutsch zu sprechen sucht, zu beobachten ist, notwendig eingestellt haben, wenn die Lautsysteme der gesprochenen und der nachgesprochenen Sprache sich nicht deckten. Wo der akustische Wechsel auf das Gebiet einer autochthonen Völkerschaft beschränkt ist, wie das *ü* statt lat. *u* auf keltischen Boden, *h* für *f* (span. *hazer* < *facere*) auf iberischen, *p* für *c*, das rumän. *â, ê, î* für *a, e, i* vor Nasal auf ostromanischen, kann die idiomatische Substitution eines einheimischen für den römischen Laut nicht zweifelhaft sein."

Auch G. Paris hat sich mit Nachdruck für die galloromanische These ausgesprochen:[1]) „N'a-t-on pas eu raison de dire que le français est du latin parlé par des Celtes, et n'est il pas permis de rechercher dans nos patois les traces de l'influence qu'ont dû exercer sur le latin vulgaire les habitudes de prononciation et de grammaire des Gaulois? La proposition n'a évidemment rien d'absurde, et quelques faits, observés par divers savants, semblent en attester la légitimité, la prononciation *ü* pour *u* (*ou*) par exemple ... a été regardée, non sans vraisemblance, comme remontant à une influence celtique." Schon früher[2]) hatte er jenes Beispiel näher begründet: „Nous sommes autorisés à conclure que tout au moins le gallo-roman avait déjà changé *u* en *ü*. Si maintenant nous observons que nonseulement le lombard, mais tous les dialectes de la Haute-Italie, jusqu'à l'Émilie et la Vénétie exclusivement, remplacent *u* par *ü*, que la plupart des dialectes ladins, en font autant, nous serons portés à voir dans le changement d'*u* en *ü* une influence proprement celtique."

Auch Schuchardt hat die Frage bejahend beantwortet:[3]) „Von spontanem Wandel betonter Vokale giebt es im Romanischen einen Fall, welcher aus dem Keltischen übertragen ist: *ü, i* < *u*. Es ist zu bemerken, dass das Irische von der Jotazierung des *u* nichts weiss." Noch andere sichere Fälle hat er eingehend besprochen, so besonders die Lautsubstitution gall. *χt* für lat. *ct.*[4]) Und wir finden den Standpunkt, den die Forschung einzunehmen hat, deutlich mit den Worten festgelegt:[5]) „Dass es trotz allen

---

[1]) Bulletin de la Société des Parlers de France I, S. 17.

[2]) Romania 1878, S. 130.

[3]) Gröbers Zeitschrift 1880, S. 144; vgl. Vokalismus des Vulgärlateins S. 87 ff.

[4]) a. a. O. S. 146—147.

[5]) Litteraturblatt f. g. r. Ph. 1892, Sp. 311—312.

Bemühungen nicht gelungen ist, den Einfluss, den die vorrömischen Sprachen auf das Latein ausgeübt haben, ausser in geringem Umfang nachzuweisen, darf uns nicht entmutigen. ... Ihn ableugnen dürfen wir ebensowenig; denn wie wäre ohne ihn eine so starke Differenzierung des Lateins zu erklären?“

Meyer-Lübke[1]) sprach sich ebenfalls zustimmend aus: „*ü* < *u* umfasst Gallien, Oberitalien ausser der Emilia, Weströtien, und scheint auf einem Teile des Gebietes keltisch zu sein, ist jedenfalls sehr alt.“

A. Kock[2]) hat auf die wichtige Thatsache hingewiesen, dass die Kinder der römischen Kolonisten meist von keltischen Frauen geboren und aufgezogen worden sind: „I blandade äktenskap talade väl fadren oftast latin, modren liksom större delen af omgifningen för öfrigt så väl sin inhemska keltiska munart som ett med keltiska ljud uppblandadt latin. Under dessa förhållanden fick latinet hos nästa generation naturligtvis en stark färgning af keltiska ljud.“

Vor kurzem hat auch G. Hempl unsere These zugestanden:[3]) „That we have here the explanation of much of the difference between the Romance languages of Spain and France and Italy, I have no doubt.“

So ist also von den verschiedenen Sprachgemeinschaften des Imperium Romanum, in der Zeit vor der Romanisierung, wenigstens die gallische ausser Zweifel gestellt. Scheinbare Abweichungen sind nur geeignet, diese These zu bestätigen. So wenn wir Hermann Suchier den bemerkenswerten Hinweis verdanken,[4]) dass kleine Gebiete des Französischen an der deutschen Sprachgrenze, ein Teil des Wallonischen und zwei Thäler im östlichen Wallis, die Lautsubstitution *ü* für *u* nicht zeigen. Hier nämlich, besonders im Wallis, wo das Französische in neuerer Zeit noch im Vordringen begriffen ist, handelt es sich um deutsches Substrat. Und wenn G. Paris[5]) gegen Ascoli einwendet, dass das *ü* zwar in Aquitanien, nicht aber in Katalonien begegne, so erklärt sich diese Verschiedenheit daraus, dass zwar für Aquitanien, nicht aber für Katalonien stärkere

---

[1]) Gröbers Grundriss I, S. 361.

[2]) Språkets förändring S. 160.

[3]) Transactions 1898, S. 38.

[4]) Gröbers Grundriss I, S. 574.

[5]) Romania 1882, S. 130.

gallische Einwanderung nachweisbar ist. Wenn Meyer-Lübke[1]) aus dem Fehlen des *ü* in anglonormannischen Texten und in den französischen Lehnwörtern des Mittelenglischen einen Einwand herzuleiten sucht, so haben wir zu entgegnen, dass, wie klar zu ersehen, in England auf angelsächsischem Substrat eine neue Lautsubstitution *u* für *ü* vollzogen wurde. Ferner hat G. Paris gegen Ascolis drittes Kriterium mit Recht eingewendet,[2]) dass in ganz Süddeutschland weit mehr Kelten sitzen geblieben und germanisiert worden sind als in den Niederlanden, wo sich *ü* finde, während es dort fehle. Allerdings beweist das *ü* in den Niederlanden nichts, weder für noch wider. Von den Volcae und den anderen in Deutschland gebliebenen Stämmen wissen wir nur, dass sie Kelten, nicht aber, ob sie Gallier gewesen sind: um diese allein handelt es sich hier. Die Iren kennen, wie Schuchardt hervorhob, das *ü* > *i* nicht. Also erklärt sich das galloromanische *ü* nicht aus dem allgemein-keltischen, sondern aus dem spezifisch gallischen Lautsystem. Die Gallier aber haben das *ü* statt *u* entweder von einem in ihrer Sprachgemeinschaft aufgegangenen Volke empfangen oder ihrerseits substituiert.

7. Da aus unseren bisherigen Ergebnissen folgt, dass sich in den romanischen Sprachen vorromanische Sprachgemeinschaften — in Lautsystem und teilweise auch in der Syntax — fortsetzen, kann der Satz nicht mehr bestehen bleiben, dass diese Sprachen, wie oft gesagt wird, ein im Lauf der Geschichte allmählich gewandeltes Latein seien. Indem der überlieferte Wortvorrat mit mehrfach verschiedener Artikulationsbasis gesprochen wurde, war das Lautsystem ein anderes und die Sprache phonetisch der einheimischen ähnlich geworden. Humboldt und Diez hatten also in der That Recht, von „Tochtersprachen des Latein“ zu reden. Wenn wir auch ihren Vergleich nicht aufs neue einführen wollen, ihr Gedanke war ohne Zweifel begründet. Wortschatz und Flexionsformen blieben, d. h. soweit man sie übernahm, die lateinischen, Lautsystem und zum Teil die Syntax (die letztere besonders im Rumänischen) waren, von kleinen Anpassungsversuchen abgesehen, die einheimischen der vorrömischen Sprachgemeinschaften. Die romanischen Sprachen, können wir sagen,

[1]) Vergleichende rom. Grammatik I, S. 70.
[2]) Romania 1882, S. 131—132.

waren in dem Augenblick vorhanden, da eine dieser Sprachgemeinschaften vollständig romanisiert war: für alle romanische Sprachgeschichte ist so, für jeden Fall verschieden, ein unverrückbarer *terminus a quo* gegeben.

In der folgenden Übersicht über die aus dem Studium der Sprachdenkmäler erschlossenen und durch die heutigen Mundarten bestätigten romanischen Sprachgemeinschaften will ich versuchen, die Frage nach den vorauszusetzenden vorrömischen Sprachgemeinschaften aufzuwerfen. Dass meine Antworten nur durchaus vorläufige sein können und oft auf ein *non liquet* zu beschränken sein werden, brauche ich nach dem früher Gesagten kaum ausdrücklich zu bemerken.[1])

Auf der Pyrenäenhalbinsel, um mit dieser zu beginnen, finden wir drei Sprachgemeinschaften vor: die portugiesisch-galizische, die spanische (kastilianische) und die katalanische. Für die beiden ersten Sprachgemeinschaften ist ein iberisches Substrat vorauszusetzen, das in Portugal weniger stark war als in Spanien.[2]) Das Spanische ist, wie man weiss, phonetisch verhältnismässig altertümlich.[3]) Keine Spur scheint sich von der Sprache der eingewanderten Kelten nachweisen zu lassen. Es erklärt sich dies wohl daraus, dass diese, wie uns berichtet wird, vorzugsweise die unteren Flussthäler, besonders also Portugal, bewohnten, wo die grossen Flüsse schiffbar werden, und wo sich den Eroberern grössere wirtschaftliche Vorteile boten

---

[1]) Für den folgenden Versuch habe ich besonders Bremers Ethnographie der Germanen in Pauls Grundriss benutzt, welche mir durch die Freundlichkeit des Verfassers in den Aushängebogen zugänglich war. Seine trefflichen Untersuchungen lassen eine ähnliche, auf sämtliches Quellenmaterial gestützte Arbeit über die vorromanischen Völker, besonders die Kelten, sehr vermissen. — Von Wert waren mir ferner: d'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe, Paris 1877. — J. Jung, Die romanischen Landschaften des römischen Reiches, Innsbruck 1881. — C. von Czörnig, Die alten Völker Oberitaliens, Wien 1885. — H. Nissen, Italische Landeskunde (Philol. Handbibliothek). — Th. Mommsen, Römische Geschichte I[7] 1881, V[2] 1885. — Gute Dienste leistete mir auch der zur Zeit leider noch nicht vollendete Atlas antiquus von Spruner-Sieglin.

[2]) Gerland, Gröbers Grundriss I, S. 332: z. B. das geminierte alveolare *r*, auch im Gaskognischen. — Diez, Grammatik[1] I, S. 100.

[3]) Vgl. Gerland (Gröbers Grundriss I, S. 332): „Keine romanische Sprache hat das lateinische Sprachgut nach Form und Inhalt weniger umgeändert, wie die spanische Sprache."

als auf dem hispanischen Hochlande. Nach Strabo und Avien haben die Kelten Portugal und Galizien dichter bevölkert,[1]) sie sind dahin vielleicht auch zu Schiff gekommen. Galizien trägt einen keltischen Namen. In Portugal haben die kriegerischen Bewohner den Römern besonders lange Widerstand geleistet. Es wäre vielleicht möglich, die grosse phonetische Verschiedenheit des Portugiesischen vom Spanischen einer starken keltischen Besiedelung zuzuschreiben, und man könnte dabei an manche phonetische Parallelen mit dem Galloromanischen erinnern.

Die katalanische Sprachgemeinschaft pflegt man wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit der provenzalischen als eine „blosse Spielart des Provenzalischen“ zu bezeichnen.[2]) So wenig ich diese Thatsache bestreiten will, kann ich den bisher dafür aufgeführten Erklärungsversuchen nicht beistimmen: man denkt an späten Import des Provenzalischen, seit der Gründung der spanischen Mark durch Karl den Grossen.[3]) Wie aber erklärt sich dann die scharfe Sprachgrenze nördlich der Pyrenäen, wo die Grafschaft Roussillon noch zur katalanischen Sprachgemeinschaft gehört? Jene Gelehrten scheinen mir bei ihrer Annahme weniger die katalanischen Mundarten, als die Hofsprache der Grafschaft Barcelona und des Königreichs Aragon im Auge gehabt zu haben, wo man allerdings längere Zeit bemüht war, die Sprache der Trobadors möglichst treu zu bewahren, nachdem man sie mit der südfranzösischen Kultur von dort empfangen hatte.[4]) Die Analogie der anderen romanischen Sprachgemeinschaften zwingt uns, auch hier eine vorrömische, der provenzalischen nachverwandte Sprachgemeinschaft anzunehmen. Diese aber war wahrscheinlich eine ligurische.[5]) Die Ligurer waren einst das herrschende Volk in Südfrankreich und haben, wie berichtet wird, auch den östlichen Küstensaum

---

[1]) Windisch, Gröbers Grundriss I, 299—300.

[2]) Morel-Fatio, Gröbers Grundriss I, S. 673.

[3]) Ebert, Jahrbuch f. rom. u. engl. Litteratur II, 1860, S. 252 Anm. — G. Paris, Romania 1882, S. 130.

[4]) Morel-Fatio, Gröbers Grundriss I, S. 674.

[5]) Vgl. Bremer, Ethnographie S. 753: „Wahrscheinlich nicht Indogermanen waren auch die Ligurer, welche in der römischen Zeit zwar auf die Westalpen beschränkt, um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. aber sowohl nach Osten als besonders nach Westen zu ein grösseres Gebiet inne hatten und sich vordem mit den Iberern in die Herrschaft im südlichen Frankreich teilten; vielleicht waren sie den Iberern stammverwandt.“

der Pyrenäenhalbinsel bewohnt.[1]) Auch hier scheinen wenige Kelten gesessen zu haben, wohl aber in Südfrankreich ein stärkerer Prozentsatz. Treffen diese Vermutungen zu, so würde sich uns die sprachliche Übereinstimmung zwischen Katalanen und Provenzalen, die heute sogar zu politischer Verbrüderung geführt hat, ausreichend erklären.

Nicht weniger als fünf romanische Sprachgemeinschaften treffen wir auf dem Boden des heutigen Frankreich an. Wir nennen zuerst das Gaskognische,[2]) das ein vorzügliches Beispiel dafür darbietet, dass auch diese ethnologischen Probleme mit völliger Sicherheit beantwortet werden können. W. Förster hat sich kürzlich dahin ausgesprochen:[3]) „La langue que l'on parlait dans l'ancienne Aquitania au moment de l'arrivée des Romains était une langue celtique. . . . Il est naturel que l'élément primitif, le peuple antérieur, qui au milieu des conquérants celtes a été assimilé, ait pu communiquer à cette langue celtiqué certaines petites nuances ou particularités phonétiques et conserver naturellement quelques noms de lieu.“ „Il est de toute nécessité que la population qui parle aujourd'hui gascon, appartienne à un peuple celtique qui a occupé le territoire basque, mais qui en a absorbé tous les habitants en se les assimilant.“ Aufs genaueste unterrichtet uns eine treffliche Abhandlung von Hirschfeld.[4]) Nach ihm waren die ältesten Bewohner Ligurer, von denen Stamm-, Orts- uud Götternamen überliefert sind. Diese wurden von Iberern unterworfen, und die letzteren ihrerseits von den gallischen Bituriges Vivisci, Stammverwandten der Helvetier und wie diese aus der Schweiz ausgewandert. So wurde das Land zwischen Meer, Garonne und der Pyrenäen teilweise keltisiert. Und dazu passt vortrefflich der heutige Lautstand: eine Verwandschaft mit dem Provenzalischen, so nah, dass das Gaskognische von Diez noch zu diesem gezählt werden konnte; wichtige Übereinstimmungen mit dem Spanischen und heutigen Baskischen (so *f-* > *h-*), und endlich der keltische Beisatz, der das Gaskognische vom Katalanischen und Spanischen scheidet. So lässt sich also, wenigstens in diesem Fall, unsere These

---

[1]) D'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants, S. 29, 240—245.

[2]) Vgl. die trefflichen Arbeiten von Achille Luchaire.

[3]) Causerie S. 8, Anm. 9.

[4]) Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1896.



erweisen,[1]) und wir gewinnen daraus die Hoffnung, dass sich bei ähnlich sorgfältiger Prüfung, wie sie das Gaskognische erfahren hat, auch die anderen romanischen Sprachgemeinschaften mit ähnlicher Sicherheit auf vorrömische werden zurückführen lassen.

Für die provenzalische Sprachgemeinschaft ist die Antwort schon gegeben worden. Den Grundstock bildeten hier die Ligurer; nur verhältnismässig gering war die Anzahl der erobernden Gallier, so dass demgemäss in der Sprache heute die Gemeinsamkeit mit dem Katalanischen einerseits, mit dem Gaskognischen andererseits deutlich hervortritt. So sagt Windisch,[2]) indem er ganz Südfrankreich gegen Nordfrankreich, nach Diezens Vorgang, zusammennimmt: „Wir erhalten für die Herrschaft des Provenzalischen lauter Gebiet, in welchem ursprünglich nicht keltische Stämme vorherrschten oder wenigstens einen erheblichen Teil der Bevölkerung ausmachten, nämlich die Ligurer und die Aquitaner."

Nordöstlich vom Provenzalischen hat Ascoli eine Sprachgemeinschaft gewissermassen erst entdeckt, die frankoprovenzalische, oder wie Suchier[3]) vorschlug, mittelrhonische. Hier ist meines Wissens bis jetzt das ethnische Substrat nicht nachgewiesen. Eine geringere gallische Einwanderung scheint, wie im Süden, auch hier stattgefunden zu haben.

Im Norden dürften wir eine weitere romanische Sprachgemeinschaft als für sich bestehend abzutrennen haben, die pikardische. Man weiss, dass diese Mundart durch merkwürdige Eigentümlichkeiten von dem benachbarten französischen Gebiet geschieden ist, besonders durch die Erhaltung von lat. *ca* und die Substitution von *che, chi* für *ce, ci* (*cambre* < *camera, chiel* < *cœlum*).[4]) Wir erinnern uns an den berühmten Anfang von Caesars Bellum Gallicum: Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam, qui

---

[1]) Vorbild war mir Bremers deutsche Mundartenkarte im Brockhaus, wo die sprachlichen Gruppen ethnologisch erklärt und die Mischungsverhältnisse durch das Kolorit bezeichnet sind.

[2]) Gröbers Grundriss I, S. 290.

[3]) Gröbers Grundriss I, S. 578.

[4]) Vgl. Suchier, Gröbers Grundriss I, S. 600, 580, 581: „Die Ausdehnung des *ch* = *c* vor *e* oder *i* fällt ziemlich genau mit der Ausdehnung des *ch* = *ca* zusammen.

ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur. Hi omnes lingua, institutis, legibus inter se differunt.“ Im Hinblick darauf bemerkt Windisch:[1]) „Die Eigentümlichkeiten des Pikardischen zeigen sich nach Diez in der Pikardie, in Artois, Flandern, im Hennegau, in Niedermaine, Thierarche, Rethelois: dies entspricht der nördlichen Hälfte der Belgica [Belgica im engern Sinne], den Hauptsitzen der Belgae.... Was für eine Sprache die Belgae gesprochen haben, steht nicht ohne weiteres fest.“ Wahrscheinlich war es eine besondere keltische Mundart, die ihrerseits vielleicht auf starker Mischung mit unterworfenen Germanen beruhte.[2]) Soviel ich sehe, stimmt insbesondere die heutige Ostgrenze des Pikardischen mit der Ostgrenze der Belgae auf Bremers Karte[3]) genau überein.

So bleibt als letzte und fünfte Sprachgemeinschaft auf dem Boden Frankreichs die französische übrig, welche, wie Windisch[4]) hervorhebt, eine offenbare Fortsetzung der im wesentlichen rein gallischen Sprachgemeinschaft darstellt, aber gemäss der alten Trennung in Stämme, von Anfang an nicht durchaus einheitlich gewesen ist.[5]) Nicht ganz ohne phonetischen Einfluss war hier die starke fränkische Einwanderung: zwei Laute, *h* (*h aspiré*) und *w* (*gu*), sind in das Lautsystem aufgenommen worden, was nicht ohne weiteres hat geschehen können, sondern überhaupt eine Veränderung der Artikulationsbasis voraussetzen lässt. Es mögen vielleicht auch andere Laute neu aufgenommen worden sein; da diese aber an die Stelle von

---

[1]) Gröbers Gundriss I, S. 292. 294.

[2]) Über die Belgae vgl. Bremers Ethnographie S. 739. 773. 783. 805.

[3]) Ethnographie S. 796.

[4]) Gröbers Grundriss I, S. 92.

[5]) Gröbers Grundriss I, S. 602: Auf eine merkwürdige Eigentümlichkeit des Wallonischen und Lothringischen, den Nachlaut *i* hinter jedem betonten Vokal, hat Suchier hingewiesen und zugleich die richtige Erklärung gegeben. „Wenn man nicht glauben will, dass der dem Romanischen und Germanischen an der Sprachgrenze gemeinsame Zug, der offenbar auf eine eigentümliche Lage der Sprachwerkzeuge als Artikulationsbasis zurückzuführen ist, aus einer keltischen Mundart herstammt, so wird wohl eine Beeinflussung des Romanischen durch das Germanische angenommen werden müssen.“ Das *i* als Nachlaut findet sich, wie Suchier angiebt, im Moselfränkischen (Trier) und Ripuarischen (Köln). Vgl. Bremers Mundartenkarte bei Brockhaus[14]. Aber es kommt auch in anderen deutschen Mundarten vor. Wenn es nun in französischen Grenzmundarten vorhanden ist, so haben wir es allerdings auf germanischen Einfluss zurückzuführen.

ähnlichen früheren substituiert wurden, bezeugt die schriftliche Überlieferung von ihnen nichts.

Wir gelangen zur rätoromanischen Sprachgemeinschaft, die von Ascoli so glänzend dargestellt worden ist. Windisch[1]) bemerkt hier: „Die Besonderheit des Rätoromanischen gegenüber den anderen romanischen Sprachen liegt selbstverständlich im Rätischen.“ Die Räter gehörten zu den wahrscheinlich vorindogermanischen Völkern, über welche noch nichts Sicheres festgestellt worden ist.

Die grösste Zahl romanischer Sprachgemeinschaften findet sich im heutigen Königreich Italien. Der Grund liegt darin, dass diese von überall zugängliche, zu Verkehr und Einwanderung einladende Halbinsel mehr Invasionen als irgend ein anderes Land Europas erfahren hat. Im Nordwesten grenzt an das Provenzalische, diesem nahe verwandt, das Galloitalische, das seit Ascolis Nachweis sicher zu den galloromanischen Sprachgemeinschaften zu rechnen ist.[2]) Auch hier haben wir wohl die teilweise Einwirkung einer älteren ligurischen Bevölkerung anzunehmen.

Daran grenzt im Osten heute die venezianische Sprachgemeinschaft. Wenn Nissen[3]) Recht hat, sie auf die alte (vielleicht keltische) venetische zurückzuführen, so ist auch hier eine Antwort gefunden.

Ganz für sich stand im Altertum und steht noch heute die Sprachgemeinschaft der Toskana. Die Herleitung von den Etruskern, einem nichtindogermanischen rätselhaften Volke, steht ausser Zweifel. Wie dieses Volk, bildet auch das heutige Toskanische ein merkwürdiges, bisher meines Wissens ungelöstes Problem. Ascoli bemerkt darüber:[4]) „Der toskanische Typus lässt sich auf negativem Wege folgendermassen definieren: einerseits kennt derselbe keine von all den Lauterscheinungen, durch welche die übrigen Dialekttypen Italiens in höherem Grade von der lateinischen Grundlage abweichen; andererseits hat dieser Typus keine ihm eigentümliche Reihe von Veränderungen der lateinischen Grundlage aufzuweisen.“ Scharfsinnig hat Schuchardt hier einen Widerspruch gegen Ascolis ethnologische These erkannt.

[1]) Gröbers Grundriss I, S. 289.

[2]) Vgl. Windisch, Gröbers Grundriss I, S. 287.

[3]) Landeskunde S. 488 f.

[4]) Briefe S. 129; vgl. Arch. glott. VIII, S. 122.



Er sagt:[1]) „Die ethnologische Kreuzung ist mit der sprachlichen keineswegs identisch, diese ist nicht einmal immer die notwendige Folge jener. Die eine haben wir z. B. in hohem Grade in Toskana, und doch fehlt hier, Ascoli zufolge, die andere; das Lateinische ist hier am wenigsten entartet, weil es '*nativo*', in andern dialektischen Gebieten aber '*immesso*' war ... Nach allem, was wir vom Etruskischen wissen oder nicht wissen, stand dies dem Latein ferner als fast jede andere der alten Sprachen Italiens." Darauf ist erstens zu erwidern, dass das Etruskische bis zum Ende der Republik gesprochen wurde, also auch hier das Latein erst eingeführt werden musste, wie in irgend einer anderen Provinz, und im Gegenteil hier einer alten Kultursprache gegenüber lange im Nachteil war. Das Problem bleibt also bestehen und verlangt um so mehr eine Antwort. Diese aber liegt nicht allzu fern: Schuchardt scheint etwas ähnliches im Auge gehabt zu haben, wie das, was ich hier zur Erklärung vorschlagen möchte.[2]) Wir wissen, dass lange der Tiber die Südgrenze Etruriens gebildet hat, dass nachweisbar in Rom ein Teil der Bevölkerung etruskischen Stammes war, dass Rom erst im Kampf mit den übermächtigen Etruskern, die noch im sechsten Jahrhundert Latium und Kampanien beherrschten, zur Grösse gelangte: die Sagen von den Tarquiniern, die einen etruskischen Namen führen, und von Porsena sind ein Niederschlag davon in ihrer Geschichtsschreibung.[3]) Andererseits wissen wir, dass das römische Latein zu Beginn der ersten Denkmäler, seit dem vierten Jahrhundert, in auffallender phonetischer Veränderung begriffen ist. Sobald wir nun zwischen diesen beiden Thatsachen einen Kausalnexus annehmen, ist die einzigartige Altertümlichkeit des Toskanischen auch gegenüber dem Römischen kein Problem mehr. Als die unterworfenen Etrusker im römischen Stadtgebiet und in der Umgegend das römische Latein annahmen, sprachen sie es mit ihrer angestammten Artikulationsbasis und vollzogen die völlige phonetische Veränderung dieser Sprache so gründlich, dass die Römer selbst später ihre alten Sprachdenkmäler, wie uns bezeugt wird, nicht ohne Mühe lesen konnten. Auch hier

---

[1]) Litteraturblatt f. germ. u. rom. Philologie 1887, Sp. 14.

[2]) Slawo-Deutsches S. 14.

[3]) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte I, S. 123—124. — d'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants S. 98—106. — Nissen, Landeskunde S. 499. 555. — Deecke, Gröbers Grundriss I, S. 346.

bestätigt sich die oft gemachte Beobachtung, dass Sprachen eines sich ausbreitenden Eroberervolks phonetisch am schnellsten verändert werden.

Es folgen die umbrisch-römische Sprachgemeinschaft, die süditalische, die sizilianische und die so eigenartige sardisch-korsische. Überall, ausser in der letzten, haben wiederholte Völkermischungen stattgefunden, so dass ich hier von dem Versuch, eine ethnische Grundlage anzugeben, absehen muss.

Ganz abgesondert steht das Rumänische mit seinen drei Sprachgemeinschaften, der walachischen, der istrorumänischen, der makedorumänischen (nach Weigand: aromunischen).

Es bestehen also im Ganzen, heute und so im wesentlichen seit Alters, nicht weniger als neunzehn romanische Sprachgemeinschaften, drei auf dem Boden der Pyrenäenhalbinsel, fünf im heutigen Frankreich, eine in den Alpen, sieben auf der italischen Halbinsel und ihren Inseln, endlich drei auf der Balkanhalbinsel. Dazu kommen noch die romanischen Sprachen in den Kolonien, wo sich, wie wir sehen, schon heute durch Mischung mit den Eingeborenen neue Sprachgemeinschaften ausgebildet haben.

8. Nur anhangsweise kann hier auf die mir ferner liegende Frage nach der Differenzierung der indogermanischen Sprache eingegangen werden. Es liegt nachgerade auf der Hand, dass auch dieses schwierige Problem nur auf Grund der „Wanderungstheorie“ wird gelöst werden können.[1]) Vor wenigen Jahren hat H. Hirt[2]) es ausgesprochen: „Meine These lautet: die grossen Dialektgruppen der indogermanischen Sprache erklären sich in der Hauptsache aus dem Übertragen der Sprache der indogermanischen Eroberer auf die fremdsprachige unterworfene Bevölkerung und dem Einfluss dieser Sprache auf die Kinder.“ Allerdings haben wir uns diesen Vorgang wesentlich anders vorzustellen als die Romanisierung des Imperium Romanum durch die Militärkolonien. Die Erfahrung

[1]) Ich finde sie zuerst von Leskien in der Einleitung seiner „Deklination“ der „Stammbaum-Theorie“ und der „Wellen-Theorie“ gegenübergestellt. — Vgl. Bremer, Ethnographie S. 804. 813.

[2]) Indogermanische Forschungen 1894, S. 41—43.

lehrt, dass auch ein siegreiches Volk mindestens Einer Überlegenheit bedarf, um seine Sprache durchzusetzen, die der Überzahl oder aber der Kultur;[1]) meist aber ist Sprachentausch eine Frage der Kultur. Dass nun die alten Indogermanen den unterworfenen Völkern an Kultur stets überlegen waren, möchte ich bezweifeln. Also wird mehr als einmal nur die andere Möglichkeit bleiben, die Annahme der stärkeren Volkszahl. In Betracht kommt dabei jedenfalls der alte Kriegsbrauch, die waffenfähige Mannschaft der Unterworfenen zu dezimieren, wenn dies nicht schon in den voraufgehenden Kämpfen geschehen war, und hauptsächlich nur Weiber und Kinder zu schonen. So wird sich hier also schwerlich eine Theorie aufstellen lassen. Die Entstehung einer jeden der indogermanischen Sprachgemeinschaften war von besonderen Verhältnissen bedingt. Das Dilemma, ob Überlegenheit an Kultur oder an Zahl ausschlaggebend war, wird in jedem einzelnen Fall zunächst vorzulegen sein.[2])

---

[1]) Vgl. Hempl's öfter citierten Aufsatz.

[2]) Hirt hat besonders auf die Kelten hingewiesen (Indogermanische Forschungen 1894, S. 41): „Es unterliegt keinem Zweifel, dass das Keltische am meisten und am frühesten sich verändert hat. Der Grund ist klar. Auf keinem Gebiete sind so wenig Indogermanen vorhanden gewesen wie hier. .. Die Kelten mussten ihre Sprache am meisten verändern, ebenso wie das heutige Englisch so stark durch die Sprachmischung verwandelt ist.“ In der That weicht das keltische Lautsystem und nicht minder seine Syntax auffallend ab. Und es ist denkbar, dass hier diese völlige Veränderung sich aus dem Aufgehen einer kulturell zurückstehenden Majorität in der keltischen Sprachgemeinschaft erklärt. Gegen Hirts Aufstellung hat kürzlich Kretschmer (Einleitung S. 122) eingewendet: „Die relativ schnelle Veränderung des Keltischen erklärt sich genügend aus seiner späten und auch da noch beschränkten schriftlichen Fixierung.“ Dagegen aber frage ich, ob etwa bei der englischen und französischen „Kultursprache“ die altertümliche Schreibung irgendwie phonetisch erhaltend eingewirkt hat? Und dort handelt es sich zudem um Völker und Zeiten, wo von „schriftlich fixierten“ Kultursprachen überhaupt noch nicht die Rede sein kann. Und wenn Kretschmer des weiteren aus gallischen Namen und Inschriften der römischen Zeit folgert, „dass die keltische Sprache damals nicht unursprünglicher war als beispielsweise die germanische“, so ist daran zu erinnern, dass diese Bemerkung allein das Gallische treffen würde, welches vom Inselkeltischen von Beginn an verschieden (Windisch, Gröbers Grundriss I, S. 300) und ohne Zweifel altertümlicher war als z. B. das Irische. Es scheint, dass die Galli Zentralfrankreichs ihre Rasse verhältnismässig reiner erhalten haben als die Inselkelten. So würde sich ein Unterschied im Lautsystem wohl erklären, und Hirts These über die Kelten wäre nach wie vor unanfechtbar.

Ich lasse noch eine kleine Zahl bemerkenswerter Zeugnisse folgen. So hat schon Schleicher[1]) klar erkannt: „Es scheint sicher zu stehen, dass das Indische seine Cerebralen (Lingualen) der Berührung mit den jetzt in den Süden der Halbinsel zurückgedrängten Nationen, den Urbewohnern, Aboriginern der dekhanischen Halbinsel, verdankt.“ Ferner Ascoli:[2]) „Es ist klar, dass die Kreuzungsprozesse je nach den numerischen und qualitativen Mischungsverhältnissen der einzelnen Faktoren sehr verschiedene Resultate ergeben können. . . . Das Griechische ragt mit der ihm eigenen wunderbaren Erhaltung des indogermanischen Organismus einsam empor. ... Man wird nicht umhin können, auch für das Lateinische resp. Altitalische die Veränderungen in der Zusammensetzung der Nationalität, mit einem Worte die ethnologischen Motive, durch welche der ursprüngliche Organismus der Sprache gestört und gehemmt wird, als Grund der sprachlichen Umgestaltung anzuerkennen.“ Und derselbe:[3]) „Wir können beobachten, wie in England die Flexion der von den Kelten angenommenen Sachsensprache innerhalb weniger Jahrhunderte verarmt, und wie seinerseits das verknöcherte Angelsächsisch, indem es über das Keltische die Oberhand gewinnt, der in der karolingischen Epoche noch so blühenden irischen Flexion ein merkwürdig schnelles Ende bereitet. ... Die Flexion des Sanskrit spiegelt die ursprünglichen Verhältnisse noch so rein wieder, dass die Neubildungen an Quantität wie an Qualität so gut wie gar nicht in Betracht kommen. Dadurch jedoch, dass das Sanskrit sich allmählich über die eingeborenen Stämme des indischen Kontinents verbreitet, wird seine Flexion dermassen zerrüttet, dass das Neugriechische ihm weit weniger fern steht, als irgend eine sanskritische Mundart des heutigen Indien.“ Ferner Brugmann:[4]) „Wenn ein Stamm mit einem eine andere Sprache redenden Stamm, sei es auf friedlichem Wege, sei es infolge von Unterwerfung des einen durch den anderen, verschmilzt, so geht die unterliegende Sprache nie spurlos unter, sondern beeinflusst die obsiegende mehr oder minder stark. ... Bei dieser Sprachmischung wird die indogermanische Sprechweise nicht intakt geblieben sein. Für Laute, die der

---

[1]) Zetacimus S. 29.
[2]) Briefe S. 54—56.
[3]) Briefe S. 133.
[4]) Grundriss [2] I, S. 23. 26.

Sprache der Unterworfenen abgingen, wurden von diesen die nächstverwandten ihres eigenen Idioms substituiert, und diese Laute gingen auf die Indogermanen selbst über. So können z. B. die östlichen Völker, die die *k̂*-Laute in Zischlaute verwandelten, die sogenannten *satəm*-Stämme, diese Spiranten von Stämmen fremder Rasse überkommen haben, in deren Gebieten sie eine Zeit lang hausten und die sie sich assimilierten. Ebenso die Urarier ihre *a*-Vokale statt der ursprünglichen *e*- und *o*-Vokale. Nahe liegt auch die Vermutung, dass den Armeniern und den meisten europäischen Stämmen ihre gebundene Betonung durch Sprachmischung von Ureinwohnern zugekommen ist." Ferner Bremer:[1]) „Die Völker verändern ihre Sprachen am schnellsten, sobald sie fremde Elemente in sich aufgenommen haben. Diese Veränderung der Sprache greift erst um Generationen später durch, nachdem die Mischung vollzogen. Von allen indogermanischen Stämmen wissen wir, dass sie eine andersprechende Urbevölkerung sich assimiliert haben." Endlich von der Gabelentz[2]) zu dem oben erwähnten Fall: „Die indische Zweiteilung zwischen Cerebralen [den irrtümlich sogenannten] und Dentalen hat man längst dem Einflusse der drâvidischen Ureinwohner zugeschrieben. Und von den Hottentotten und Buschmännern haben die benachbarten Kaffern und Zulus, sie allein unter den Bantuvölkern, die Schnalzlaute angenommen."

9. Wenn wir zuletzt eine Gegenprobe machen wollen, so fehlt es uns nicht an beweiskräftigen Belegen dafür, dass eine Sprachgemeinschaft, welche lange Zeit ruhig und ungestört ihre Wohnsitze innehält, ihr Lautsystem verhältnissmässig altertümlich bewahrt.[3])

Unter den romanischen Sprachgemeinschaften ist hier die sardische,[4]) unter den germanischen sind die friesische und isländische zu nennen. Um weit längere Zeiträume als hier handelt es sich bei den Arabern, soweit sie in Arabien zurückgeblieben sind, und bei den Finnen. Über die ersteren bemerkt Ascoli:[5]) „Wenn wir die semitischen Sprachen ins Auge fassen

---

[1]) Ethnographie S. 756.

[2]) Sprachwissenschaft S. 263.

[3]) Abgesehen von Wirkungen des Accents, wovon in § 9.

[4]) Im Logudoresischen hat sich die Scheidung von *ụ* und *ǫ*, *ị* und *ę*, und sogar der Velar *c* vor *e* und *i* erhalten.

[5]) Briefe S. 127; vgl. auch Misteli, Typen S. 415.

wollten, so würden wir zwischen den phönizischen Denkmälern und dem vorislamischen Arabisch, und den Dialekten des modernen Arabisch eine so geringe Verschiedenheit in allen Teilen des Organismus finden, dass wir dieselbe bei einer aufs Ganze gerichteten Betrachtung der wunderbaren Wechselfälle der Sprachgeschichte ... so gut wie ganz ausser Rechnung lassen können." Und über die Finnen bemerkt Hirt:[1]) „Die finnischen Sprachen haben sich seit zweitausend Jahren so wenig verändert, dass man jetzt noch die urgermanischen Lehnwörter in ihrer alten Form vorfindet."

10. Haben wir so diejenige Veränderung der Artikulationsbasis, welche durch die Ausdehnung einer Sprachgemeinschaft über eine ursprünglich fremde verursacht wird, in ihren Wirkungen nachzuweisen versucht, so bleibt jetzt die Frage übrig, ob eine Veränderung der Artikulationsbasis auch ohne solche Ursache, innerhalb der Sprachgemeinschaft selber, möglich ist. Nach den bisherigen Erörterungen bin ich geneigt, das letztere nur in kleinerem Massstabe anzunehmen, will aber damit kein abschliessendes Urteil ausgesprochen haben.[2])

Damit aber hängt die Frage eng zusammen, ob die Veränderung der Artikulationsbasis sofort nach der Rassenmischung eintritt, oder sich erst im Laufe der Sprachgeschichte äussert. Sicher ist es unter allen Umständen, dass die fremde Sprachgemeinschaft zunächst schlechthin ihre eigene Artikulationsbasis substituiert, so dass zu Beginn erhebliche Differenzen vorhanden sind. Allmählich muss sich dann durch die Kontrolle des Gehörs ein Ausgleich vollziehen, bei welchem die fremde Sprachgemeinschaft, je nach der Lage der Verhältnisse, phonetisch den Ausschlag giebt, oder aber, wie wir an den Franken Nordfrankreichs sehen, auch im Falle der Minorität phonetisch nicht ganz unbeteiligt bleibt. Andererseits ist gesagt worden, dass die ältere Bevölkerung erst später die Oberhand gewinne,[3]) durch eine immer durchgreifendere Rassenmischung. A. Kock, der, wie auch wir oben gethan, die Verschiedenheit der physischen Sprech-

[1]) Indogermanische Forschungen 1894, S. 41.

[2]) Vgl. Windisch, Gröbers Grundriss I, S. 307: „An und für sich wäre es sogar möglich, dass das französische *ü* auf einer gewissen Disposition des gallischen Mundes beruhte, ohne dass in der gallischen Sprache selbst, ehe sie ausstarb, diese Entwicklung sich schon thatsächlich vollzogen hatte."

[3]) So meint Hempl, S. 45—47, so auch Kretschmer, Einleitung.



werkzeuge bei den Rassen hervorhebt, denkt an eine dadurch bedingte Vererbung der Artikulationsbasis.[1]) So erhebt sich noch eine Reihe schwieriger Fragen nach dem „Wie“ dieser Veränderungen der Artikulationsbasis. Ich weiss darauf vorläufig keine Antwort. Meine Aufgabe war hier nur, diese erste Ursache phonetischer Veränderungen aus Thatsachen der Beobachtung wie der Sprachgeschichte nachzuweisen.

11. Wir stehen am Ziel unserer Erörterungen und stellen die für unseren Zweck entscheidende Frage. Sind die phonetischen Veränderungen dieser ersten Art individuell oder generell? Breiten sie sich, wie mit vielen andern Gelehrten Meyer-Lübke[2]) annimmt, „nach und nach von bestimmten Zentren“ aus? Oder aber substituiert jedes der neuen Mitglieder der Sprachgemeinschaft von sich aus sein gewohntes Lautsystem, ohne die andern „nachzuahmen“? Die Antwort springt in die Augen: individuelle Entstehung ist hier unmöglich.

Nun aber lautet unsere zweite Frage: wird das fremde Lautsystem in dem ganzen erlernten Wort- und Formenbestand substituiert oder nur in einem Teil? Sind dabei Ausnahmen denkbar? Darauf können wir nur antworten, dass dies wiederum durch das Wesen der Sache ausgeschlossen ist. Also lautet unser erstes Ergebnis: Alle durch Veränderung der Artikulationsbasis bewirkten phonetischen Veränderungen, der sogenannte „spontane oder unbedingte Lautwandel“, sind ausnahmslos.

§ 9.

Der Accent.

1. Neben der Artikulationsbasis, als dem ersten „konstitutiven Faktor“ des Sprechens, giebt es einen zweiten, nicht minder wichtigen: dieser heisst gegenwärtig mit einem sehr vieldeutigen Ausdruck „Accent“. Wie wir aus den Veränderungen der Artikulationsbasis den bisher so genannten spontanen Lautwandel hergeleitet haben, so wird durch die blosse Thatsache des Accents, oder durch seine Veränderungen der sogenannte „accentuelle Lautwandel“ verursacht.

---

[1]) Språkets förändring S. 158–159.
[2]) Z. B.: Rom. Grammatik I, S. 69.



Zwar sind wir durch neuere Forschungen über die historisch nachweisbaren Wirkungen des indogermanischen Accents gut unterrichtet worden, und für einzelne Teile der in den indogermanischen Sprachen üblichen „Betonung“ liegen vortreffliche Arbeiten vor. Aber es fehlt bis jetzt an einer umfassenden Untersuchung darüber, worin das Wesen des Accents eigentlich bestehe. Eine solche Accentlehre bereitet seit längerer Zeit mein Kollege Franz Saran vor, den seine Studien über Rhythmik auf dieses benachbarte Gebiet geführt haben. Er hat die Liebenswürdigkeit gehabt, mir die wichtigsten seiner vorläufigen Ergebnisse mitzuteilen und für diese meine Arbeit zur Verfügung zu stellen. Ich mache von seiner Erlaubnis hier um so lieber Gebrauch, als sich meine eigenen Versuche in demselben Gedankenkreis bewegt haben. Ich will also Sarans Anschauung in ihren Grundzügen darzulegen versuchen, indem ich ihm zugleich meinen herzlichen Dank ausspreche. Selbstverständlich behält sich mein Kollege vor, in seiner eingehenden Darstellung seinerzeit das hier mitgeteilte, soweit er es nötig finden sollte, zu modifizieren, wie denn auch die nähere Ausführung und Anwendung seinem sachkundigeren Urteil vorbehalten bleiben muss.

2. Erinnern wir uns an das in § 2 ausgeführte, dass das Wort bezw. die Äusserung ein phonetisches Phänomen darstellt, (jenes auch als akustisch-motorische Erinnerungsvorstellung [bezw. Gedächtnisresiduum], diese meist nur in der gesprochenen Rede existierend), so lautet Sarans Begriffsbestimmung folgendermassen: Sprachaccent ist die Gliederung des phonetischen Phänomens (des Wortes oder der Äusserung), soweit sie rein durch das Mittel der Artikulation vollzogen wird. Diese Gliederung wird hergestellt durch das Zusammenwirken sehr verschiedener Faktoren. Deren erster ist die Tonhöhenabstufung (= Tonfall, bisher als „musikalischer oder tonischer Accent“ bezeichnet); deren zweiter die Abstufung der Zeiten (Quantitätsunterschiede, relatives Zeitmass); deren dritter die Abstufung der Stärken (bisher exspiratorischer oder dynamischer oder Nachdrucks-Accent genannt). Dazu viertens die Reihenfolge der Laute (Anordnung der Laute nach der Schallfülle); fünftens die Silbenartikulation, worauf die Silbentrennung mit beruht: hier ist dreierlei zu scheiden, einmal starker und schwacher Absatz

(bisher „starkgeschnittener“ und „schwachgeschnittener“ Accent genannt), ferner legato und staccato, welches mit dem ersteren wechselnd gekreuzt werden kann, und endlich Ein- und Zweigipfligkeit der Sonanten (bisher auch als „gestossener“ und „geschleifter“ oder „geschliffener“, der letztere oft als „zirkumflektierter“ Accent bezeichnet. Sechstens die wechselnde Stimmverwendung (Vollstimme, Murmelstimme, Flüsterstimme); siebentens die Pausen.[1])

Diese Begriffsbestimmung gilt für jede Sprache. Wollen wir die den indogermanischen Sprachen[2]) ursprünglich eigentümliche accentuelle Gliederung kurz charakterisieren, so können wir sie, im Gegensatz zu anderen Typen menschlichen Sprechens, als die der straffen Subordination bezeichnen. Insbesondere scheint, worauf mit Sicherheit der indogermanische Ablaut hindeutet, in der gemein-indogermanischen Sprache diese Subordination stark ausgeprägt gewesen zu sein.[3])

Nach Sarans und meinen eigenen Beobachtungen sind in den uns bekannten indogermanischen Mundarten und Kultur-

---

[1]) Für das hier vorausgesetzte verweise ich auf den Abschnitt über Silbenbildung und Accent in Sievers Phonetik[4], S. 182—242.

[2]) In den verschiedenen Typen des Sprachbaues ist auch die accentuelle Gliederung naturgemäss eine verschiedene. Schon in den semitischen scheint sie anderer Art zu sein, soweit ich aus Misteli, Typen S. 428 ersehen kann. Wesentlich verschieden ist sie dagegen in den uralaltaischen Sprachen, wo sie hauptsächlich durch die sogenannte Vokalharmonie bewirkt wird: das System der Gliederung scheint hier ein wesentlich koordinierendes zu sein. Vgl. darüber Misteli (Typen des Sprachbaues S. 351. 353): „Abgesehen davon, dass die Anlaute der Suffixe und die Auslaute der Stämme sich vor- und rückwärts bald anähnlichen, bald angleichen, wie es in der Natur der Laute liegt und auch in den indogermanischen Sprachen vorkommt, herrscht in jenen Sprachen noch ein eigentümliches Gesetz der Vokalharmonie, welches auch den Vokal des Suffixes und der Stammsilbe dem der Wurzelsilbe anähnlicht — in vorschreitender Assimilation. ... Die Vokalharmonie ist kein mechanisch-lautlicher, sondern ein grammatischer Vorgang und ein Mittel der Formung, weil sie Worteinheit schaffen soll.“ ... (Über Vokalharmonie vgl. auch Sievers, Phonetik[4] S. 253). Und noch mehr scheint die Gliederung z. B. der isolierenden Sprachen abzuweichen, da hier eine und dieselbe Wurzel (so im Chinesischen) je nach der Tonhöhe dreifach verschiedene Bedeutung bekommt. (Siehe Tylor, Anfänge der Kultur S. 169, Misteli, Typen S. 42, Sievers Phonetik[4] S. 207.)

[3]) Vgl. Misteli (Typen des Sprachbaues S. 515): „Der reiche Ablaut [in den indog. Sprachen] weist auf die Verbindung der Wurzel mit formalen Elementen zu einem Wortganzen hin, das ein energischer Accent beherrscht.“

sprachen alle diese Faktoren für das Gehör wirksam, nur dass, wie oben gesagt wurde, die Kombination in jeder Mundart und Kultursprache eine eigentümlich verschiedene, nirgends identische ist. In den romanischen Sprachen hat wohl von jeher die Höhenabstufung eine besonders grosse Rolle gespielt, so dass man diesen Faktor hier stärker zu hören und als für die Gliederung wesentlich zu betrachten pflegt. Auch in deutschen Mundarten, so in der thüringisch-obersächsischen, machen sich auffallende Tonintervalle bemerklich. Ähnlich scheint es im alten Griechischen gewesen zu sein, da die dortigen Grammatiker anfangs nur von der *προσῳδία* sprechen, wovon überhaupt die ganze Accentlehre, auch die der Gegenwart, ihren Ausgang genommen hat.[1])

Also wären die langen Debatten über den „Charakter“ des altgriechischen oder altlateinischen Accents gegenstandslos. Da bei den heutigen Mundarten jeder, je nach der Übung und Schärfe seines Gehörs, einen anderen Faktor der Gliederung als den allein wesentlichen oder gar ausschliesslichen herauszuhören glaubt, kann es noch weniger zu einem Ergebnis führen, darnach zu forschen, was etwa im römischen Latein für die accentuelle Gliederung allein massgebend gewesen sei.[2]) Mir scheint hier durch Sarans Anschauung, wie man auch im Einzelnen darüber denken mag, ein hervorragender methodischer Gewinn erzielt. Wir brauchen künftig nicht mehr, wie man bisher genötigt war, mit der Frage nach dem „Charakter“ des Accents einer längst verklungenen Sprache einzusetzen, wobei man stets in kaum überwindbare Schwierigkeiten gerät. Wir können ausgehen von der auf die Erfahrung begründeten Annahme einer Gliederung, die durch Kombination mehrerer Faktoren entsteht. Dabei genügt es für die Forschung, schlechthin von Hauptsilben, Neben-

---

[1]) Vgl. Sievers Phonetik[4] S. 197—198.

[2]) Schon die Geschichte des Terminus Accent weist auf die Richtigkeit von Sarans Auffassung hin. Zuerst nur für die Tonhöhenabstufung, von den neueren Grammatikern auch für die Stärkenabstufung gebraucht, wurde der Ausdruck bald erweitert zum „zirkumflektierten“, „stark und schwachgeschnittenen“, „ein- und zweigipfligen“ Accent, je mehr man allmählig in der Erkenntnis der einzelnen Faktoren der Gliederung fortschritt. Will man den altüberlieferten Ausdruck *προσῳδία*-accentus noch weiterführen, so vergesse man nicht, dass man damit einen Tropus *pars pro toto* gebraucht (wie wenn der Dichter statt *navis puppis* setzt).

silben, Schwachsilben (wozu man, wenn das Bedürfnis vorhanden ist, schwächere und schwächste Silben als weitere Stufen fügen kann) und Schwundsilben zu reden. Solche mehr oder minder ausgeprägte Abstufung unter den Silben des phonetischen Phänomens lässt sich aus der Sprachgeschichte vermittelst Diphthongierungen, Synkopierungen und anderem stets mit Sicherheit erschliessen, und soviel wird in den meisten Fällen fürs erste genügen. Probleme sekundären Ranges sind dann die Fragen, auf welchen jener Faktoren die Gliederung hauptsächlich gestützt wurde; an der Hand von Sarans Beobachtungen wird sich aus den sprachgeschichtlichen Thatsachen heraus auch hier manches sichere Ergebnis gewinnen lassen.

3. Dass diese Gliederung des phonetischen Phänomens einen „konstitutiven Faktor“ des Sprechens ausmacht, und der Artikulationsbasis an Wichtigkeit für die Lautgeschichte kaum nachstehen dürfte,[1]) braucht nicht erst bewiesen zu werden. Vor allem sei daran erinnert, dass, wie man beobachtet hat, das sprechen lernende Kind auf diese Gliederung seine besondere Auf merksamkeit richtet und dieselbe oft zuerst richtig nachzuahmen weiss.[2]) G. Paris, in seiner grundlegenden Arbeit über den lateinisch-französischen Accent,[3]) vergleicht die accentuelle Gliederung, unter welcher er, nach damaliger Auffassung, ausschliesslich die Tonhöhenabstufung versteht, mit der Seele des Wortes: „L'accent tonique est ce qui donne au mot de l'unité et d'individualité, ce qui fait d'une réunion de syllabes un ensemble parfait et distinct. C'est l'âme du mot, *anima vocis*, suivant l'heureuse expression du grammairien Diomède; c'est ce qui le vivifie et le caractérise.“ Neuerdings bemerkt Bremer,[4]) wieder nur mit Bezug auf die Tonhöhenabstufung: „man erkennt jede Mundart sofort an ihrem 'singenden' Charakter. Einen solchen hat jede Mundart, wenn man auch hier monotoner spricht als dort.“

---

[1]) Vgl. Hirt (Indogermanische Forschungen 1894, S. 37): „Die Entwicklung jedes Dialektes ist abhängig von der Artikulationsbasis der Zunge, vom musikalischen und exspiratorischen Accent, von der Silbentrennung und allen diesen allgemeinen Faktoren, die die Sprache völlig durchdringen, die sich aber für die ältere Zeit leider unserer Erkenntnis fast völlig entziehen.“

[2]) Henry, Antinomies S. 53. 67.

[3]) Accent latin S. 8.

[4]) Phonetik S. 195.

Schuchardt[1]) sprach es einmal aus, indem er die Zeitenabstufung ins Auge fasste: „Man gehe aufs Land, und man wird dort eine solche Bestimmtheit in den Quantitätsverhältnissen finden, dass oft der überlange Vokal eines Dorfes gegenüber dem langen eines andern ein Wahrzeichen und Schiboleth abgiebt.“ Und de Tourtoulon[2]) machte die gewiss zutreffende Beobachtung: „J'essaie de prononcer des phrases catalanes avec l'accent (sens vulgaire) de Montpellier, et des phrases de montpelliérain, en imitant de mon mieux l'accent catalan, je suis à peu près compris des deux côtés.“ Und Horning[3]) in seinem trefflichen Aufsatz über die Mundartenfrage betonte, „dass es irrig ist, die Merkmale [der Mundarten] blos zu zählen. ... So z. B. genügt der Paroxytonismus des Provenzalischen im Gegensatze zum Oxytonismus des Französischen an sich schon, um beiden Sprachkomplexen ein verschiedenes Gepräge aufzudrücken.“ [4])

Die entscheidende Bedeutung der accentuellen Gliederung für die Sprachgeschichte wird uns schon durch den Hinweis auf Grimms althochdeutsche Lautverschiebung und Verners berühmtes Gesetz genügend klar. Insbesondere aber beruht aller Ablaut, wo immer er in indogermanischen Sprachen erscheint, auf der accentuellen Gliederung (*ámas* > afrz. *áimes, amátis* > afrz. *améz, paráulas* > afrz. *paróles, parauláre* > *parlér*).[5])

4. Die Gliederung des phonetischen Phänomens, obwohl sie, an sich betrachtet, etwas rein phonetisches ist, hat insofern grammatischen Wert, d. h. einen Wert für die assoziierte Bedeutung oder Äusserung, als die Haupt- bezw. Nebensilben naturgemäss in ganz anderem Sinne Träger des Symbolisierten werden, als die Schwach- und Schwundsilben. So kann man

---

[1]) Gröbers Zeitschrift 1880, S. 141.

[2]) Rev. d. l. rom. 1890, S. 148.

[3]) Gröbers Zeitschrift 1893, S. 170.

[4]) Ph. Wagner, in seiner vorzüglichen Arbeit über die Reutlinger Mundart, hat, in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit der Tonhöhenabstufung, dieselbe mit Hilfe des Phonographen graphisch fixiert und eine Anzahl Tafeln mit diesen Abbildungen beigegeben. So wird es künftig mit Hilfe der neuesten Technik vielleicht möglich werden, die in jeder Sprachgemeinschaft wesentlichsten Faktoren der Gliederung, jeden für sich, aufzunehmen.

[5]) Für den indogermanischen Ablaut wird dies demnächst Professor Hermann Hirt in einer Monographie erhärten. Für das Französische ist insbesondere an die Verba: *paraulare, manducare, adjutare, adrationare, quietare, impasturare* zu erinnern (vgl. Darmesteter Rom. V, 1876, S. 154 ff.).

geradezu sagen, dass die in der accentuellen Gliederung hervorragenden Silben die eigentlichen Symbolsilben sind. Denn vorzugsweise mit diesen assoziiert der Hörende das, was der Sprechende symbolisieren will. Wenn wir nun in aller Sprachgeschichte diese Symbolsilben auf Kosten der in der Gliederung zurückstehenden Silben phonetisch erweitert finden,[1]) so ist damit ein wichtiger Einfluss der assoziierten Bedeutungen und Äusserungen auf die Geschichte der phonetischen Phänomene festgestellt.

Dabei hat man sich aber vor der Vorstellung zu hüten, als ob irgend welche Absicht bei der Sprachgemeinschaft bestünde „sich des Überflusses zu entledigen.“ Ein Zweck besteht hier so wenig wie bei andern phonetischen Veränderungen. Auch waren z. B. die Kasus- und Flexionsendungen des Lateinischen den Romanen zum Verständnis gewiss ebenso förderlich wie den Römern, ja unentbehrlich: was daraus hervorgeht, dass sie die verlorenen synthetischen Formen teilweise durch neugebildete analytische zu ersetzen, teilweise durch festere Syntax Abhilfe für dieselben zu schaffen suchten. Irgend welche Absicht der

---

[1]) Schon J. Grimm (Deutsche Grammatik [3] I, S. 25) bemerkte über das „Wegwerfen der Buchstaben“: „Der Wohllaut mag dadurch gewinnen, ebenso häufig büsst er ein; überhaupt muss man das Fortschreiten in Zusammenziehungen eigentlich nicht aus einer bewusst gewordenen Neigung zum Wohllaute, noch aus einer wohl zuweilen vorhandenen Gleichgiltigkeit gegen eindringende Misslaute erklären wollen, sondern vielmehr aus der unhemmbaren Hinrichtung der Sprache nach dem geistigen Begriff, den Kürzung, Zusammenziehung und Zusammensetzung der Wurzeln allerdings erhöhen.“ — Ferner Schuchardt (Gröbers Zeitschrift 1880, S. 42): „Der Hauptaccent [in den romanischen Sprachen] wirkte in doppelter Richtung, positiv in der Silbe, die er beherrschte, negativ in den andern, besonders den unmittelbar benachbarten; und über das erste Stadium, Dehnung kurzer und Kürzung langer Vokale, schritt er, vermittelst einer neuen Steigerung, der Zirkumflektierung, zu einem zweiten Stadium vor, Diphthongierung und Vokalschwund. Dass die beiden letztgenannten Erscheinungen wirklich aus derselben Quelle fliessen, bestätigen sie durch die korrespondierende Häufigkeit ihres Auftretens, welche besonders schlagend in der österreichischen Mundart ist, die aus lauter betonten Diphthongen zu bestehen scheint.“ Und Sievers (Phonetik [4] S. 245): „Besonders interessante Erscheinungen bieten in dieser Hinsicht Sprachen wie das Dänische, welches seine anlautenden Tenues sehr energisch und mit starker Aspiration bildet, während es sie im In- und Auslaut nach einem Vokal zu sehr wenig energischen Spiranten hat herabsinken oder gar ganz verloren gehen lassen.“



„Kraftersparnis“ lag gewiss nicht vor.[1]) Sondern die durchgreifenden phonetischen Veränderungen, je nach dem Symbolwert der Silben verschieden, waren durch die den romanischen Sprachen eigene accentuelle Gliederung an sich bedingt. Wir sind damit bereits der Frage nahegekommen, welcher Anteil etwaigen Veränderungen dieser Gliederung selber zuzuschreiben sei. Doch ist dieses Problem vorläufig aufzuschieben.

5. An einigen Beispielen soll nun gezeigt werden, wie verschieden die Geschichte der einzelnen Silben je nach ihrer Stellung innerhalb der accentuellen Gliederung verläuft. Für die romanischen Sprachen dürfte eine Einteilung nach vier Stufen ausreichen: Hauptsilben, Nebensilben, Schwachsilben und Schwundsilben.

A. Hauptsilben. An den Vokalen der romanischen Hauptsilben beobachten wir eine zweifache Entwicklung: entweder bleibt der Monophthong, oder wird statt seiner allmählich ein Diphthong substituiert (der gegebenen Falls später wieder einem Monophthongen Platz macht). Man pflegt heute diese Verschiedenheit durch die Scheidung nach freien und gedeckten Silben[2]) zu erklären und sagt: „Eine Silbe heisst frei, wenn sie auf ihren Selbstlaut auslautet; gedeckt, wenn sie auf einen Mitlaut auslautet;“[3]) im ersteren Fall wird die Diphthongierung

---

[1]) Dieser Irrtum stammt von Whitney (Leben der Sprache S. 51): „Was die Veränderung der Form betrifft, so müssen wir als Grundlage all der zahllosen und scheinbar verschieden gearteten Erscheinungen, die dahin zu rechnen sind, die Neigung ansetzen, solche Teile der Worte, die ohne Schaden für das Verständnis entbehrt werden können, aufzugeben.“ Ähnlich Passy (Changements S. 227): „Des tendances phonétiques que nous avons constatées, se dégagent bien nettement deux principes fondamentaux: 1. Le langage tend constamment à se débarrasser de ce qui est superflu, 2. Le langage tend constamment à mettre en relief ce qui est nécessaire ... On peut dire, en langage mathématique, que chaque transformation d'un son est la résultante de la force d'économie et de la force d'emphase, appliqués à ce son.“ Auch von der Gabelentz (Sprachwissenschaft S. 192) erklärt die Lautveränderungen aus zwei Faktoren: „Zweck der Verständlichkeit und Neigung zur Kraftersparnis.“

[2]) Diese Scheidung der freien und gedeckten Silben (*libre et entravé*) stammt von der Lehre der römischen Metriker über „Positionslänge“ her. Zu Grunde liegt der Irrtum, dass accentuelle Gliederung überhaupt durch die Reihenfolge der Laute vorzugsweise bedingt sei, was, wie wir oben sahen, nur einer der vielen Faktoren ist.

[3]) Suchier, Altfranzösische Grammatik I, S. 5; Meyer-Lübke I, S. 50.

vollzogen, im zweiten unterbleibt sie. Prüfen wir nun diese Lehre mit Hilfe einer kleinen Tabelle:

navem	> frz. *nef*[1])	*partem*	> frz. *part*
carum	> frz. *chier*	*carnem*	> frz. *charn*
panem	> frz. *pain*	*annum*	> frz. *an*
bręvem	> frz. *brief*	*vęntum*	> frz. *vent*
vęla	> frz. *veile*	*dolęntem*	> frz. *dolent*
nǫvum	> frz. *nuef*	*fǫrtem*	> frz. *fort*
flǫrem	> frz. *fleur*	*cǫrtem*	> frz. *court*

Vor Auslautskonsonanz . .	*męl*	> frz. *miel*
	rem	> frz. *rien*
	cǫr	> frz. *cuer*
	apudhǫc	> frz. *avuec*
Vor mehrfacher Konsonanz	*lęctum*	> frz. *lięit* > *lit*
	sęx	> frz. *sięis* > *sis*
	męlior	> frz. *mieldre*
	bęllus	> frz. *beals*
	tępidum	> frz. *tiede*
	nǫctem	> frz. *nuęit*
	ǫclus	> frz. *uęilz*
In allen Fällen	*vęntum*	> span. *viento*
	męmbrum	> span. *miembro*
	fǫrtem	> span. *fuerte*
	nǫstrum	> span. *nuestro*

Wir erkennen, dass das bisherige Einteilungsprinzip zur Erklärung der verschiedenen Entwicklung nicht ausreicht. Der Grund derselben muss also ein anderer sein. Auszugehen ist von der Thatsache, dass alle Diphthongierung zweigipflige (zirkumflektierte) Aussprache[2]) des Vokals voraussetzt. Diese aber ist nur möglich bei schwachem Absatz des Sonanten (schwachgeschnittenem Accent).[3]) Wir können uns den Unterschied von starkem und schwachem Absatz gut am Deutschen und heutigen Französischen klar machen, wo die zweite Art jetzt die Regel ist: z. B. deutsch *áll* und frz. *capitàle*, deutsch *Sáál* (wenigstens

[1]) Ob hier in der That ein Übergang über Diphthongierung stattgefunden hat, wage ich nicht zu entscheiden.

[2]) Vgl. Sievers, Phonetik[4] S. 209.

[3]) Sievers a. a. O. S. 204.

in meiner Mundart starker Absatz) und frz. *sàle.*[1]) In jenen Fällen endigt die Exspiration erst mit dem Konsonanten, in diesen tritt vor demselben eine deutlich bemerkbare Schwächung der Exspiration ein: es ist dies eine Haupteigentümlichkeit des Neufranzösischen. Und man kann jederzeit beobachten, dass bei schwachem Absatz der Vokal nicht notwendig, aber meist zweigipflig klingt. Auf diesem Wege liesse sich jene Verschiedenheit der romanischen Hauptsilbenvokale einfach und zwanglos erklären: man sprach *mèl, còr, bèls, lèctum, mèmbrum, nòstrum* mit schwachem Absatz, aber *pártem, ánnum, córtem* mit starkem Absatz. Mit der Quantität hat, wie man sieht, diese Scheidung nichts zu thun.[2])

Wenn umgekehrt ein Diphthong in Hauptsilbe monophthongiert oder zwei Hiatusvokale kontrahiert werden, so erklärt sich dies durch Eingipfligkeit des stärkeren (d. h. klangvolleren) Teils, in welchem der schwächere, ähnlich einer Schwundsilbe, schliesslich aufging.[3]) So haben wir afrz. *chier* > nfrz. *cher* aufzufassen.

Bei den Konsonanten kann es geschehen, dass an einem und demselben Laut in der Hauptsilbe eine Substitution vollzogen wird, welche in der Nebensilbe unterbleibt. So im Val Maggia:[4]) *c̋abállum* > *c̋avál, c̋ampáña,* dagegen *cápra* > *tšawra, cámpum* > *tšamp.*[5]) In romanischen und germanischen Sprachen

---

[1]) Sievers bezeichnet starken Absatz mit ׳, schwachen mit ‵.

[2]) Ten Brink, in seiner fördernden Schrift „Dauer und Klang“, hatte seinerzeit das grosse Verdienst, neben der Tonhöhenabstufung die Zeitenabstufung als Faktor der accentuellen Gliederung zur Geltung zu bringen. Aber mit seinem Versuche, den oben besprochenen Unterschied aus Quantitätsunterschieden abzuleiten, ist er in unlösbare Schwierigkeiten geraten. Er war genötigt, anzunehmen, dass zuerst sämtliche Hauptsilbenvokale gelängt und nachher vor mehrfacher Konsonanz alle langen gekürzt worden seien (S. 9. 10). — Meiner Annahme würden nicht widersprechen die wertvollen Beobachtungen, die Heinrich Schneegans auf Sizilien gemacht hat. (Laute und Lautentwicklung des sizilianischen Dialektes, Strassburg 1888, S. 17 ff. und Verhandlungen der Dresdener Philologenversammlung S. 145. 147). Demnach wird dort der Hauptsilbenvokal vom ungebildeten Volk im Affekt diphthongiert, sonst aber nicht, und zwar in sog. „freier“ wie in „gedeckter“ Silbe. Der Verfasser hat eine besondere Behandlung dieses Problems in Aussicht gestellt, bis wohin ein Urteil darüber aufzuschieben sein dürfte.

[3]) Vgl. Brugmann II² S. 840—847.

[4]) Salvioni, Arch. glott. ital. IX, S. 216; Ascoli, Briefe S. 181.

[5]) (Vgl. Ascoli, Briefe S. 180): Doppelformen wie ital. *vecchio* und *veglio,*

wird ein schliessender Konsonant der Hauptsilbe, bei starkem Absatz, geminiert, nach schwachem eine Geminata vereinfacht.[1]) Zur ersten Art gehört auch die bekannte nordisch-gotische Entwicklung von urgerm. *jj* zu *ggj* bezw. *ddj* und urgerm. *ww* > *ggw* (z. B. *tueggja* — *twaddjê* zwei; *tryggr* — *triggws* treu). Phonetisch lässt sich dieser Vorgang wohl so erklären, dass die vor die Silbengrenze fallende Hälfte des geminierten Reibelautes unter dem Schwergewicht der Hauptsilbe zum Verschlussansatz wurde, ohne dass diesem aber die den Verschlusslaut charakterisierende Explosion gefolgt wäre.[2]) Ähnlich sind auch die sämtlichen sogenannten „Konsonanteneinschübe" zu beurteilen: erfahren die Vokale der Hauptsilben Diphthongierung, so die Konsonanten derselben Verstärkung, indem ein Verschlussansatz[3]) gebildet wird. Vgl. frz. *chambre, tendre, naistre* u. a.[4])

B. Nebensilben (sog. Anlautsilben). Deren Vokale bleiben in den romanischen Sprachen im allgemeinen ohne Kürzung erhalten (vielleicht weil das Lateinische einst das Schwergewicht auf der Anlautsilbe liegen hatte). Im Französischen finden wir auch hier, aber nur teilweise durchgeführt, die oben besprochene verschiedene Entwicklung der Vokale.

maturum	> frz. *mëur*	*valere*	> frz. *valeir*
habutum	> frz. *ëut*	*habere*	> frz. *aveir*
caballum	> frz. *cheval*	*castellum*	> frz. *chastel*
cadentia	> frz. *chëance*	*carbonem*	> frz. *charbon*
vọlere	> frz. *vouleir*	*pọrtare*	> frz. *porter*
nọdare	> frz. *nouer*	*mọrtalem*	> frz. *mortel*

specchio und *speglio* erklärt Ascoli folgendermassen: „Wird nicht auch hier der Accent die Ursache gewesen sein? Falls unsere Vermutung das richtige trifft, liesse sich das ungetrübte Verhältnis im Uritalienischen etwa folgendermassen darstellen: *orécchia* Ohr, *origliáre* horchen, *vécchio* alt, *vegliárdo* Greis, *apécchia* Biene und *conigluolo* Kaninchen. Dann trat die Kreuzung ein: *veglio, vecchiardo* u. s. w."

[1]) Vgl. Noreen, Altisl. Grammatik[2] S. 124—126.

[2]) Vgl. Bremer, Phonetik S. 43.

[3]) Vgl. Bremer, Phonetik 47. 54. 55. 85. — Sievers, Phonetik[4] S. 268.

[4]) Vgl. Passy, Changements S. 215—216: „Un renforcement très fréquent de son transitoire en consonne est celui qui a lieu dans les mots comme *chambre* de *camera*, *humble* de *humilem*, *dompter* de *domitare*, grec *ἄνδρα* pour **ἄνρα*, anglais *thimble* de *þymel*." Bremer hat in verschiedenen Anmerkungen seiner Phonetik darauf hingewiesen, dass zwar akustisch eine scheinbare Einschiebung geschieht, aber motorisch von einem neuen Laut nicht die Rede sein kann.

Wie für die Hauptsilben, lässt sich auch hier die verschiedene Entwicklung weder aus Positions- noch aus Quantitätsunterschieden herleiten. Wohl aber verstehen wir diese Thatsachen, sobald wir für *màturum, càballum, nòdare* schwachen, für *hábere, cárbonem, mórtalem* starken Absatz annehmen. Und es scheint für die Richtigkeit meines Erklärungsversuchs zu sprechen, dass er gleichermassen für die Haupt- wie für die Nebensilben gilt.

C. Schwachsilben. Zu diesen gehören sowohl die Vortonvokale wie die Auslautsvokale, welche beide meist dasselbe Schicksal haben. Das klangvolle *a* bleibt stets als *e* erhalten, ebenso bewahren die anderen Vokale, wenn sie neben einer schweren Konsonanz als Sonanten der Silbe mehr Klangfülle als sonst besitzen, wenigstens den Wert eines sogenannten stummen *e*, d. h. die Silbe als solche wird beibehalten.

a̋rmatúra > frz. *arméure*	
qua̋drifúrcum > frz. *carrefour*	*cőnsuetúmina* > frz. *costume*
	ra̋dicína > frz. *racine*
vőluntátem > frz. *volenté*	*adra̋tionáre* > frz. *arraisnier*
	ma̋ndūcáre > frz. *mangier*
	pa̋rauláre > frz. *parler.*

Die Auslautskonsonanten sind teilweise schon im Latein, teilweise im Laufe der romanischen Sprachgeschichte, mit Ausnahme einiger weniger, sämtlich geschwunden. Die Konsonanten der Vortonsilben wurden dagegen wegen der Nähe der Haupt- bezw. Nebensilben grossenteils bewahrt.

D. Schwundsilben. Gemeint sind die sog. Nachtonvokale (Pänultimavokale) in Proparoxytonis, welche in einem Teil der romanischen Sprachen teilweise ganz geschwunden sind, so dass diese Silben ihren selbständigen Silbenwert verloren haben.[1]) Im Spanischen blieb wenigstens *a* erhalten (*orfanum* > *huerfano* u. s. w.). Im Französischen wurden alle Schwundsilben synkopiert (*Sequana* > *Seine, colapum* > *colp, camera* > *chambre, manica* > *manche, viridem* > *vert*). Bei einer grossen Zahl von Fällen ist dieser Schwund schon innerhalb des Vulgärlateins vollzogen worden.

E. Wir gelangen zu den angegliederten Worten (den sogenannten Enkliticis und Prokliticis). Diese haben die

[1]) Meyer-Lübke I, S. 262.

Eigenschaft, dass sie stets mit einem andern Wort zu einer phonetischen Einheit verbunden werden. Demgemäss giebt es bei ihnen weder Haupt- noch Nebensilben, vielmehr beweist ihre phonetische Entwicklung, dass sie innerhalb der Gliederung den Wert von Schwach- oder Schwundsilben haben. Man kann sie daher, auf Grund ihrer Geschichte, ohne Mühe in eine der bisher besprochenen Gattungen einreihen.[1])

Im Französischen bleibt angegliedertes *a* unverändert: *jam* > *ja*, *ad* > *a*, *illá* > *la*, *meá* > *ma*, *tuá* > *ta*, *illác* > *la*, *quare* > *car*, *male* > *mal*, *habes* > *as*: es ist die Behandlung wie in Schwachsilbe. Ferner: *dominum* > *dam*, *domina* > *dame*, *homo* > *en*, *comitem* > *cante*, *non* > *nen* > *ne*: überall die Entwicklung, welche *o* in Schwachsilben erfahren hat. *A* kann sogar schwinden,

---

[1]) So erklären sich die Fälle, aus denen Schuchardt einen hauptsächlichen Einwand gegen die Lautgesetze gezogen hat. Es sei hier bemerkt, dass ein von ihm gebrauchter Vergleich, der allerdings sehr nahe liegt, schon bei Fr. Schlegel (Sprache und Weisheit der Indier, 1808, S. 15) vorkommt.... „Da die Worte wie das Gepräge des Geldes im Gebrauch und Umlauf sich leicht abschleifen und verwischen." Schuchardt sagt (Lautgesetze S. 24—25; vgl. auch Meyer-Lübke I, S. 502): „Die grössere oder geringere Häufigkeit im Gebrauche der einzelnen Wörter ist auch für ihre lautliche Umgestaltung von hoher Wichtigkeit. Sehr selten gebrauchte Wörter bleiben zurück, sehr häufig gebrauchte eilen voran. Es ist schon eine sehr alte Erfahrung, dass in allen Sprachen gerade die allergewöhnlichsten Wörter, von denen man doch am ersten Gehorsam gegen die Lautgesetze erwarten sollte, am meisten Neigung zeigen, sich von ihnen zu emanzipieren (ich erinnere an die romanischen Wörter für „gehen"). Man hat sie mit der in raschem Umlauf befindlichen Scheidemünze verglichen, welche rasch ihr Gepräge einbüsst." (Techmers Zeitschrift III, S. 202.) Jespersen bestreitet, dass der häufige Gebrauch eines Wortes bei dessen lautlicher Entwicklung eine Rolle spiele, dass also, wie Schuchardt (Lautgesetze S. 24) annahm, eine Form nach 10000 maliger Wiederholung weiter vorgeschritten sei als eine 8000 Mal wiederholte Form. „Nicht die Häufigkeit, sondern die allerdings in Beziehung zu der Häufigkeit stehende Leichtverständlichkeit und Wertlosigkeit für die Auffassung des Sinnes des Sprechenden [und des Hörenden] gestattet bei gewissen Wörtern und Wortverbindungen eine exceptionelle Lautentwicklung." Wir haben dem hinzuzufügen, dass man besser thut, eine Lehre nicht auf einen poetischen Vergleich aufzubauen. Wenn wir die Sachlage vom Standpunkte des Psychologen betrachten, dann müssen im Gegenteil oft gebrauchte Wörter als Erinnerungsvorstellungen oder Gedächtnisresiduen um so fester geworden sein. Und in der That zeigt auch die Sprachgeschichte nichts dergleichen: die Fälle, welche jene Metapher nahe zu legen scheinen, sind vielmehr von der oben besprochenen Art.



so in *casa* > *chiez*.[1] An *homo* kann man alle Stufen verfolgen: *huem* und *homme* (I), *on* (II), *en* (III).

Hierher gehören auch Titel, wie prov. *en* — *n', na* (< *dominum, domina*), ital. *monna, messer, fra*, frz. *sire, monsieur*, span. *usted* < *vostram mercedem*. Meist wurden diese Worte vor dem Namen gebraucht, oder in der Anrede (darüber siehe unten).

Die schwierigen Worte *aller* — *andare*[2] werden sich wohl ebenfalls nur auf diesem Wege erklären lassen: „gehen" wurde meist in engen Verbindungen wie „geh fort" und ähnlichen gebraucht. Das Wort hatte keinen selbständigen symbolischen, daher auch keinen selbständigen phonetischen Wert.[3]

F. Wir haben uns damit bereits den Phrasen genähert, d. h. kurzen Äusserungen, die zur festen phonetischen Einheit geworden sind und daher phonetisch gleiche Entwicklung wie die Worte nehmen:[4] sie existieren wie die Worte als akustisch-motorische Erinnerungsvorstellungen, und kaum einer der Sprechenden hat noch eine Ahnung davon, dass hier mehrere selbständige Worte zu einem neuen Wort, einer festen Phrase verschmolzen sind.

Ein berühmtes Beispiel dafür ist *s'il vous plaît* > *sjuplę* oder *splę*. Dahin gehört auch das von Schuchardt[5] citierte *gmoin* < *Guten Morgen*, wozu man *ntaχ* < *Guten Tag* oder *malzęt* < *Gesegnete Mahlzeit* fügen kann.

Wenn diese stereotyp gewordenen Redensarten teilweise noch mehr Schwund als ein Einzelwort erleiden, so ist, wie Henry und Jespersen richtig hervorgehoben haben, daran zu erinnern, dass diese Phrasen meist keinerlei Symbolwert

---

[1]) Vgl. Schuchardt, Lautgesetze S. 26.

[2]) Vgl. Schuchardt, Gröbers Zeitschrift 1891, S. 117—119.

[3]) Vielleicht erklärt sich aus der Nebensilbenstufe ein schwieriges italienisches Wort: „Ital. *mǫdo* ... bietet, so weit man sehen kann, in keiner Phase des florentiner Dialekts den Diphthongen *uǿ* ... dessen regelrechte Entsprechungen bei dem nämlichen Worte in andern Dialekten vorhanden sind (z. B. in lomb. *möd*)." Vgl. Ascoli (Briefe S. 194).

[4]) Einige treffliche Beispiele verzeichnet Winteler, Kerenzer Mundart S. 29. — Meringer (S. 83. 169) bringt aus der Wiener Kultursprache: *„pfehl mich!" „tschuldigen." „Gnä Herr!" „Gnä Frau." „Herrje, Oje!" „Pfiat di Gott (< Behüt' Dich Gott!)" „Kschamster Diener* (< *Gehorsamster Diener*)."

[5]) Lautgesetze S. 26.

mehr besitzen.[1]) Sie werden reproduziert gerade so wie man den Hut zieht oder die Rechte an die Mütze legt. Vom Symbolisieren eines Erlebten, von einer Mitteilung psychischen Geschehens kann hier überhaupt nicht die Rede sein. Sobald wir dies aber einmal ausnahmsweise beabsichtigen, sobald wir jemand in der That gesegnete Mahlzeit wünschen oder ihn wirklich begrüssen wollen, wird die Phrase zur wirklichen Sprache und dementsprechend phonetisch so völlig wieder hergestellt, dass sogar individuelle Dehnungen oder Diphthongierungen eintreten können. Jene verschmolzenen und gekürzten Phrasen sind, so müssen wir zum Schlusse sagen, überhaupt nicht mehr Sprache in dem Sinn, den wir damit verknüpfen.

6. Erfahrung und Sprachgeschichte belehren uns, dass die in den indogermanischen Sprachen übliche accentuelle Gliederung eine phonetische Verstärkung der Haupt- bezw. Nebentonsilben, und ebenso eine Schwächung der Schwund- und Schwachsilben bedingt. Dies gilt zunächst von ungestörter sprachlicher Überlieferung innerhalb einer Sprachgemeinschaft. Und es ist damit eine erste Art von Wirkungen des Accents festgestellt. Wie aber, wenn sich diese über eine ursprünglich fremde mit verschiedener accentueller Gliederung ausgedehnt hat?

Wie die Artikulationsbasis einer fremden Sprache, wird jedem Lernenden auch eine ungewohnte accentuelle Gliederung um so schwerer, je mehr sie von der eigenen abweicht: so

---

[1]) Über die Abkürzungen, wie *g'morgen*, *usted*, bemerkt V. Henry (Rev. crit. N. S. XXI, S. 224) gegen Schuchardt: „Une pareille formule n'est plus qu'un mot la plupart du temps vide de sens — ne disons-nous pas '*s'il vous plaît*' même en donnant un ordre qui n'admet pas de réplique? — prononcé aussi machinalement, aussi rapidement qu'un pianiste joue une phrase qu'il a mil fois répétée.“ Und Jespersen (Techmers Zeitschrift III, S. 199—200) erinnert an das „ausserordentlich wichtige, bei diesen Untersuchungen aber fast immer übersehene Prinzip der Rücksicht auf die Verständlichkeit. ... Daher rührt es, dass wir im Sprachleben so häufig sehen, dass Worte und Wortverbindungen, die als gleichgiltige Mitteilungen verwendet werden, ja kaum den Namen Mitteilungen verdienen, weit grösseren Kürzungen unterliegen, weit mehr abgeschliffen werden als andere Worte, sodass der Lautwandel derselben sich unter die Lautgesetze gar nicht bringen lässt. *Guten Morgen* wird auf diese Weise zu *gmoin*, *gmo*, *guten Abend* zu *nāmt*, frz. *s'il vous plaît* zu *splè*, ebenso oft Titel und Anredewörter, wie span. *vuestra merced* zu *Usted*, russ. *gosudar* 'mein Herr' sogar zu blossem *s*, das in höflicher Anrede fast jedem beliebigen Worte enklitisch angehängt werden kann.“

dem Deutschen, wenn er Französisch, dem Franzosen, wenn er Deutsch lernt. Völlig vermag sich, wenigstens der Erwachsene, der fremden Gliederung kaum zu bemächtigen. Zwar liegen die Dinge wesentlich anders als bei der Artikulationsbasis, da eine Kontrolle durch das Gehör leichter als bei dieser letzteren auch für den Lernenden selber möglich ist. Darum handelt es sich hier weniger um Substitution der eigenen Gliederung, als um eine Art Kompromiss. Je nach den Voraussetzungen wird schliesslich eine mehr oder weniger enge Annäherung an die fremde Gliederung erreicht werden. Dass dieser Fall im grössten Massstab bei der Spracherlernung durch ein fremdes Volk eintritt, liegt auf der Hand. Schon mehr als Ein Sprachforscher hat darauf hingewiesen. So sagt H. Paul:[1]) „Eine besondere Art der Assimilation besteht in der Übertragung der einheimischen Accentuationsweise auf die fremden Wörter." Und Meyer-Lübke[2]) bemerkt: „Die Rückwirkung der fremden Idiome äussert sich in (unbewusstem) Ersatz eines nicht gekannten Lautes durch den ihm am nächsten stehenden: *ü* = *u* (Lautsubstitution) oder im Accent. ... Der französische Vokalismus und zum Teil die Behandlung der Konsonanten beruht auf der starken Hervorhebung der betonten Silbe." Wie bei Kategorie I ist auch hier den Frauen ein Hauptanteil zuzuschreiben: „Das stabile Element bilden die Frauen. ... Kinder von Kolonen und Soldaten, mit fremden Weibern erzeugt, sprachen naturgemäss die Sprache der Mutter, lateinisch mit fremdem Accent. Auf solche Weise erklärt sich die Einheit des Vulgärlateins in der Formenlehre und im Lexikon neben der durch fremde Idiome eingetretenen Alterierung des vulgärlateinischen Lautsystems." Ferner Schuchardt:[3]) „In der Accentlage stimmt das Französische wie mit dem Lateinischen so mit den übrigen romanischen Sprachen in solchem Grade überein, dass hier jeder keltische Einfluss undenkbar ist." Aber „die alten Auslautsgesetze des Keltischen, welche im Einzelnen allerdings nicht mit denen des Französischen u. s. w. übereinstimmen, deuten auf einen gleich kräftigen Hauptaccent hin, den wir daher auch im Gallischen voraussetzen dürfen."

---

[1]) Prinzipien [3], S. 371.

[2]) Gröbers Grundriss I, S. 359. 353.

[3]) Gröbers Zeitschrift 1880, S. 140—142.

Soviel steht ausser Zweifel, dass, wenn wir im Lauf einer Sprachgeschichte plötzliche Umwälzungen der Gliederung antreffen, diese ethnologisch zu erklären und mit den Substitutionen der Artikulationsbasis in Parallele zu setzen sind, wobei sich mehr als Eine lehrreiche Übereinstimmung ergiebt. Der sogenannten „freien", d. h. an keine bestimmte Silbe des Paradigmas gebundenen Gliederung des Gemeinindogermanischen begegnen wir nur noch im Sanskrit und Griechischen. Dagegen finden wir im Keltischen und Germanischen, vielleicht auch im Altlateinischen,[1]) die Stammsilbe stets als Hauptsilbe. Und im klassischen Latein begegnet das sogenannte „Dreisilbengesetz", wonach das Schwergewicht nicht über die drittletzte Silbe hinaus verlegt werden kann.

An den romanischen Sprachen beobachten wir zwar keine solchen Umwälzungen, sondern finden überall die bisherige Hauptsilbe als solche bewahrt. Dabei ist aber eine merkwürdige Zweiteilung nicht zu übersehen: „die romanischen Sprachen können wir in zwei Klassen sondern, deren eine im Ganzen die daktylische Betonung beibehält, also den Nachtonvokal bewahrt, während die andere trochäische Betonung verlangt, also den Vokal tilgt."[2]) Ital. *uomini* und nfrz. *ǫm* (= *hommes*) veranschaulichen zur Genüge den grossen Unterschied. Wenn wir nun den grössten Teil Italiens, Osträtien und Rumänien auf der einen Seite, Gallien, einen Teil von Oberitalien, Westrätien und die Pyrenäenhalbinsel (letztere nur teilweise) auf der anderen Seite antreffen, so ist damit die eine Vermutung sehr nahe gelegt, dass die feste Stammsilbengliederung der Kelten hier entscheidend mitgewirkt hat. Eine völlige Umwälzung der Gliederung war im Imperium Romanum, trotz der Minderzahl der Kolonisten, ausgeschlossen, weil damit bald jedes Verständnis aufgehört hätte: hier übte, anders als in den Zeiten indo-

[1]) Vgl. Hirt (Indogermanischer Accent S. 12): „Es wird ziemlich allgemein angenommen, dass das Lateinische ursprünglich einen Accent auf der ersten Silbe der Worte gehabt hat, ehe es zum Dreisilbengesetz übergegangen ist. Wahrscheinlich ist aber dieser ältere Accent auch nach Einführung der besonderen lateinischen Betonung als Gegenton bewahrt geblieben; denn er wirkt in den romanischen Sprachen fort, indem diese die erste Silbe der lateinischen Wörter in der Regel erhalten, während sie die Mittelsilben vielfach schwinden lassen. Vgl. *mansionaticum* > *maisnage*."

[2]) Meyer-Lübke I, S. 262.

germanischer Wanderungen, das Gehör seine kontrollierende und erhaltende Kraft. Denn das Latein war im eigentlichen Sinne eine Kultursprache, und nur durch diesen Charakter drang es, ähnlich der griechischen *κοινή*, trotz der geringen Zahl der Kolonisatoren durch. Aber unrichtig wäre es darum doch, von unveränderter Bewahrung der lateinischen Gliederung zu reden. Die verschiedene accentuelle Entwickelung der romanischen Sprachen, insbesondere der keltoromanischen, beweist hier genug.

7. Neben diesen ethnologisch bedingten Veränderungen der accentuellen Gliederung und ihren notwendigen Folgen kommen jene durch eine unverändert bewahrte Gliederung bewirkten phonetischen Veränderungen wohl erst in zweiter Linie in Betracht. Nicht als ob von ihnen überhaupt abzusehen wäre: wie wir bereits betont haben, kann die accentuelle Gliederung an sich Ursache phonetischer Veränderungen werden. Was aber hier zur Verstärkung der Symbolsilben und zur Schwächung der minder wertvollen Silben führt, kann kaum zweifelhaft bleiben. Es ist das besonders im Affekt[1]) vorhandene Bemühen des Sprechenden, dem Hörer das Symbolisierte möglichst deutlich zu machen: darum die ungleiche Behandlung der Silben je nach ihrer Stellung in der Gliederung.[2]) Dieses Bestreben aber wird dann zur vollsten Geltung kommen können, wenn einmal, wie im Keltischen und Germanischen, die Stammsilbe zur festen

---

[1]) Vgl. dazu die Arbeiten von H. Schneegans.

[2]) Im letzten Grunde ist für die Verschiedenheit der Gliederungen das Volkstemperament als massgebender Faktor (neben der ganzen Art und Weise des Sprachbaues) verantwortlich zu machen. Ablehnen aber möchte ich die Annahme, als ob mit einer teilweisen Veränderung des Volkstemperaments eine solche der accentuellen Gliederung als unmittelbare Folge notwendig gegeben wäre. — Gehandelt haben über diese Frage u. a. Bremer, Phonetik S. 195; Gröber, Grundriss I, S. 235; Körting, Handbuch S. 157—159. Ausheben will ich hier zwei Stellen: Bremer (Phonetik S. 12): „Der Italiener hört dem Engländer an dem ganzen Eindruck, den seine Sprache macht, sein Phlegma an, wie dieser jenem dessen Lebhaftigkeit. Auch viele Differenzen deutscher Mundarten in ihrem ganzen Klangcharakter sind begründet in psychologischen Verschiedenheiten der Stämme: die leichtere Lebensauffassung des Rheinländers gegenüber der schwerfälligeren des Mecklenburgers spiegelt sich auch in ihrer Aussprache wieder.“ Ferner Kretschmer, Einleitung S. 122 (vgl. dazu Misteli, Typen des Sprachbaues S. 588 ff.): „Bei den Russen, welche trotz Kreuzung mit Finnen und Tataren weniger Dialekte besitzen als die Mehrzahl anderer europäischer Sprachen auf weit kleinerem Raum,

Hauptsilbe geworden ist: dann kann es sogar geschehen, dass, wie im Englischen und Deutschen, oft nur diese eine Silbe zurückbleibt.

Soviel über diese beiden Arten accentueller phonetischer Veränderungen. Welcher Anteil jeder von beiden im einzelnen Fall zuzuerkennen ist, diese schwierige Frage verlangt eine besondere Untersuchung.

8. Am Ende dieser Erörterungen angelangt, thun wir unsere Schlussfrage: werden phonetische Veränderungen, die durch accentuelle Gliederung bezw. deren Veränderung bedingt sind, von der Sprachgemeinschaft gleichzeitig vollzogen, oder haben wir kleine Zentren als Mittelpunkte von Ausstrahlungen anzunehmen? Und zweitens: sind hier Ausnahmen möglich, so dass ein Schwundsilbenvokal in 99 Fällen schwindet, in Einem aber bleibt? Antwort: durchdringen können alle diese Veränderungen nur, wenn sie von Anfang an zugleich generell und allgemein sind, d. h. von allen Gliedern der Sprachgemeinschaft gleichzeitig und am gesamten Sprachgut vollzogen werden. Damit aber ist aller accentuelle Lautwandel als lautgesetzlich erwiesen.

§ 10.

Angleichung von Nachbarlauten (Assimilation).

1. In § 1 und sonst haben wir wiederholt davon gehandelt, dass alles Sprechen eine sehr komplizierte, mannigfach wechselnde Reihenfolge verschiedenartiger Muskelbewegungen voraussetzt. So kann es uns nicht wundern, dass in sämtlichen bis jetzt beobachteten Sprachen der Erde Vorgänge festgestellt worden sind, welche eine Angleichung zwischen Nachbarlauten bedeuten.[1]) Es sind die sogenannten Assimilationen, die, wie wir sahen, in der Geschichte der Sprachwissenschaft eine grosse Rolle gespielt haben: denn mit ihnen haben Schleicher und Curtius ihre Theorie von der gleichmässigen „Zerstörung und

liegt dieser konservative Zug zweifellos im Blut. Der Mangel an Eigenart und schöpferischer Kraft, die Gleichförmigkeit und Monotonie der Lebensweise sind Eigenschaften des russischen Volkscharakters.“

[1]) Man hat dafür eine Menge weiterer Ausdrücke gebraucht: Innerer und äusserer Sandhi, kombinatorischer oder bedingter Lautwandel, Changement combinatif, Assimilation ordinaire, Angleichung u. a.

Verwitterung der Sprachen im Zeitalter ihrer geschichtlichen Ausbildung“ zu begründen gesucht. Und Whitneys Lehre von dem Streben nach Bequemlichkeit und Kraftersparnis scheint ebenfalls aus der Betrachtung der Angleichungen von Nachbarlauten geschöpft zu sein. Und noch neuerdings ist man geneigt, Prakrit und Neugriechisch, Romanisch und Englisch in Parallele zu setzen.

So sehr nun solche Untersuchungen allgemein phonetische Belehrung zu bieten im stande sind, so wenig werden sie der einzelnen Sprachgeschichte gerecht. Denn eine Prüfung jener Vorgänge zeigt uns, dass durchaus nicht überall dieselben auftreten. Vielmehr vollzieht jede Sprachgemeinschaft nur die ihr entsprechenden Angleichungen: genauer gesagt, diejenigen, welche erstens durch ihre gewohnte Artikulationsbasis und zweitens durch die bei ihr übliche Art der accentuellen Gliederung bedingt sind. Das erstere ist ohne weiteres klar, das letztere wird deutlich an einem Fall wie lat. *factum* > ital. *fatto*. Wer *factum* mit der mir gewohnten Silbentrennung *fa-ctum* (wie *a-tlas*) spricht, wird schwerlich zu einer Angleichung gelangen. Sobald man aber, wie sich aus dem heutigen ital. *fat-to* erweisen lässt, *facto* sprach, war damit eine Assimilation des *c* an *t* mit Notwendigkeit gegeben. Die Wichtigkeit insbesondere der Silbentrennung geht auch aus der verschiedenen Behandlung hervor, welche lat. *carum* > *chier* und entsprechend *canem* > *chien* erfahren haben, gegen *panem* > *pain*: hier hat die Angleichung innerhalb der Silbe vor derjenigen ausserhalb der Silbe naturgemäss den Vorrang gehabt.[1]) Statt der äusserlichen Einteilung in progressive und regressive Assimilation, woraus für die Sprachgeschichte nichts zu gewinnen ist, dürfte sich daher eine Zweiteilung „innerhalb und ausserhalb der Silbe“ mehr empfehlen.[2])

---

[1]) P. Passy (Changements S. 167) sagt: De fait, tout son, voyelle ou consonne, subit dans une certaine mesure l'influence des sons voisins. Das ist richtig nur mit der Einschränkung: innerhalb der Silbe (*pain*, aber *chien*).

[2]) Die Rücksicht auf den Raum zwingt in dieser und allen folgenden Kategorieen zur Kürze. Ich muss es mir daher versagen, weitere Beispiele anzuführen, verweise aber noch auf Bremers Phonetik, wo eine Reihe Assimilationen phonetisch klar gemacht werden (S. 61, Anm. 1; S. 62, Anm. 2; S. 65, Anm. 1; S. 75 Anm.). — Eine reiche Beispielsammlung von Palatalisierungen und Labialisierungen, den beiden Hauptgruppen, giebt Brugmann, Grundriss II, S. 827—834. Siehe ferner Sievers, Phonetik[4] S. 252—253; S. 266—267.



2. Zu unserer zweiten Kategorie steht diese dritte im geraden Gegensatz: denn waren alle Wirkungen der Gliederung differenzierend, so ist das Wesen der Assimilation Gleichmachung. Und man kann nicht leugnen, dass das letztere Prinzip vorzugsweise in einfacheren Typen des menschlichen Sprechens überwiegt, das erstere nur in den flektierenden Sprachen in dem beobachteten starken Masse zu herrschen scheint.[1] Kommt, wie wir sahen, durch die Thatsache einer subordinierenden Gliederung das Symbolisierte zur Geltung, so ist diese Gleichmachung eine rein phonetische Erscheinung, die, wenn sehr ausgedehnt, den Zweck des Sprechens einzuschränken vermag.

3. Da nach dem Gesagten alle Assimilationen von Artikulationsbasis und Accent bedingt sind, so müssen ihrer besonders viele dann vollzogen werden, wenn diese beiden konstitutiven Faktoren selber verändert werden. Die zahllosen Angleichungen in den romanischen Sprachen erklären sich sicher zur grösseren Hälfte auf diesem Wege. Wir haben also auch diese dritte Kategorie, wenn nicht ausschliesslich, so doch vorzugsweise auf die Spracherlernung durch ein fremdes Volk zurückzuführen.

4. Wenn wir nun auch hier die Frage stellen, ob etwa ein kleines Centrum als Ausgangspunkt einer schrittweisen Ausbreitung anzunehmen sei, so wird diese Möglichkeit wieder durch das Wesen dieser Erscheinungen ausgeschlossen. Überall, wo Artikulationsbasis und Gliederung dieselben sind, also in der ganzen Sprachgemeinschaft gleichzeitig, wird eine solche Angleichung vollzogen. Und ebenso haben wir die Möglichkeit abzuweisen, dass bei einzelnen Worten eine Ausnahme gemacht worden sein könnte: Palatalisierungen und Labialisierungen sind unbestrittene Lautgesetze: an der Ausnahmslosigkeit z. B. des berühmten indischen Palatalgesetzes[2] hat noch niemand ernstlich gezweifelt.[3]

---

[1]) P. Passy (Changements S. 185) drückt seine richtige Beobachtung also aus: „Il semble que la plupart des langues, en se developpant, deviennent moins sensibles aux influences assimilatives."

[2]) Neben idg. *ĕ*, bevor es durch ind. *ă* ersetzt wurde, war benachbartes idg. *k* zu *ç* oder *š* palatalisiert worden: vgl. Bechtel, Hauptprobleme S. 4—5.

[3]) Befindet sich ein Vokal etwa zwischen zwei Labialen, dann kann eine Assimilation eintreten, die bei nur Einem nicht stattfindet, z. B. in Bormio

§ 11.

Angleichung eines Hauptsilbenvokals an den Vokal der folgenden Silbe. (Umlaut und Brechung.)

1. Ausser der Angleichung von Nachbarlauten begegnet in indogermanischen Sprachen eine Angleichung des Hauptsilbenvokals, bezw. Nebensilbenvokals, an den Vokal der folgenden Schwachsilbe. Und zwar handelt es sich um Erscheinungen von zweierlei Art: Umlaut und Brechung heissen sie seit Jacob Grimm in den germanischen Sprachen, wo man beides zuerst beobachtet hat.

Beim Umlaut[1]) liegt in der Regel eine Palatalisierung oder Labialisierung des Hauptsilbenvokals (oder Nebensilbenvokals) wegen eines nachfolgenden Schwachsilbenvokals *i* oder *u* vor: z. B. *tal* Zahl — *tœlia* zählen, *sunr* Sohn — *synir* Söhne, *sjúkr* krank — *sýki* Krankheit; *kalla* rufen — *kallum* > *kǫllum* wir rufen, *saga* Geschichtserzählung — *sǫgur* > *søgur* nom. plur.[2]) Im Deutschen ist nur *i*-Umlaut vorhanden und wahrscheinlich schon in ahd. Zeit eingetreten, aber in der Schrift, mit Ausnahme des *a* > *e*, erst in mhd. Zeit bezeichnet worden.[3])

Dagegen ist im Deutschen und Nordgermanischen die sogenannte „Brechung" schon in vorahd. Zeit eingetreten: Germ. *u* wurde vor *a*, *e*, *o* der folgenden Schwachsilbe zu *o*, und germ. *ë* wurde vor folgendem *i*, *u* zu *i*. Z. B. **wulfaz* > *wolf*; *wullîn* — *wolla*; *guldîn* — *gold*; ahd. *nëman* nehmen — *nimis, nimit* 2. 3. sg. praes. ind.; *bërg* — *gebirgi*; *ërda* — *irdîn*.[4])

Ähnliche „Vokalverwandtschaft", wie Meyer-Lübke es einmal nicht unzutreffend nennt, ist besonders auf italienischem Boden zu beobachten, ebenso im Portugiesischen und Rumänischen. Im Süditalischen finden wir *ę*, *ǫ* vor *a*, *e*, *o*, dagegen *i*, *u* vor

---

fame > *fom*, in Verona *femina* > *fomna* (Meyer-Lübke, Italienische Grammatik S. 49). Schuchardt (Lautgesetze S. 20) sucht das portugiesische, ganz singuläre *fome* Hunger < *fames* als Argument gegen die Lautgesetze zu verwenden, weil *fava* und *mama* diese Substitution nicht zeigen. Aber in diesen letzteren Fällen liegt nicht dieselbe Lautgruppe *fam* vor.

[1]) Beispielsammlung siehe Brugmann, Grundriss II, S. 834—840.

[2]) Vgl. A. Noreen, Altisländische Grammatik[2] S. 40—57 (besonders eingehende Behandlung).

[3]) Vgl. Braune, Althochdeutsche Grammatik[2] S. 41.

[4]) Braune, Althochdeutsche Grammatik[2] S. 18—22. 41—42.

i, u.[1]) Z. B. *seręna — serinę* (*ę* < *u*), *-osa, -usę, noče — nuči, fiǫre — fiuri, -tore, -turi* u. s. w. In fast ganz Oberitalien wird *ę, ǫ* vor ausl. *i* durch *i, u* ersetzt.[2]) Bonvesin flektiert *desco — dischi, pesce — pisci, povereto — poveriti, molto — multi.*[3]) Im Portugiesischen wird vor *u/o* der Endung stets geschlossener, vor *e* und *a* offener Vokal gesprochen.[4]) Besonders bemerkenswert erscheint hier das Logudoresische auf Sardinien. Schuchardt[5]) hat darauf hingewiesen, dass „wir hier fast die Umkehrung der finnischen Vokalharmonie haben: der letzte Vokal eines Wortes bestimmt nicht selten alle übrigen, z. B.: *fǫgǫnę, cǫęttę*, dagegen *vęlęnu.*"

2. Die Frage nach den Ursachen dieser Erscheinungen wage ich bei einem so schwierigen und mir nicht genügend vertrauten Problem kaum zu stellen, geschweige denn zu beantworten, obschon ein Erklärungsgrund, den wir sonst schon angewendet haben, hier nicht fern zu liegen scheint.

3. Dagegen kann über die Schlussfragen, die allein für unseren Zweck von Bedeutung sind, kein Zweifel bestehen. Weder ist es denkbar, dass etwa ein kleiner Kreis zuerst auf diese höchst seltsamen Neuerungen verfiel und sie den Übrigen mitteilte, noch ist es möglich, dass einzelne Worte diesen Veränderungen entzogen wurden. Das hat mit gewohnter Klarheit und Schärfe Ascoli[6]) ausgesprochen in den Sätzen: „Wir haben eine Gruppe von italienischen Dialekten, in welchen lateinisches *ŏ́*, gemäss der allgemeinen Regel für die Vertretung dieses Lautes, durch *ǫ* wiedergegeben wird, aber nur unter der Bedingung, dass der unbetonte Vokal, auf welchen das Wort ausgeht, *a* oder *e* ist; ist dieser Vokal dagegen ein *ę* (= *-u*) oder *i*, so wird dasselbe zu *ǫ*; daher z. B. *bǫnę* < *bonus, bǫna*; *bǫni, bǫne.* ... Dass die Wirkung dieser Art von Feinfühligkeit irgend eine beliebige Einschränkung zuliesse, erscheint nun aber gänzlich ausgeschlossen: entweder wird der Antrieb gespürt, oder nicht; der Gedanke an die Möglichkeit einer Ausnahme

---

[1]) Meyer-Lübke, Italienische Grammatik S. 24.
[2]) Meyer-Lübke, Italienische Grammatik S. 45.
[3]) Ferneres Meyer-Lübke a. a. O. S. 30.
[4]) Cornu, Portugiesische Grammatik, Grundriss I, S. 732. 731.
[5]) Gröbers Zeitschrift IV, S. 121.
[6]) Briefe S. 175.

würde einen Widerspruch in sich selbst bedeuten." Mit Lautgesetzen haben wir es hier so gut wie in den Kategorien I—III zu thun.

§ 12.
Vokalinfigierung (Epenthese).

1. Die Vokalinfigierung (infectio, Epenthese) teilt mit der soeben besprochenen Kategorie die Eigenschaft, dass es sich auch hier im wesentlichen um nachstehendes *i* und *u* handelt. Aber der Vorgang selber ist durchaus verschieden.[1] Besitzt bei dem Umlaut eine Schwachsilbe Schwergewicht genug, um sich den Hauptsilbenvokal in der Klangfarbe anzugleichen, so wird bei der Vokalinfigierung umgekehrt die Schwundsilbe völlig aufgegeben und die Hauptsilbe durch ihren Vokal verstärkt. Erkannten wir dort die unleugbaren Spuren einer mehr koordinierenden Gliederung, so finden wir hier Zeugnisse einer dritten Art von accentueller Gliederung. Wie die zuletzt betrachtete Kategorie, ist, wie es scheint, auch diese in den indogermanischen Sprachen nach Art und Zeit beschränkt, seltener noch als die erste, und besonders im Keltischen und Keltoromanischen häufig. Brugmann[2]) bemerkt darüber: „Im Griechischen ist *i*-Epenthese häufig, wenn der Vokal der ersten Silbe kurz war, z. B. allgemeingriechisch in *φαίνω, σκαίρω, μοῖρα, κλαίω*." Dagegen:[3]) „Für *i*-Epenthese im Germanischen giebt es kein irgend zuverlässiges Beispiel."

Da die Vokalinfigierung dem Wesen indogermanischer Gliederung zu widerstreiten scheint und die Erfahrung dem Phonetiker heute nichts ähnliches an die Hand giebt, hat man sich oft bemüht, diese Erscheinungen mit den in indogermanischen Sprachen gewohnten Phänomenen auf eine Stufe zu bringen.[4]) Man hat den dazwischenstehenden Konsonanten eine Vermittlerrolle zuschreiben wollen, indem man ihre Palatalisierung, beziehungsweise Labialisierung voraussetzte. Aber dagegen spricht, dass in der That diese Konsonanten oft

---

1) Vgl. Förster, Gröbers Zeitschrift III, S. 482 ff.
2) Grundriss [2] II, S. 833.
3) Grundriss [2] II, S. 834.
4) Siehe Sievers, Phonetik [4] S. 257 und 270.

unverändert bleiben. Wie aber sollten sie Palatalisierung oder Labialisierung erst erfahren, dann aber wieder verloren haben? Mir scheinen diese Schwierigkeiten nur dadurch lösbar, dass man hier ein von der indogermanischen Gliederung völlig abweichendes System, dessen Existenz in anderen Sprachtypen hinlänglich bezeugt ist, als bestehend annimmt. So möchte ich gegenüber jüngeren Erklärungsversuchen zu der Annahme Ascoli's zurückkehren, welcher anerkennt, dass diese *i* und *u* der Schwundsilben weder nur graphisch noch durch eine vorausgehende Alterierung der Zwischenkonsonanten, sondern durch thatsächliche Vorausnahme in die Hauptsilben gelangt seien. Er sagt:[1] „Ich halte es für meine Pflicht, ... bei der einfachen Erklärung zu bleiben, dass gleichwie bei nachtonigem Hiatus die Antizipierung des ersten Hiatusvokals auf manchen Gebieten leicht vorkommt (z. B. span. *víuda* aus *vidua* oder portug. *ráiva* aus **rabia* . . .) ebenso anderwärts und ganz besonders auf keltischem und infolge davon auf galloromanischem Gebiete ein einfacher auslautender Vokal in bestimmten Fällen attrahiert oder antizipiert wird. In einem piemontesisch-ligurischen Plural z. B. wie *boin* < *boni*, ist nicht etwa ein *i* 'beigepinselt' ... sondern es handelt sich um die deutliche Aussprache *bó-i-n*."

So erklären sich im Französischen eine Anzahl Wörter, die ganz vereinzelt stehen. In erster Linie sind zu nennen die vielbesprochenen *fǫcum*, *jǫcum*, *lǫcum*: *fǫcu*(*m*) wurde, nach Ascoli,[2]) durch *fǫuc* > *fueu* > *feu* ersetzt, ähnlich *jǫcu*(*m*) > *jǫuc* > *jueu* > *jeu*. Er bemerkt über diesen Fall:[3] „Die grammatikalische Gleichung gallorom. *foug* aus *fogō* = ir. *biuc* (*pauco*) aus *becū*, hat meiner Überzeugung nach einen so hohen Grad von Evidenz für sich, wie man ihn einstweilen bei solchen Beweisführungen nicht höher erwarten kann, der aber doch zugleich ihre Berechtigung vollkommen verbürgt." Ebenso erklären sich nach Ascolis These *clavu*(*m*) > *clauv* > *clǫu*, und *Andecavu*(*m*) > *Anjǫu*, *Pictavu*(*m*) > *Peitǫu*; *fagu*(*m*) > *fou*[4] (venez. *fauc*, prov. *fau*). Ebenso *Graecu*(*m*) > *Gręuc* > *Grieu*; *caecu*(*m*) > *cęuc* > *cieu*; *paucum* > *pǫuc* > *pǫu* > *peu*, *tegula*

---

[1]) Briefe, S. X Anm.
[2]) Briefe S. 206 ff.; G. Paris, Romania VIII, S. 135.
[3]) Briefe S. XIII.
[4]) Suchier, Altfranzösische Grammatik S. 31.

> _teugla_ > _tuile._ Im Provenzalischen ist die Erscheinung noch häufiger: _estauc_ < _*stago_ lässt sich nur auf diesem Wege verstehen; _digo_ > _diug_, _diuc_; _*fago_ > _fauc_, _castigo_ > _castiuc_; _*vago_ > _vauc_ > _vau_; _amicum_ > _amiuc_ > _amiu._ Nur so begreift man _nidus_ > _niuð_ > afrz. _nif_; _mọdus_ > _mœuf_; _abletum_ > _bleif_; _*sĭtum_ (_sitem_) > _seuð_ > _seif_ > _soif_; _sĕbum_ > _suif_ > _sui_; _lụpum_ > _lọup_ > _lou._ Ferner in rätoromanischen Mundarten: _pratu(m)_ > _praut_ > _prau_; _gratu(m)_ > _graut_ > _grau_; _portatu(m)_ > _portaud_ > _portau_; ausserdem _crudum_ > _cruuð_, _crieu_, _crif_; _feudum_ > _*fẹuuð_ > _fief_: _nọdum_ > surselv. _nuf_ u. s. w. Ebenso portug.[1]) _vacua_ > _vouga_; _ẹqua_ > _ẹuga_; _capui_ > _coube_; _sapui_ > _soube_; _habui_ > _houve_; _traxui_ > _trousse._

Beispiele für die weniger in die Augen fallende _i_-Epenthese findet man in den altfranzösischen, altprovenzalischen, rätoromanischen und portugiesischen Grammatiken in Menge. Ich erinnere nur an die bekannten frz. _feci_ > _fis_, _presi_ > _pris_, _quaesi_ > _quis_; _totti_ > _tuit_, wo der Fall besonders deutlich ist, _pụteus_ > _puiz_ u. a. m.[2]) Das meiste, was Förster in seinem Aufsatz über Vokalsteigerung beigebracht hat, gehört hierher. Zu beachten ist und für Ascolis These spricht, dass schwere Konsonantengruppen nicht hindern: _cụpreum_ > _cuivre_; _ẹbrium_ > _ivre_; _ọstium_ > _uis_; portug.[3]) _áperio_ > _aibro_; _ca̋mbiáre_ > _caimbar_ u. a. m.

2. Wie bei der vorigen Kategorie wird ein Urteil über Ursache und Herkunft der Vokaleinfügung besser den vergleichenden Sprachforschern vorbehalten bleiben. Dass aber diese Vorgänge ethnologisch begründet sind, steht nach der Art ihrer Verbreitung ausser Zweifel.

3. Damit ist auch hier die Antwort auf die erste Frage, ob individueller oder genereller Ausgangspunkt anzunehmen sei, im zweiten Sinne gegeben. Dagegen finden wir diese Erscheinungen nicht immer auf den gesamten Wort- und Formenschatz ausgedehnt, sondern oft nur auf wenige, besonders gebräuchliche Nomina und Verbalformen. Während diese eigentümliche Art der Gliederung z. B. im Irischen, wenn ich mich nicht täusche, allgemein durchgedrungen, also regelmässig geworden ist, begegnet sie in den betreffenden romanischen

---

[1]) Cornu S. 749.
[2]) Suchier, Altfranzösische Grammatik S. 34.
[3]) Cornu, Gröbers Grundriss I, S. 747.

Sprachen nur als Rudiment. Dies ist wohl vor allem dem Umstand zuzuschreiben, dass durch die Infigierung die lateinischen Worte sehr wesentlich verändert und fast unkenntlich wurden. Das Lateinische aber war, worauf wir schon die Bewahrung der lateinischen Gliederung zurückzuführen versuchten, im eigentlichen Sinn Kultursprache und Kulturmittel, ganz anders als etwa das Indogermanische der Kelten auf den Inseln. So wurde nur in den zuerst aufgenommenen lateinischen Worten die einheimische Gliederung substituiert, später aber, als völlige Romanisierung stattfand, behielt man auch auf keltoromanischem Gebiete die lateinische Gliederung möglichst unverändert bei und liess die Vokale der Schwundsilben einfach fallen. Das hatte schon Curtius im Sinne, als er schrieb:[1]) „Ich halte die Epenthese oder den Vorklang für einen in einer frühen Sprachperiode versuchten, später aufgegebenen sprachlichen Vorgang."

§ 13.
Metathese.

1. Auch die Metathese[2]) und die zunächst folgenden Kategorieen umfassen phonetische Änderungen, welche die Gliederung betreffen. Die Laute *r*, *l* und *x* sind es vorzugsweise, welche die Sprechenden zu einer andern Gliederung des zu reproduzierenden Wortes veranlassen; sei es, dass es sich, wie bei *x*, nur um eine andere Reihenfolge zweier Nachbarlaute, oder aber um teilweise Vertauschung der Silben handelt. So werden *fixe*, *taxe*, *sexe* im heutigen Paris grossenteils durch *fisque*, *tasque*, *sesque* ersetzt.[3]) Ferner *formaticum* > *fromage*; ital. *glorioso* > *grolioso*; ital. *Clorinda* > *Grolinda*; ital. *dentro* > *drento*; ital. *comperare* > *crompar*; frz. *temperare* > *tremper*; deutsch *bronn* — *born*, *hros* — *hors* u. a. m. Man pflegt heute, nach äusseren Gesichtspunkten, drei Gruppen von Metathese zu unterscheiden: progressive, regressive und reziproke. Doch

[1]) Zur Kritik der neuesten Sprachforschung, Leipzig 1885, S. 31. (Anlässlich von Försters Umlautsaufsatz.)

[2]) Beispiele aus dem Romanischen in reicher Zahl bei D. Behrens, „Reciproke Metathese im Romanischen"; aus dem Neufranzösischen bei Nyrop S. 386—388; aus dem Indogermanischen überhaupt bei Brugmann II, S. 863 bis 875.

[3]) Nyrop S. 388.

würde es sich vielleicht empfehlen, eine Einteilung nach den verschiedenen Resultaten, die sich dabei für die Silbentrennung ergeben, zu versuchen.

Der Grund des Vorgangs ist stets, dass dem Sprechenden die Reihenfolge der Laute und die Silbentrennung ungewohnt sind und daher Mühe machen. Ohne es zu bemerken, vollzieht er dann eine Umstellung. Das hat Brugmann[1]) klar gesehen, wenn er bemerkt: „Der Lautversetzung liegt oft die Tendenz zu Grunde, eine leichtere Gruppierung der Laute herbeizuführen, d. h. solche Verbindungen herzustellen, die den Sprechwerkzeugen geläufiger sind.“ Diese Erklärung ist gewiss richtig,[2]) nur dass wir das Wort „Tendenz“ nicht als „Absicht“ missverstehen dürfen. Und genauer wäre es, zu sagen: „solche Verbindungen, die der betreffenden Sprachgemeinschaft geläufiger sind.“

2. Unter welchen Bedingungen, so müssen wir auch hier fragen, stellen sich Metathesen vorzugsweise ein? Etwa innerhalb einer Sprachgemeinschaft, die ungestört ihren Wortschatz von Generation zu Generation überliefert? Hier werden sie nur in geringem Masse eintreten, da der Begriff der Schwierigkeit und Unbequemlichkeit für die Einheimischen nicht existiert. Es ist Aufgabe der lernenden Kinder, sich der üblichen Gliederung in allem zu bemächtigen, und der Erwachsenen, die jüngere Generation zu kontrollieren. Auch findet man z. B. im Portugiesischen eine besonders grosse Menge von Metathesen. Sollte den dortigen Kindern die Einübung der lateinischen Lautfolgen mehr Mühe gekostet haben als den andern? Nicht den Kindern, sondern den Erwachsenen. Diesen wurden, da ihre gewohnte

---

[1]) Grundriss I, S. 864. Hier wird folgende Scheidung versucht: 1. Umstellung unmittelbar sich berührender Laute; 2. Versetzung nicht unmittelbar sich berührender Laute.

[2]) P. Passy (Changements S. 211—212) will die Metathese teilweise aus den Sprosssilben erklären: „À la suite de ces renforcements ou insertions, il peut très bien y avoir métathèse apparente, si la voyelle qui a déterminé la nuance de la voyelle anaptyctique vient à disparaître. Dans le français *fromage* pour *formage*, dans le dialectal *fromi* pour *fourmi*, dans l'anglais *bright* de *beorht*, *bird* de *bridd*, *third* de *thridd*, *burn* de *brennan*, dans les très nombreux mots hollandais comme *bernen*, *bersten*, *versch*, *derde*, *borst*, *dorschen* il n'y a pas véritable métathèse: il y a influence de la voyelle sur le *r*, développement de voyelle anaptyctique et chute de la voyelle primitive.“ Wir werden besser beide Kategorieen als selbständig ansehen.

Gliederung von der lateinischen offenbar stark abwich (wie wir aus dem Stand ihrer Sprache sehen), die neu zu lernenden Lautfolgen besonders schwierig. So entstanden gerade bei ihnen so viele Metathesen, wodurch das lateinische Sprachgut oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde. Das waren aber nicht etwa individuelle „Sprechfehler“, die gewiss nicht bewahrt geblieben wären (so wenig wie etwa die Fälle in Meringers und Meyers Sammlung[1]) zu phonetischen Veränderungen führen können), sondern Überreste der Gliederung der eigenen Sprache, welche nicht vermieden werden konnten. In § 9 haben wir davon gehandelt, dass zwar die Verteilung der Haupt-, Neben-, Schwach- und Schwundsilben, auf welcher die lateinische Gliederung beruhte, im Ganzen angenommen worden war. Aber in der Vokalinfigierung haben wir mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ein Rudiment vorlateinischer Gliederungen kennen gelernt. Mit dieser also gehört die Metathese, soweit sie ethnologisch zu erklären ist, auf Eine Stufe.

3. Wir kommen damit zu unserer Endfrage. Ihre erste Hälfte ist bereits durch die Thatsache beantwortet, dass diese Änderungen der Lautfolge durchgedrungen sind. Wären dieselben etwa nur von einzelnen Individuen ausgegangen, so wären

---

1) Während die oben besprochenen Beispiele im Grunde auf der Substitution einer fremdsprachlichen Gliederung beruhen, deshalb generell sind und durchdringen, eventuell regelmässig auftreten, erklären sich die von Meringer und Meyer in ihrem dankenswerten Buche „Über Versprechen und Verlesen“ (S. 14—18) gesammelten Fälle aus Substituierung einer fester assoziierten Lautfolge statt der weniger gewohnten, haben also rein individuellen Charakter und tragen darum besser allein den Namen „Sprechfehler“. Man vergleiche einige der hierhergehörigen Proben (zu beachten ist dabei, dass sich unter den Versuchsobjekten viele Slaven befanden, so dass auch hier die ethnologische Erklärung teilweise anzuwenden sein wird). a) Umstellung von Einzellauten: hes*t*i*r*isch; P*i*prikaschn*a*tzl; Wer wagt es, R*a*ttersmann oder Kn*i*pp? N*o*m*a*t; He*n*e*l*a; Tiroler > Tilorer; Karamad; Pa*l*a*r*ytiker; *G*e*b*abung; *S*umer*h*ose; Hat der alte Hexenmeister sich doch einmal fort*ge**b*eben; Re*nu**m*eration; Ko*n*o*l*ial; Unterhau*t*misglied; und (S. 82) Xenien > Skenien; Sklave > Gšlaf; Ernte > Rente. b) Umstellung von Silbenteilen: Reidfl*in*sch; Binden Sie sich einen K*na*ten in die *Na*se; *Tap*s und *Schnab*ak; Über *Wa*nd und *La*sser; *Gr*iebes*la*m; O du sau*gr*amer; *Schni*prika*pa*tzl; Ei*scheisswei*bchen; Postku*stk*a*tsch*en; Stei*n*bei*ss*; S*tuta*ten; Alaba*st*erbi*ch*se > Alaba*ch*serbi*ste*. c) Umstellung von Silben: Verbrechergehirne > *Ge*brecher*ver*hirne; musik*atorisch*-deklamat*alisch*; So leicht wie man in *Wohn Wien*ungen kriegt; Parti*pici*alsatz; Einen *Zuck Hut*er; Ich ver*ganz gass*.

es eben blosse „Sprechfehler“ geblieben. Weil sie aber durch die gewohnte Gliederung der Sprechenden bedingt waren, hatten sie von Beginn an generellen Charakter und blieben so bewahrt. Haben wir es aber auch hier mit „Lautgesetzen“ zu thun? Dies ist, wie man leicht erkennt, hier eine Frage für sich. Stellen wir zunächst eine Anzahl sachkundiger Urteile zusammen. Wie die Thatsachen, sind hier auch die Ansichten geteilt. Die einen Gelehrten zweifeln nicht an der Ausnahmslosigkeit, die andern nehmen diese und ähnliche Erscheinungen von den Lautgesetzen ausdrücklich aus.

Behrens[1]) bemerkt über die „Umstellung zwei[er] unmittelbar auf einander folgender Konsonanten“: „Soviel lässt sich schon jetzt übersehen, dass die Mehrzahl der einschlägigen Übergänge mit lautgesetzlicher Regelmässigkeit sich vollziehen.“ Ähnlich sagt Behaghel:[2]) „Es ist mir zweifelhaft, ob man bei diesen Fällen von Assimilation, Dissimilation, Umspringen von Lauten, wirklich genötigt ist, die Einheit des Gesetzes preiszugeben. Es kommt nämlich da, wo es sich um Einwirkung eines Lautes auf einen frühern oder spätern handelt, ein Umstand in Betracht, den man in der Regel ausser acht lässt: nämlich dass das Tempo der Rede ein ausserordentlich verschiedenes ist. Je langsamer die Rede, desto geringer jene Einwirkungen und umgekehrt: es könnten also z. B. in den Wörtern, wo Dissimilation vorliegt, die Formen der grösseren Geschwindigkeit vorliegen, die bei der Ausgleichung den Sieg über die Formen der geringeren Geschwindigkeit davongetragen haben.“ Endlich erst vor kurzem Brugmann:[3]) „Dass diejenigen Arten des 'springenden Lautwandels', die wir Lautversetzung (Metathesis), Haplologie, Fernassimilation und Ferndissimilation nennen, von dem 'gesetzlichen' Wandel prinzipiell auszuschliessen seien, glaube ich nicht. Man hat nur zuzugeben, dass bei der zum Teil recht eigenartigen Beschaffenheit der Einzelfälle Gesetze hier besonders schwer zu formulieren sind. Es ist nur ein Gradunterschied.... Metathesen u. dergl. stellen sich um so leichter ein, je schneller das Tempo ist, und es giebt genug Fälle, wo augenscheinlich grössere Sprachgeschwindigkeit unter

[1]) Reziproke Metathese S. 14.
[2]) Litteraturblatt 1886, Sp. 443.
[3]) Grundriss[2] I, S. 69—70.

die speciellen Bedingungen für das Zustandekommen der Neuerung aufzunehmen ist.“

Dagegen schrieb schon 1878 Osthoff:[1]) „Wir reden hier natürlich immer nur vom mechanischen Lautwandel, nicht von gewissen Dissimilationserscheinungen und Lautversetzungen (Metathesen), die in der Eigenart der Wörter, in welchen sie auftreten, ihre Begründung haben.“ Ferner Sievers:[2]) „Ein Lautwechsel kann auf verschiedene Art zu stande kommen, durch allmähliche Verschiebung der Aussprache oder durch einen plötzlichen Sprung in der Artikulation. . . . Deutliche Beispiele des springenden Lautwechsels sind die Metathesen. Auch ein Teil der Assimilationen und Dissimilationen gehört hierher. ... Solche Fälle lassen sich kaum anders erklären als durch die Annahme wiederholter schliesslich mehr oder weniger allgemein recipierter Versprechungen. . . . Wenn manche Veränderungen dieser Art mit grosser Regelmässigkeit auftreten, so liegt das daran, dass gewisse Versprechungen sehr nahe liegen und sich deshalb auch ohne oder geradezu gegen unseren Willen häufig einstellen. Und Paul[3]) sagt darüber: „Es giebt nun auch noch andere lautliche Veränderungen . . . die man von dem bisher geschilderten Lautwandel im engeren Sinne zu scheiden hat. . . . Es handelt sich hierbei nicht um eine Veränderung der Elemente, aus denen sich die Rede zusammensetzt, durch Unterschiebung, sondern um eine Vertauschung dieser Elemente in bestimmten einzelnen Fällen.“

Vergleichen wir zunächst nur die Metathesen mit den Lautgesetzen (Kategorieen I—IV), so zeigt sich uns sofort die Wesensverschiedenheit. Sie sind weder an sich bedingt durch die Artikulationsbasis noch durch eine ausnahmslos geltende accentuelle Gliederung, sondern wir haben hier Reste einer neben der herrschenden bemerkbar werdenden älteren Gliederung vor uns, oder Versuche, eine seltenere Lautfolge durch eine häufigere zu ersetzen (*fixe* < *fisque*). Dass hier von „Lautgesetzen“ nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand, wohl aber können wir erwarten, eine gewisse Regelmässigkeit,

---

[1]) Morphologische Untersuchungen I, S. XIV Anm.
[2]) Phonetik[4] S. 245 ff.
[3]) Prinzipien[3] S. 59.

vielleicht einmal auch Ausnahmslosigkeit, anzutreffen. Ausnahmslos können diese Kategorieen sein, aber sie müssen es nicht. Und dies ist, wie man weiss, die Sachlage insbesondere in den romanischen Sprachen.

§ 14.

Sprosssilben.

1. Eine siebente Kategorie bilden die Sprosssilben, wie[1]) in frz. *ha̋náp* < ahd. *hnap*; *ca̋níf* < niederl. *knîf*; frz. *ca̋nápsa* < deutsch *knappsack*; frz. *se̋póule* < deutsch *spule*; frz. *la̋nsquenét* < *Landsknecht*; *cra̋ncelín* < *kranzlîn*; *bőulevárd* < *Bollwerk*; *bőuledógue* < engl. *bulldog*. Besonders häufig im Portugisischen:[2]) *spéctra* > *expéctara* (Inschr. 8. Jh.); *prendére* > *pe̋rendér*; *bráça* > *ba̋ráça*; *frívolo* > *fi̋rívolo*; *medroso* > *me̋doróso*; *ermida* > *e̋rimída*. Ferner gemeinhochdeutsch:[3]) *forhta* > *fórahta*; *durh* > *dúrah, dúruh*; *fëlhan* > *fë́lahan*; *farwa* > *fárawa*; *zëswa* > *zésawa*. Nur Oberd. *werh* > *wérah*; *éribo*; *wúrum*; *wáram*; *dúruft*; *cháral*.

Aus diesen Beispielen, die ich mit Bezeichnungen der Haupt- und Nebensilben versehen habe, ist die Eigenart dieser Veränderungen klar geworden. Eine Haupt- oder Nebensilbe wird gewissermassen in zwei neue Silben zerlegt, weil die zu Grunde liegende Gliederung dem Sprechenden aus irgend einem Grunde ungewohnt ist. So wird also thatsächlich eine neue Silbe eingeschoben, die sich im Vokal nach der Hauptsilbe richten kann, aber nicht muss.[4]) Diese neue Silbe kann Nebensilbe (*canif*) oder Schwachsilbe sein. Jedenfalls aber handelt es sich um das Hinzutreten einer weiteren Silbe, nicht eines Lautes, wie man meist zu sagen pflegt, weshalb ich statt der älteren, missverständlichen Bezeichnungen[5]) den Ausdruck „Sprosssilben" vorgeschlagen habe. So hat diese Art Vorgänge mit dem sogenannten Konsonanteneinschub in Hauptsilben (siehe oben § 9 A)

---

1) Nyrop S. 370.

2) Cornu, Gröbers Grundriss I, S. 777.

3) Braune, Althochdeutsche Grammatik[2] S. 54—55.

4) Braune, Althochdeutsche Grammatik[2] S. 54: „Der Wechsel der eingeschobenen Vokale je nach den Nachbarvokalen tritt in der Verbalflexion deutlich hervor."

5) Indisch Svarabhakti (= Selbstbrechung), griech. Anaptyxe (= Entfaltung), Vokalverdopplung beruhen alle auf dieser unrichtigen Vorstellung.

nicht das geringste zu thun. Vielmehr ist diese Kategorie ein zweifelloses Analogon zu den Metathesen und aus derselben Ursache entstanden.

Von weit grösserer Wichtigkeit als für das Wortinnere sind diese Erscheinungen für die sogenannte Satzphonetik.[1]) In den romanischen Sprachen wurde von Beginn an vor *s impurum* nach konsonantisch schliessendem Wort eine Silbe eingeschoben, meist ein *i* oder *e*. So entstanden zunächst Doppelformen: in afrz. Denkmälern ist dieser Zustand noch zu beobachten: *la spouse, ma spee, li spiriz, une steille*;[2]) aber *vos estez, en estant*. Im Italienischen hat sich der Unterschied bis heute erhalten, aber wegen des durchgehenden vokalischen Auslauts (*spem* > *speme*) begegnet dieses eingeschobene *i/e* nur höchst selten: *con istudio*. Auch bei germanischen Worten findet sie sich, z. B. *isnel*. Diese Prosthese, wie sie schon von griechischen Grammatikern genannt worden ist, findet sich ausser bei *s impurum* besonders bei *r*-. So im Gaskognischen:[3]) *ramum* > *ărrám, rivum* > *ărríu*. Ferner im Portugiesischen:[4]) *arroubar, arremedar, arrependerse*; ferner im Spanischen und teilweise im Katalanischen; auch im Makedorumänischen,[5]) das daher seine Namensform (*arămân* < *romanus*) führt.

Ahnliches erscheint auch im Auslaut vor anlautender Konsonanz. Ital. *speme* haben wir schon erwähnt. Ferner portug.[6]) *papęli, vili, sǫli, amavęli* u. s. w. Der Franzose fügt heute noch jedem Fremdwort, das mit Konsonantengruppe schliesst, eine Silbe mit *e* an: z. B. *Ulm*(*e*); und auch in seiner eigenen Sprache fügt er, wie die Volkslieder zeigen, dasselbe an: *Dors-tu, cœur*(*e*) *mignonne*; *Cueillir*(*e*) *la lavande*; *Qui vont le soir*(*e*) *faire un tour*.

2. Solche Zusatzsilben sind gewiss nicht minder auffallend als die Metathesen, umsomehr da eine Sprachgemeinschaft zwar Sonanten und Konsonanten der Hauptsilben, wie wir sahen, zu verstärken pflegt, nirgends aber ohne besonderen Grund Neben-

---

[1]) Siehe über diese Neumanns trefflichen Aufsatz in Gröbers Zeitschrift VIII. Ich kann ihm aber nicht bei allen seinen Beispielen zustimmen.

[2]) Nyrop S. 370.

[3]) Suchier, Grundriss I, S. 595.

[4]) Cornu, Romania XI, S. 75—79.

[5]) Weigand, Olympowalachen. Leipzig 1885, S. 25.

[6]) Cornu, Grundriss I, S. 778.

oder Schwachsilben neu einschiebt. Auch daran haben wir zu erinnern, dass diese Sprossilben innerhalb des heimischen Sprachguts heute, z. B. im Deutschen, nicht mehr vorkommen: nur in bestimmten Perioden und nicht überall in gleichem Masse treten sie auf. Die erstangeführten Beispiele *canif, hanap* weisen uns den Weg. Auch diese Kategorie verdankt ihren Ursprung ersichtlich ethnologischen Ursachen: sie ist neben der Metathesis ein zweites, ähnlich radikales Mittel, sich einer ungewohnten Gliederung annähernd zu bemächtigen. Das Lateinische wie das Althochdeutsche, oder unser Neuhochdeutsch sind sehr konsonantenreiche Sprachen. Wenn diese Sprachgemeinschaften eine fremde in sich aufnahmen, vermochte diese der für sie schwierigen Reihenfolge der Laute nur gerecht zu werden, indem sie, freilich sehr wider Willen, Metathesen oder häufiger noch Silbeneinschub vollzog. Wir Deutsche befinden uns den slavischen Sprachen gegenüber in genau derselben Lage: auch wir können die für uns ungeheuerlichen russischen oder polnischen Namen nur vermittelst Sprosssilben meistern.

3. Dass die Sprosssilben so wenig wie die Metathesen individuellen, sondern nur generellen Ausgangspunkt haben können, bedarf keiner Worte. Und die Thatsachen zeigen, dass hier Regelmässigkeit vorkommen kann (z. B. frz. *e* vor *s impurum*): aber das ist hier nicht Sache eines Lautgesetzes, sondern einer schliesslichen Vereinfachung der Doppelformen. Und im Althochdeutschen sind die Sprosssilben später überhaupt aufgegeben worden. Denn die Einschiebung neuer Schwachsilben widersprach zu sehr der herrschenden Gliederung, als dass sie sich auf die Dauer hätte überall halten können. Anders z. B. in Portugal, wo die vorrömische Bevölkerung ein grosses numerisches Übergewicht hatte, so dass diese Veränderung der lateinischen Gliederung hier teilweise eine dauernde werden konnte.

§ 15.
Dissimilation.

1. Bei der Dissimilation bin ich in der angenehmen Lage, auf eine durch Schärfe der Methode und Klarheit der Darstellung gleich ausgezeichnete Monographie verweisen zu können. Ihr

Verfasser, Maurice Grammont,[1]) hat die alte Einteilung nach regressiver und progressiver Dissimilation mit Recht aufgegeben und eine solche auf Grund der Gliederung unternommen.[2]) Er hat bewiesen, dass sich die Kategorie nur auf diesem Wege begreifen lässt.

Betrachten wird erst eine Anzahl Beispiele, die gerade in den romanischen Sprachen zahlreicher als irgend sonst sind. Lat. *finire*, frz. *fenir*; lat. *vicinus* > rom. *vecinus*; lat. *B̏ononia* > rom. *Bolonia*; lat. *máppa* > frz. *nappe*; *ȍrphanínum* > frz. *orphelin*; lat. *vȅnénum* > ital. *veleno*; lat. *Ȁntonínus* > span. *Antolin*; lat. *Bȁrcinóna* > span. *Barcelona*; lat. *mȅmoráre* > aspan. aportug. *nembrar*, nportug. *lembrar*; lat. *mémbrum* > surselv. *nembre*; lat. *cȍntrariáre* > afrz. *contralier*; lat. *prȕríre* > ital. *prudire*; lat. *pȅregrínus* > rom. *pelegrinus*; lat. *fragráre* > frz. *flairer*; lat. *ȁrmárium* > afrz. *almaire*; lat. *tȁrátrum* > span. *taladro*; lat. *cȍlumnéllus* > span. *coronel*; lat. *lȕscinióla* > ital. *rossignuolo*; lat. *mártyrium* > mhd. *martel*; lat. *príor* > mhd. *prîol*; lat. *túrtur* > mhd. *turtiltûba*; lat. *mármor* > mhd. *marmel*; lat. *pálliolum* > mhd. *pfeller*; lat. *rárum* > tosc. *rado*, span. *ralo*; lat. *raraménte* > afrz. *relment*; lat. *árbor* > span. *árbol*; lat. *cárcer* > span. *carcel*; lat. *mármor* > span. *marmol*; lat. *róburem* > span. *roble*; lat. *próra* > rom. *proda*; lat. *cȍntrárium* > ital. *contradio*; lat. *ȁrmárium* > ital. *armadio*.

2. Grammont fasst seine Ergebnisse in den Schlusssatz[3]) zusammen: „la dissimilation c'est la loi du plus fort.“ In der That überzeugen uns sämtliche von ihm zusammengestellten Fälle von der Thatsache, dass von zwei identischen Lauten stets der innerhalb der Gliederung stärkere bleibt, der andere aber

---

[1]) La dissimilation consonantique, Dijon 1895.

[2]) Grammont (S. 147 ff.) hat vorgeschlagen, die Silbendissimilation (Haplologie, superposition syllabique) auszuschliessen. Diese gehört vielmehr in die Lehre von der Wortbildung; z. B. *ἡ[μι]μέδιμνον, ἀμ[φι]φορεύς* (vgl. Curtius, Kritik S. 85—86). Beispiele für Silbendissimilation aus dem Lateinischen (Brugmann S. 861): *se[mi]modius, se[mi]mestris, sambu[ci]cina, an[ti]testari, me[di]dialem, gra[ti]tulari, luculen[ti]tatem, debili[ta]tare, heredi[ta]tarius, calami[ta]tosus, consue[ti]tudo, den[ti]tio, ar[ci]cubii, por[ti]torium, compor[ta]trix, res[ti]tutus, nut[ri]trix, e[qui]quirria, major[iar]ius, vene[ni]ficus. Ani[en]ensis, vén[un]do.* Vgl. auch Meringer und Meyer, Versprechen und Verlesen S. 186.

[3]) S. 186.

durch einen nächstverwandten ersetzt wird.[1]) Unter welchen Bedingungen aber findet solches statt? Wir können dies beim Volk allerwärts beobachten, wenn es Fremdworte auszusprechen versucht. Stets macht, wovon wir bisher schon beweiskräftige Belege gefunden haben, die fremde Gliederung besondere Schwierigkeit: denn hier kann man sich nicht wie bei der Artikulationsbasis mit einfacher Substitution der eigenen begnügen, sondern man muss wenigstens den Versuch genauer Reproduktion wagen. So richtet man denn seine Aufmerksamkeit besonders auf die Symbolsilben, und erfahrungsgemäss haben diese am ehesten Aussicht, richtig nachgeahmt zu werden. Anders die Schwachsilben: mit dem geringeren Symbolwert nimmt naturgemäss auch die dafür übrige Aufmerksamkeit ab. Besondere Mühe kosten aber Worte, deren Haupt- und Schwachsilben phonetisch gleich oder ähnlich lauten. Da kann es nun nicht ausbleiben, dass nur die Haupt- oder Nebensilben genau reproduziert, in den Schwachsilben aber ähnliche Laute substituiert werden. So erklärt sich die Erscheinung der Dissimilation und ihre grosse Häufigkeit gerade in den vom Volksmund geschaffenen romanischen Sprachen.[2])

---

[1]) So auch Brugmann, Grundriss I, S. 850 (Beispiele S. 850—857): „Im allgemeinen bleibt der stärkere Konsonant und wird der schwächere dissimiliert. Stärker kann ein Konsonant sein durch seine Stellung in bestimmter Lautumgebung, durch die Nähe des Wortaccentes, durch seinen morphologischen Charakter u. dgl. m.“

[2]) Anders Brugmann (Grundriss I, S. 859): „Lebhaftere, erregtere Rede begünstigt den haplologischen Silbenschwund, und wir werden es, wo die unverkürzte und die verkürzte Form nebeneinander überliefert sind, öfters mit dem Gegensatz von Lento- und Allegroform zu thun haben.“ Diese Erklärung reicht aber nicht aus. Denn warum werden die angeblichen „Allegroformen“ nicht als Sprechfehler korrigiert, sondern treten an Stelle der „Lentoformen“? Dies kann nur geschehen, wenn Gründe zwingender Natur, wie der oben angegebene, vorliegen. Andernfalls wären die Dissimilationen blosse Sprechfehler geblieben, nach Art der von Meringer und Meyer gesammelten: *Sturm und* Drang > *Strang*; *fertig* werden wollen > *fertig wollen*; *Geben Sie mir die* Vie Parisienne > ... *Varisienne*; *Er ist* jener junge *Gelehrte* > *Er ist jenger Gelehrte*; *Was sollten Sie heute Abend?* > *Was heuten Sie Abend? Ein* alter *Achtundvierziger* > *Ein achtervierziger*; *Das* Geld *behält* > *Das Gehält*; *einen Schinken dämpfen* > *einen schimpfen*; *Münzen fälschen* > *Münschen*; *Neue* Freie *Presse* > *Neue Fresse*; *Bei aufgehobenem* Abonnement > *bei aufgehobenement*; *Ein Achtel* gespritzt geschwind > ... *gesprinzt! Du kannst ihn sehr leicht rein machen* > ... *sehr lein machen*; *früher* immer > *frümmer*; *ein kleines* Schweinernes > *ein*

3. Dass diese Fälle von Lautschwund, die wir Dissimilation nennen, generell entstehen, bleibt nach dem Bemerkten ausser Frage. Nur in einem Punkt bin ich mit Grammont nicht einverstanden. Er will auch hier Lautgesetze annehmen. Aber nach dem Wesen dieser Erscheinung können wir nur gewisse Regelmässigkeiten anzutreffen hoffen, wie es auch in der That der Fall ist.

§ 16.
Fernassimilation.

1. Eine letzte Kategorie rein phonetischer Veränderungen bilden die Fernassimilationen (Assimilation harmonique).[1] Handelte es sich in unserer Kategorie III um Angleichung zweier Nachbarlaute, so werden hier zwei benachbarte Lautgruppen einander angeglichen. Die Fernassimilation ist demnach das gerade Widerspiel zur eben betrachteten Dissimilation: Rücksichten auf die Gliederung sind hier noch weniger als bei der einfachen Assimilation zu bemerken. Phonetisch ist die Entstehung des Vorgangs wohl zu begreifen, da statt zweier nur wenig differierender Lautgruppen leicht eine und dieselbe gesetzt werden kann. Im einzelnen aber ist die Erklärung schwierig. Was sollen wir z. B. von folgenden Fällen denken, die sich geradezu zu widersprechen scheinen?[2] „En latin nous avons *quínque* pour **pínque,* inversement en germanique **fínfi* pour **fínhwi.*“ Ferner *cercáre* > frz. *cherchier, perdícem* > frz. *perdrix.* Endlich:[3] „Le mot aujourd'hui se prononce communément aujaurdhui, parfois oujourdhui: il semble qu'il y ait assimilation harmonique, progressive dans le premier cas, régressive dans le second.“[4])

Kleinernes; *F*i[li]*ale*; *Super*int[end]ent; I*n*[di*v*i]d*uell*; *S*[it*u*]*ation*; *Ein* D[ẹt]ę*ktiv*; I*s*[ti]*tuto Austriaco*; *politi*[sie]*ren* sie.

[1]) Beispiele bei Brugmann II, S. 847. 850; Nyrop S. 377—378.

[2]) Passy, Changements S. 189.

[3]) Passy, Changements S. 188.

[4]) Auch die sog. „falsche Kongruenz“ gehört hierher, sie ist Fernassimilation im Satz. In deutschen Mundarten: ob(*st*) du hergeh*st*; dass(*en*) wir komm(*en*). Die Übertragung der Endung der 3. Plur. Präs. auf egli: egli(*no*), han*no*, voglio*no* (von der Gabelentz, Sprachwissenschaft S. 214).

2. Wenn wir auch hier unsere Frage stellen, wie es kommt, dass diese höchst ungenauen, verwirrenden Reproduktionen nicht blosse Sprechfehler[1]) geblieben sind, sondern allgemeine Geltung erlangt haben, so weiss ich vorläufig keine Antwort darauf zu geben. Sind es Eindringlinge aus der Kindersprache, wo Fernassimilationen die Regel sind?[2]) Sollte vielleicht auch hier die Gliederung eine Rolle spielen, derart dass man statt des einfachen Lauts der Hauptsilbe die Lautgruppe der Neben- oder Schwachsilbe gesetzt (*pinque* > *quinque*, *perdicem* > *perdrise*), oder dass man der Nebensilbe ihre Lautgruppe geraubt hätte (*finhwi* > *finfi*)? Sind auch diese Erscheinungen ethnologisch bedingt oder etwa gerade bei den Einheimischen entwickelt? Zwischen all diesen Möglichkeiten wage ich keinen Entscheid zu treffen. Jedenfalls liegen auch hier bestimmte Ursachen vor, welche zu ermitteln Aufgabe einer Spezialuntersuchung wäre.

3. Individuellen Ausgangspunkt können, so wenig wie alle bisher betrachteten Erscheinungen, auch die Fernassimilationen nicht haben. Für diese Doppelsetzungen müssen Ursachen genereller Art vorliegen. Doch wie dem immer sei, so viel steht fest, dass wir es bei dieser ganzen Kategorie, die übrigens nur einen verschwindend kleinen Bruchteil phonetischer Veränderungen ausmacht, kaum mit annähernder Regelmässigkeit, geschweige denn mit Lautgesetzen, zu thun haben.

§ 17.

Phonetische Veränderungen auf Grund der Bedeutung.

1. Wir verlassen jetzt das Gebiet der rein phonetischen Wortveränderungen und haben von denjenigen phonetischen

---

[1]) Siehe Meringer und Meyer (S. 52 ff.): „O wie st*ill* ist hier zu fü*hl*en, was die Seele glücklich macht“; Wie ein Bot*an*iker Blumen s*âmm*elt; Omnia *me*(c)a *me*cum porto; Meine Er(*p*)*f*ahrungen zu *Pf*erd; Qu*e*(*l*)ksi*l*ber; We*r* k(*r*)ümmert sich da*r*um? schäb(*r*)ige*re*; Cicero stand an der Sp(*r*)itze von *R*om; Des heiligen römi*schen* R*ei*(*t*)*sche*s d*eutsche*r Nation; Nach *Inn*sbruck aus M*ün*chen > Nach (M)innsbruck; Hof*ra*(*ff*)*t* K*rafft* — Ebing; Grosses Inter(*dr*)esse *dr*an; fo*r*(*s*)*t*wur*st*eln; Gi(*p*)*f*ttro*pf*en; Mit dem Ge*d*(*r*)anken ver*tr*aut gemacht; nach*d*(*r*)enken *dr*über; man kann sich keinen *b*(*l*)esseren *Pl*atz wünschen; An dem Tische d(r)itzen (= sitzen) nur drei; Konntest aber *d*(*r*)och *dr*oben; *G*(*r*)ams*kr*ickel*kr*ügeldeckel.

[2]) Vgl. Nyrop S. 378—379.



Veränderungen zu reden, welche an Wort und Flexion auf Grund der Bedeutung vollzogen worden sind. Es handelt sich hier um die Erscheinungen der „Analogie“ [1]) und „Kontamination“.

Analogie giebt es zweierlei: entweder eine Ausgleichung im Paradigma, d. h. innerhalb einer und derselben Flexion (z. B. wenn *amóns* durch ein *aimóns* ersetzt wird, das nach *áim*, *áimes*, *áimet* neu gebildet ist: es handelt sich hier vorzugsweise um Ausgleichung des Ablauts. Paul nennt diese Art „stoffliche Analogie“. Oder eine Ausgleichung der verschiedenen Paradigmen unter sich, von einem gleichwertigen Flexionstypus zum andern (z. B. wenn die lat. V. Deklination im Romanischen zu Gunsten der lat. I. aufgegeben und *dies* durch *dia* ersetzt wird). Paul nennt diese Art „formale Analogie“. Wir sehen, dass der Sprechende dort die Gemeinsamkeit der Wortbedeutung, hier diejenige der Flexionsbedeutung assoziiert und so zu seiner Neubildung geführt wird. [2])

Bei der Kontamination sind ebenfalls zwei Arten zu unterscheiden: einmal Association identischer oder ähnlicher Bedeutungen der Synonyma (z. B. wenn aus lat. *altum* und frk. **hauh* ein *haut* neu gebildet wird); ferner Association konträrer Bedeutungen (z. B. wenn aus lat. *gravis* nach lat. *lęvis* ein *gręvis* > *grief* neu geschaffen wird). Alle diese Erscheinungen, sowohl Analogie als Kontamination, gehören,

---

[1]) Curtius (Kritik S. 36—37) bemerkt: „In der neuesten Grammatik finde ich für den Begriff συνεκδρομή folgende Ausdrücke: 1. Analogiebildung, auch bloss ‘Analogie’ oder ‘falsche Analogie’, ‘mistaken analogy’. 2. Formübertragung (Scherer) — Uniformierung. 3. Parallelbildung — Pendantbildung. 4. Association. 5. Angleichung und Ausgleichung. 6. Verschleppung. 7. Contamination — Vicariatsbildung. 8. Stumpfsinnige Übertragung. 9. Die Form *a* hat ihr *x* von *b* bezogen.“ — Ferner manche andre Ausdrücke, z. B. Verflechtung, Verschmelzung, Kreuzung, Rückbildung, für verschiedene Unterarten dieses Vorgangs.

[2]) Mit K. Brugmann (Stand der Sprachwissenschaft S. 52) halte ich die Analogie für erst später eingetreten: „Überall wurde die Form erst von der Änderungsneigung ergriffen, wenn auch vielleicht nur in geringem Grade, dann erst konnte die Wirkung des lautlichen Faktors durch den andern, die Analogie, wieder aufgehoben werden.“ — Anders Ascoli (Briefe S. 113): „Wir glauben, dass die etymologische Evidenz, mag sie nun auf lexikalischem oder grammatikalischem Gebiete liegen, innerhalb bestimmter Grenzen im Stande ist, instinktiv gegen das Eintreten der lautlichen Veränderung zu schützen.“ Dies hiesse aber, den Sprechenden irgend eine Absicht zuzuschreiben, welche bei Analogie wie bei Kontamination gewiss ausgeschlossen ist.

genau genommen, überhaupt nicht in die Lautlehre, sondern in die Flexions- und Wortbildungslehre. Wir haben in § 5 beobachtet, wie wesentlich diese fundamentale Unterscheidung für die neuere Sprachforschung in Theorie und Praxis geworden ist.[1])

2. Ein Problem von grosser Wichtigkeit kann hier nicht unerörtert bleiben. Aus welchen Ursachen haben die indogermanischen Sprachgemeinschaften im Laufe der Jahrtausende ihr einst so reiches Sprachgut an Worten und Flexionen zum grossen Teil aufgegeben? Wodurch ist es möglich geworden, dass wir an stelle der kaum übersehbaren Fülle von Flexionstypen, deren phonetische Mannigfaltigkeit überdies durch den Ablaut wesentlich bereichert war, im heutigen Englischen und ähnlich in den romanischen Sprachen eine solche Armut an Flexionen vorfinden? Und nicht mit Unrecht hat man das Englische mit den isolierenden Sprachen, wenigstens äusserlich, verglichen. Der Unterschied springt so sehr in die Augen, dass man, wie wir in § 4 sahen, darauf früher die These von einer Organisations- und einer Zerstörungsperiode der Sprache gebaut hat. Man halte die Frage nicht etwa mit der Erwiderung für erledigt, dass kein Bedürfnis nach Dualis, Instrumentalis, Lokativus und all dem andern verlorenen mehr vorhanden gewesen sei. Hätten die Indogermanen ein Bedürfnis nach solcher Mannigfaltigkeit der Flexionstypen im Ganzen und im Einzelnen nicht gehabt, so hätten sie dieselben sicher nicht geschaffen. Und es ist nicht zu leugnen, dass diese Reichhaltigkeit dem, der sie besass, von grossem Wert und Nutzen war. Das Symbolisieren seines Erlebens war ihm ohne Zweifel in feinerer und präziserer Weise möglich als etwa dem heutigen Engländer. Ohne Grund, so viel steht fest, wird etwas mühsam geschaffenes nicht preisgegeben.

Ganz anders als für den Besitzenden liegen die Dinge für den Lernenden. Nicht etwa für das Kind der betreffenden Sprachgemeinschaft: denn man hat nichts davon gehört, dass etwa die litauischen Kinder mit der Spracherlernung mehr Mühe haben als die englischen, wenn auch dem Gedächtnis dort weit mehr zugemutet wird als hier. Wohl aber haben wir alle selbst den Vorzug des Englischen vor flexionsreichen Sprachen, etwa dem Russischen, oft genug zu schätzen und zu ermessen Gelegen-

[1]) Für alles Nähere verweise ich auf die betreffenden Kapitel bei Paul[3].



heit gehabt. Darum ist das Französische für den Deutschen so sehr viel leichter als umgekehrt, und darum macht der Franzose so sehr viel mehr Flexionsfehler im Deutschen als umgekehrt wir im Französischen. Ja, die Erfahrung giebt uns den Lehrsatz an die Hand, dass der Angehörige einer flexionsärmeren Sprache die flexionsreichere selten ganz korrekt sprechen lernt, wohl aber das Andere möglich ist. Hier allerdings scheint die „Bedürfnisfrage“ vorhanden zu sein: da der Engländer selbst nur Ein Genus der Nomina hat, könnte er, nicht mit Unrecht von seinem Standpunkt, die drei Genera des Deutschen für „entbehrlich“ halten. Doch im Grunde handelt es sich nicht um ein Nichtwollen, sondern um ein Nichtkönnen. Wer so gut wie gar keine Flexion im indogermanischen Sinne besitzt, der wird sich, wenn er als Erwachsener eine fremde Sprache lernt, niemals des ihm ungewohnten Flexions- und Wortreichtums ganz bemächtigen können. Er vollzieht, ob auch wider Willen, beständig Analogieen und Kontaminationen aller Art. Um wie viel mehr aber wird dies dann geschehen, wenn ein Angehöriger einer agglutinierenden oder isolierenden Sprachgemeinschaft eine flektierende Sprache erlernen soll? Auch dieser Fall ist innerhalb der indogermanischen Sprachgeschichte nachweisbar mehr als einmal eingetreten.

Aber auch wenn der Lernende einer reich flektierenden Sprachgemeinschaft angehört, so lernt er, wie die Erfahrung zeigt, doch stets nur einen Bruchteil vom Wort- und Flexionsschatz der fremden Sprache. Er glaubt, und hat damit nicht Unrecht, dieselbe genügend zu beherrschen, wenn er das am meisten im Gebrauch befindliche, dasjenige, was er am häufigsten hört, seinerseits sicher handhaben lernt. Das seltenere lässt er regelmässig fallen. Wenn in den romanischen Sprachen das lateinische Plusquamperfektum nur in wenigen Resten erhalten blieb, so war dies wohl die Folge davon, dass dieses Tempus selten in Gebrauch war und neben dem Perfektum nur wenig in Betracht kam, überdies bald durch das analytische Plusquamperfektum verdrängt wurde. Und wenn die lateinische vierte und fünfte Deklination in der romanischen zweiten und ersten aufgingen, so lag auch dies an der Seltenheit des Gebrauchs. So viel jedenfalls glaube ich durch diese Andeutungen wahrscheinlich gemacht zu haben, dass, wenn phonetisch stark veränderte indogermanische Sprachen zugleich flexionsarm geworden,

phonetisch altertümliche dagegen zugleich flexionsreich geblieben sind, die Ursache auch dafür in der Ausdehnung der betreffenden Sprachgemeinschaften auf ursprünglich fremde zu suchen ist.

3. Wir kommen zu unserer, auch hier zweifachen Schlussfrage. Erstens: haben Analogiebildungen und Kontaminationen individuellen oder generellen Ausgangspunkt? Im ersteren Fall müssten wir ungenügende Spracherlernung seitens der Kinder als Ursache annehmen.[1]) Dass dem aber nicht so sein kann, davon haben wir uns in § 6 überzeugt. Auch die phonetischen Veränderungen auf Grund der Bedeutung können nur unter der Voraussetzung allgemein werden, d. h. des Charakters von „Sprechfehlern"[2]) entbehren, wenn sie von Anfang an generell bedingt sind: die Spracherlernung seitens fremder Sprachgemeinschaften ist eine solche generelle Bedingung.

Zweitens: sind es regelmässige oder nur vereinzelte Erscheinungen? Bei den Analogieen meist das erstere: denn die gesamten Fälle der betreffenden Flexionsform pflegen, wenigstens im Verbum, verändert zu werden, sodass oft nur ein vergessenes Adverb oder etwas ähnliches vom echtphonetischen Lautstand zeugt.[3]) Bei den Kontaminationen dagegen liegen naturgemäss nur vereinzelte Fälle vor.[4])

---

[1]) So Wallensköld (Toblerband S. 297): „Es dünkt mich, als ob diese associativen Lautveränderungen, ebensogut wie die Metathesen, Dissimilationen u. s. w. nur durch irrtümliche Sprechweise solcher Personen — besonders Kinder — zu erklären sind, welche die auszusprechende Wortform noch nicht genau kennen."

[2]) Meringer (S. 26 und S. 70): Die Studenten haben demonst*ra*rt; Mit M. möchte ich nicht anb*an*den; Aus dem Harnisch bringen; Ich kann nicht zwei Fliegen auf einmal dienen; Er setzt sich auf den Hinterkopf; Momente, die dabei ins Gewicht fallen; Er brach(te) einen Toast aus; Wenn er nicht begabt *hat* Begabung — ist); Den keines menschl*ichen* Fuss noch erreicht hat; Man tappt ins *Blinde*.

[3]) Dies meinte R. Löwe (Zeitschrift für Volkskunde I, S. 56—57) mit den Sätzen: „Das gemeinsame Wortelement einer Formenreihe, das bei demselben Individuum an gleichem Zeitpunkte unter den gleichen Bedingungen auf dem Wege analogischer Neuschöpfung durch ein anderes Wortelement verdrängt wird, muss in sämtlichen dieser Reihe angehörigen Formen dieser Umbildung unterliegen.... Die Wirkung der Ausnahmslosigkeit der Analogiebildung kann gerade wie die der Ausnahmslosigkeit des Lautgesetzes von jüngeren Lautgesetzen und Analogiebildungen wieder durchbrochen werden." Wenn er aber die Analogiebildungen darum den Lautgesetzen gleichstellt, so kann ich ihm nicht mehr beistimmen.

[4]) Nur anhangsweise sei hier eine Art Fälle erwähnt, von der mir

§ 18.
Kultursprachen.

1. Einer der wichtigsten Fortschritte der neueren Sprachforschung besteht, wie wir in § 5 gesehen haben, darin, dass der Wesensunterschied von Mundart und Kultursprache schärfer als zuvor erkannt und bestimmt worden ist. An den grossen Beispielen von Athen, Rom und Paris können wir den Prozess dieser Sonderung verfolgen. Zu Anfang gab es hier einheitliche Sprachgemeinschaften, wo allein durch die Kontrolle des Gehörs das Sprechen aller Mitglieder in Lautstand, Wort und Flexion, und in der Syntax gleichmässig geregelt wurde. Sobald aber in diesen drei Städten eine Kultur höherer Art entwickelt worden war, bedurfte man einer in Wort und auch Äusserung sorgfältiger gepflegten und fester konstituierten Sprache. Da aber diese höhere Kultur zunächst auf gewisse soziale Kreise beschränkt blieb, wurde auch diese gewähltere Sprache ausschliesslich dort gesprochen. So folgte der kulturellen allmählig auch eine sprachliche Trennung: neben die Mundart trat die Kultursprache. Bald aber wurde diese auch in Nachbarstädten, und wo man sonst der neuen Kultur teilhaftig zu werden suchte, aufgenommen. Daraus folgte mit Notwendigkeit im Laufe der Entwicklung zweierlei: erstens gelangten fremde Bestandteile in diese Kultursprache, und zweitens bemühte man sich um eine Regelung und immer festere Konsolidierung der Kultursprache: so erklärt sich ihr doppelter Charakter als einer

---

und andern aus Erfahrung nichts bekannt ist, die sogenannte „lautliche Analogie“. Als Beispiel „lautlicher Analogie“ führt Ascoli (Briefe S. 179) an: „Bekanntlich haben ital. *pieno* voll, *pieve* Pfarre, *piega* Falte ein *i*, dessen Ursprung auf die lateinische Lautfolge *pl* (*plj*) zurückgeht, und müssten eigentlich die geschlossene Aussprache des folgenden *é* aufweisen, da dasselbe lateinischem *ē* oder *ĭ́* entspricht. Sie haben aber im Gegenteil *ę* (*pięno*), und zwar weil, wie wiederholt bemerkt worden ist, diese wenigen Beispiele von *ię* in die zahlreiche Reihe der gesetzmässigen *ię* (*pięde* Fuss, *mięto* ich ernte) hinübergezogen wurden; es handelt sich einfach darum, dass eine sehr häufig ausgesprochene Lautverbindung eine ungewöhnliche absorbiert und sie dadurch unregelmässig werden lässt.“ Vgl. ferner Schuchardt, Lautgesetze S. 8; Wallensköld, Toblerband S. 299. Die Frage verlangt eingehende Untersuchung. Nur soviel sei hier bemerkt, dass auch, wenn wir es hier mit einer weiteren Kategorie zu thun haben, daraus gegen Kategorie I—IV keine Schlüsse gezogen werden können.



Mischsprache und einer vorschriftsmässigen d. h. Normsprache. Durch beides schied sie sich für immer scharf von der Mundart. Mehr und mehr erlangte sie das Übergewicht über die letztere: denn als Kulturmittel erfüllte sie ihren Zweck ganz anders als diese, ja wir können sie als Sprache in potenziertem Sinne bezeichnen.

Später nahmen auch die unteren sozialen Schichten der grossstädtischen Bevölkerung an der neuen, höheren Kultur und damit an dem neuen Kulturmittel teil. Die angestammte Mundart wurde aufgegeben, weil jeder gesellschaftlich aufstrebende sich ihrer zu entledigen suchte. Die ursprünglich exklusive Sprache der Gebildeten wurde im Munde der Menge zur Gemeinsprache der Stadt und der nächsten Umgegend, wobei es nicht ausbleiben konnte, dass auf Grund der Mundart manche Neuerungen vollzogen wurden. Daneben aber blieb die erstere als Standessprache nach wie vor bestehen, da sich die höheren Kreise an den Neuerungen der Gemeinsprache naturgemäss nicht beteiligen wollten. Diese Standessprache ist im wesentlichen also nichts anderes als die altertümlicher bewahrte, sorgfältiger geregelte Normsprache. Wie früher Kultursprache und Mundart, so standen jetzt die aus der ersteren hervorgegangene Standessprache der Gebildeten und die Gemeinsprache des grossen Volkes neben einander. So verhielten sich in Rom das klassische und das vulgäre Latein, *sermo urbanus* und *sermo plebejus.*[1])

Diese *κοινή* blieb aber nicht auf ihren Ausgangspunkt beschränkt, sondern wurde schliesslich Gemeingut grosser Ländergebiete, ja ganzer Weltteile: so erlangte das hellenistische Griechisch in den Reichen der Diadochen, das Vulgärlatein in den nichtgriechischen Gebieten des Imperium Romanum den Rang einer Weltsprache.

Dies ist der Weg von den einheitlichen Sprachgemeinschaften zu dem Gegensatz von Kultursprache und Mundart, und zu der Spaltung der ersteren in Standes- und Gemeinsprache. Geschwiegen habe ich von der sogenannten Schriftsprache, der man immer noch zu grosse Bedeutung beilegt. Einmal ist zu sagen, dass sie nichts selbständiges ist, da sie der Kultur- beziehungsweise Gemeinsprache immer erst nach-

---

[1]) Anders Schuchardt, Vocalismus des Vulgärlateins S. 47.

folgt.[1]) Und ferner ist es eine schwere Selbsttäuschung, wenn jemand sich einbildet, er spreche „nach der Schrift“:[2]) das gilt nur für Syntax und Flexionsformen, aber phonetisch associiert jeder Sprechende mit den Schriftsymbolen dasjenige, was ihm geläufig ist. Für die Lautlehre besteht die Schriftsprache überhaupt nicht als eigene Gattung. Wo man heute vom phonetischen Standpunkt die „Schriftsprache“ erwähnt, kann man einzig und allein jene Standessprache der höher Gebildeten, die Kultursprache im engeren Sinn, darunter verstehen, da diese vorzugsweise schriftlich fixiert zu werden pflegt.

2. Leicht zu begreifen ist die Thatsache, dass eine Kultursprache auf fremdsprachlichem Boden als normative Standessprache mehr Aussicht hat, unverändert erhalten zu bleiben, als da, wo ihr eine Gemeinsprache zur Seite tritt. So erklärt sich die teilweise Altertümlichkeit des Anglonormannischen in England, des Kastilianischen in den nicht völlig hispanisierten Teilen des spanischen Amerika,[3]) des Englischen in Irland,[4]) des Deutschen bei den Gebildeten in der Schweiz. Auch bei der neuhochdeutschen Kultursprache ist vielleicht beachtenswert, dass sie von dem nach dem slavischen Prag verpflanzten Ostfränkischen als der Hofsprache der Luxemburger ihren Ausgangspunkt genommen hat.[5])

3. Nicht unwesentlich für die Art der Zusammensetzung einer Kultursprache scheint es zu sein, welcher Art das Kulturzentrum gewesen ist, ob eine grössere Stadt von Bedeutung oder ein Hoflager. Wenn wir einerseits an Athen, Rom, Paris, Florenz, London denken, andererseits an die merkwürdig gemischte provenzalische oder neuhochdeutsche Kultursprache, so wird uns klar, dass dort phonetisch die heimische Mundart ein ganz anderes Übergewicht behielt als hier. Wir können also sagen, dass Hofsprachen in weit höherem Masse Mischsprachen sind als Stadtsprachen. So bemerkt Ascoli:[6]) „Una lingua nazionale altro non può e non deve essere, se non l' idioma vivo

---

1) Vgl. H. Suchier, Gröbers Grundriss I, S. 572.
2) Bremer, Phonetik S. 198.
3) Siehe oben S. 97.
4) Hempl a. a. O. S. 41.
5) Bremer, Brockhaus S. 79 ff.
6) Saggi ladini I, S. IX.

di un dato municipio; deve cioè per ogni parte coincidere con l'idioma spontaneamente parlato dagli abitatori contemporanei di quel dato municipio, che per questo capo viene a farsi principe, o quasi stromento livellatore, dell' intiera nazione."

4. Die Romanen haben vermöge ihrer kulturellen Leistungen besonders viele Kultursprachen entwickelt. Den neunzehn alten Sprachgemeinschaften, die wir in § 8 angenommen haben, sind nicht weniger als neun romanische Kultursprachen gegenüberzustellen. Deren älteste ist die provenzalische, die im wesentlichen auf der limousinischen Mundart zu beruhen scheint. Von diesem Zentrum muss sie demnach ausgegangen sein. Sie war eine Zeit lang die Kultur-, und zwar die Hofsprache von ganz Südfrankreich, Katalonien und Aragon, teilweise auch von Oberitalien. An Alter und Bedeutung kam der limousinischen die französische Kultursprache gleich, welche, wie Suchier gezeigt hat, als sogenanntes „Normannnisch" auch in der Normandie und in England gesprochen und geschrieben worden ist. Den Rang von Kultursprachen erlangten aber auch das Pikardische, das lange neben dem Französischen gleichberechtigte Schriftsprache war, und das Frankoprovenzalische,[1] letzteres nur in untergeordnetem Masse. In Italien wurde eine Kultursprache erst am Hof von Palermo, dann vorzüglich in Florenz ausgebildet. Auf der Pyrenäenhalbinsel gelangte zunächst die galizisch-portugiesische Sprachgemeinschaft zum Besitz einer Kultursprache, vielleicht weil hier das Provenzalische am fernsten und daher fremdesten war. Kulturzentrum war zuerst Santiago di Compostella, nachher Lissabon. Erst später folgte Kastilien, wo Alfonso X. sich als Dichter noch der portugiesischen Hofsprache bediente. Die Hauptstädte Burgos, Toledo und Madrid bildeten die Zentren. Später wurde auch am Hof von Aragon eine katalanische Kultursprache konstituiert. Zuletzt erlangte Rumänien eigene Kultur und Kultursprache. Im Rang von Weltsprachen haben sich kürzere Zeit Spanisch und Italienisch, dauernd das Französische behauptet.

5. Haben wir innerhalb einer nur durch das Gehör kontrollierten Sprachgemeinschaft generellen Anfang als

[1]) Ascoli bezeichnet schon das Alexanderfragment als frankoprovenzalisch (Arch. glott. ital. III, S. 64).

notwendige Bedingung sämmtlicher phonetischer Veränderungen erkannt, ohne welche diese überhaupt nicht durchzudringen vermocht hätten, so ist umgekehrt bei der Kultursprache der Ausgangspunkt der Verbreitung ein individueller. Nicht die Majorität, sondern die Minorität ist hier massgebend. In allem, auch in phonetischen Dingen, sucht man sich nach bestimmten Autoritäten zu richten, gleichviel ob es sich um Erhaltung oder Veränderung handelt. So wird auch das Sprechen Gegenstand sozialen Aufwärtsstrebens, kürzer ausgedrückt der Mode.

6. Diesen Vorgang haben die Gelehrten im Auge gehabt, welche individuellen Ausgangspunkt aller phonetischen Neuerungen betont haben. So sagte am deutlichsten Friedrich Müller:[1] „Wenn ich mir einen Vergleich erlauben darf, dann würde ich die Lautgesetze mit jenen Gesetzen vergleichen, welche in den Bereich der menschlichen Sitten und Gewohnheiten gehören, z. B. um ein ganz einleuchtendes Beispiel zu wählen, mit den Gesetzen der Mode.“ Seine Ansicht wurde seinerzeit allgemein abgelehnt, aber für die Kultursprache wenigstens hatte er Recht. Auf diese beschränkt Burdach dieselbe:[2] „Wie die Verbreitung einer Mode, so entspringt auch das Fortschreiten einer Sprach- vielmehr noch einer Schreibgewohnheit dem Übergewicht, der überlegenen Lebenskraft einer Kultur, einer gesellschaftlichen Macht.“ Dagegen dehnt noch Bezzenberger jene an den Kultursprachen gemachte Beobachtung auf die Mundarten aus:[3] „nach der Aussprache jenes einen oder jener wenigen richten sich aus Gründen des Geschmacks, mehrere und indem diese nun auch ihrerseits Gefallen an der neuen Sprechweise hervorrufen, verbreitet sich dieselbe weithin und kann zunächst innerhalb des Dialektes, in dem sie zuerst auftrat, weiter aber auch innerhalb der Sprache, welcher dieser Dialekt angehört, die allein und überall ausschliesslich herrschende werden. Sie kann das werden, sie muss es nicht, denn es besteht die Möglichkeit, dass sie nicht allgemein, sondern nur partiell Gefallen und Nachahmung findet. ... Findet eine Sprechweise allgemein Gefallen, so entsteht ein ausnahmsloser ‘Lautwandel’, ein ausnahmsloses ‘Laut-

[1]) Techmers Zeitschrift I, S. 213.
[2]) Vom Mittelalter zur Reformation, Halle 1893, S. XII.
[3]) Gött. Gel. Anzeigen 1879, S. 651. 653.

gesetz'; findet sie nur partiell Gefallen, so entsteht ein nicht ausnahmsloser 'Lautwandel', ein den Umständen nach mehr oder weniger von Ausnahmen durchlöchertes 'Lautgesetz'." Ebenso Collitz:[1]) „Die lautliche Umwandlung, welche — anfangs vielleicht als blosse Lautneigung — auf beschränktem Raume zum Durchbruch gekommen ist, überträgt sich allmählich auf eine grössere Anzahl von Individuen. Sie gefällt denen, welchen sie aufgefallen ist, sie wird Mode, sei es dass man ihr aus Bequemlichkeit, aus ästhetischen Rücksichten oder aus irgend einem anderen Grunde folgt. Aber man folgt ihr nicht unbewusst, man weiss, dass man einem neuen Brauche huldigt und man will diesem Brauche huldigen. Auch pflegt man zu schwanken, ehe man sich der aufkommenden Gewohnheit konsequent anschliesst. Ein und dasselbe Individuum kann in derselben Minute in demselben Satze seinem alten Sprachgebrauche folgen und gleich darauf der neuen Sprechweise seine Worte assimilieren, oder umgekehrt erst der neuen Mode sich anschliessen und sogleich in die alte Gewohnheit zurückfallen." Und neuerdings Bremer:[2]) „Die organische Lautveränderung bleibt immer auf einen kleinen Kreis von Personen beschränkt, örtlich oder sozial. Ausnahmslos ist der Lautwandel nicht an sich, sondern er wird es erfahrungsmässig erst durch die Mischung der einzelnen Individualsprachen innerhalb derselben Verkehrs- und Sprachgenossenschaft. Die lautlichen Veränderungen, die eine ganze Sprache durchgemacht hat, sind, wie alle Veränderungen der Sprache überhaupt, bei der grossen Mehrzahl der Sprachgenossen nicht organisch entstanden, nicht autochthon, sondern von jenem kleineren Kreise, mit dem die übrigen in sprachlichem Austausch stehen, im Laufe der Generationen übernommen worden. ... Lautgesetze (in dem herkömmlichen Sinne) giebt es nach meiner auf induktivem Wege gewonnenen Überzeugung nicht. Der autochthone, organische Lautwandel vollzieht sich entweder, meist aus irgend welchen Gründen der Bequemlichkeit, mechanisch in der Sprache einer Anzahl von Individuen: individueller Lautwandel; oder er vollzieht sich in der Sprache einer jüngeren Generation: generationeller Lautwandel." Durch die ausschliessliche Betrachtung der Kultursprache wurde schon Whitney[3]) zu seinem

[1]) Anz. f. d. Alt. 1879, S. 321.
[2]) Deutsche Phonetik S. XIV.
[3]) Leben d. Sprache S. 74.

oben besprochenen Lehrsatz geführt: „Die eigentlich wirkende Ursache eines bestimmten Lautwandels ist immer die, dass es irgend einer Gemeinschaft von Menschen, die auch anders verfahren konnte, gerade so beliebt hat.“ Alle diese Gelehrten haben eine an sich richtige Beobachtung falsch angewendet: so ist der Irrtum zu stande gekommen, auf den sich die Gegner der Lautgesetze noch heute mit Vorliebe stützen.

7. Von irgend welcher Ausnahmslosigkeit, auch nur Regelmässigkeit[1]) phonetischer Veränderungen kann bei der Kultursprache naturgemäss nicht mehr die Rede sein. Das ist schon durch die Thatsache des individuellen Ausgangspunktes bedingt.

§ 19.

Privatsprachen.

1. Während die Kultursprachen über die Grenzen der alten Sprachgemeinschaften hinausgreifen, existieren innerhalb der Kultursprachen kleinere soziale Kreise, deren Wort- und Formenschatz gewisse Abweichungen von der Kultursprache beziehungsweise Mundart aufweist. Das Wesen dieser Privatsprachen, wie ich sie in Ermanglung einer allgemeinen Bezeichnung nennen möchte, liegt darin, dass man sich nur den sozial Nächststehenden verständlich machen und es den andern eventuell sogar unmöglich machen will zu verstehen, was man sagt. Mit oder ohne Absicht werden gewisse Veränderungen mit den geläufigen Worten vorgenommen. Es handelt sich teils um eigentlich phonetische Änderungen, teils um die Wortbildung.

---

[1]) Vgl. Bremer (Phonetik S. 14): „Es ist nachgewiesen, dass das Zäpfchen-*r* oder dessen Substitutionslaute, wie sie in den meisten grösseren Städten, ja in ganzen Landschaften in Deutschland heute gesprochen werden, ursprünglich auf einer Nachahmung der französischen [Pariser] Aussprache beruht. Was aus Frankreich kam, das war feiner als das Einheimische. Wer als feiner Mann gelten wollte, bemühte sich daher, das vordere Zungen-*r* mit dem modernen hinteren *r* zu vertauschen.“ Dazu P. Passy (Changements S. 152): „Le changement de la linguale *r* en velaire *R* est très fréquent, on le trouve comme particularité individuelle ou locale, presque partout où existe *r* ... En Angleterre, tandis que le nord prononce *r* et le sud *ɹ*, une partie du Northumberland dit *R*, qui se trouve aussi ailleurs comme ‘défaut de prononciation’.“ Am eingehendsten hat über diese Frage Trautmann (Anglia III, 1880, S. 208—222) gehandelt.

2. Vor allem ist hier die **Kindersprache** zu nennen,[1]) und hier besonders die Eigennamen, deren Kürzungen aus Kindermund stammen und als Beweise gegen die Lautgesetze schwerlich ins Feld geführt werden können.[2]) Man merkt diesen Kosenamen meist ihre Herkunft deutlich an: *Anna* > *Nana*, *Annette* > *Nannette*, *Mimi*, *Nini*, *Lolo*, *Lili*, *Loulou*. *Basium* > *bais* und *tante* sind ebenfalls in die Kultursprache eingedrungen.

3. An zweiter Stelle sind Ausdrücke des **Argot**[3]) zu nennen, wie *absynthe* > *abs*, *omnibus* > *bus*, *sapristi* > *pristi*, *vélocipède* > *vélo* u. s. w. Teilweise dringen diese Wortveränderungen schliesslich in die weitesten Kreise. Auch sie hat man gegen die Lautgesetze aufgeführt. Darüber bemerkt richtig P. Passy:[4]) „Les syllabes finales des mots *aristo*[*crate*], *benef*[*ice*], *Boul*[*evard Saint*] *Mich*[*el*], ont disparu, non pas parce qu'elles étaient faibles, mais parce qu'elles étaient superflues pour l'intelligence, — superflues, s'entend, dans le cercle restreint des gens qui parlent tel ou tel argot special.“

4. Manchmal verändert man ein Wort aus **religiöser Scheu**. Bei den primitiven Völkern führt ein von den Medizinmännern auferlegtes „Tabu“ oft zur Entstellung der ganzen Sprache.[5]) Bei uns sind ähnliche Erscheinungen *Teufel* > bayr.

---

[1]) Vgl. Nyrop S. 378. 389.

[2]) Curtius (Kritik S. 84—85) machte auf die Abkürzungen in Personennamen aufmerksam, wobei er auf „Fick, Die griechischen Personennamen“ verwies. „Es ist urkundlich erwiesen, dass *Ζεῦξις* die kurze Form oder der Kurzname (Kosename) von *Ζεύξιππος* ist.“ Man könne diese Formen weder durch ein Lautgesetz noch durch Analogiebildung erklären. „Und ähnlich wird es in andern Sprachen, z. B. im Deutschen sein, wo gewiss niemand *Hinz*, *Kunz*, *Götz* und ähnliches etwa als Analogiebildung nach *Schütz*, oder was sonst einem einfallen mag, erklären wird.“ — Delbrück (Neueste Sprachforschung S. 29) bemerkte gegen diesen Einwand: „Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Kosenamen aus Vollnamen auf dem Wege einer sonst nicht nachweisbaren Kürzung hervorgegangen sind, und es ist klar, dass in Formen wie *Bob* aus *Robert*, *Dick* aus *Richard* alle Lautgesetze auf den Kopf gestellt sind. Wie sind diese seltsamen Vorgänge zu erklären? Offenbar haben wir es hier mit Bildungen der Kindersprache zu thun, die in die Sprache der Erwachsenen aufgenommen sind. ... Ich sehe also die Kosenamen als Lehnwörter an und kann deshalb die an ihnen auftretenden Lauterscheinungen nicht als Ausnahmen gelten lassen.“

[3]) Nyrop S. 390.

[4]) Changements S. 141—142.

[5]) Sayce, Introduction I, S. 205.

daixl (neben lautgesetzlichem *daifi*), *diable* > *diantre, mort de Dieu* > *morbleu.*

5. Ferner sind hier die Jargons gewisser Berufskreise zu nennen. Besonders bemerkenswert ist der der Offiziere, weil sich hier, aus einem zwingenden Bedürfnis, eine Veränderung der Artikulationsbasis und damit ausnahmslose Lautsubstitutionen entwickelt haben. Gemeint ist die stark nasalierende Aussprache, verbunden mit Schnarren. Von der Gabelentz [1]) bemerkt darüber: „die eigentümlich schnarrend näselnde Sprache, die man früher nur in preussischen Offizierskreisen hörte, kommt immer mehr in Übung. Für das militärische Kommando ist sie zweckmässig und bequem, weil weithin vernehmbar, und so erklärt es sich wohl, dass sie auf dem Exerzierplatz in Aufnahme gekommen und von da zu einer Art Standessprache geworden ist. Die Offiziere entstammen aber den höheren und höchsten Ständen und zählen überall zur ersten Gesellschaft. Innerhalb dieser bilden sie eine durch ihre Geschlossenheit mächtige Körperschaft, der anzugehören den Ehrgeiz reizt. Wer es kann, wird mindestens Reserveoffizier und kehrt dann auch im Zivilleben die militärische Seite heraus. Dahin gehört auch der militärische Ton der Rede, den jetzt schon Leute nachäffen, die nie einen Degen getragen haben. Interessant ist es, dass man Ähnliches auch in Österreich beobachten kann."

6. Ganz für sich stehen die eigentlichen Geheimsprachen, besonders der Gauner, wo der Wortschatz teils fremden Sprachen entlehnt, teils durch Einfügung bestimmter Silben für den Uneingeweihten völlig unkenntlich gemacht wird. So hat uns Graf Nigra eine Geheimsprache des Val Soana geschildert.[2])

§ 20.
Giebt es Mundarten?

1. Eine letzte Betrachtung soll dem heutigen Verhältnis von Mundart und Kultursprache gewidmet sein. Die Erfahrung lehrt, dass überall in den modernen Kulturstaaten die erstere, schneller oder langsamer, verdrängt wird. Wo einmal

[1]) Sprachwissenschaft S. 194.
[2]) Arch. glott. ital. II, S. 53—60.

allgemeine Schulpflicht eingeführt ist, und die heranwachsende Generation vom Lehrer im Lesen und Schreiben der Kultursprache unterrichtet wird, da ist die teilweise Aufgabe der Mundarten eine notwendige Folge. Beschleunigt wird diese Verbreitung der Gemeinsprache überdies durch die allgemeine Militärpflicht, ferner durch die Presse, und nicht zuletzt durch die Verkehrsmittel der Gegenwart.

2. Wie wir dies schon bei der Aufnahme einer fremden Sprache festgestellt haben, wird auch hier das Phonetische nur sehr unvollkommen nachgeahmt, vielmehr nimmt man nur grössere oder kleinere Teile des gemeinsprachlichen Wort- und Formenschatzes herüber, welche dann als Fremdworte neben die Erbworte der Mundart treten. So entsteht, was den Lautstand betrifft, eine heterogene Mischung. Bremer[1]) drückt sich darüber folgendermassen aus: „Bei dem lebendigen Austausch, der heutzutage wegen des gesteigerten Verkehrs stärker als früher zwischen den Mundarten stattfindet, wandern die Worte und mit ihnen die Lautveränderungen. Gewisse Lauterscheinungen und Neubildungen, hier diese, dort jene, überschreiten das Gebiet, das ihnen von Hause aus zukam, und dringen in die Nachbarmundart bei der jüngeren Generation ein, in der Regel zunächst nur bei einer bestimmten Gesellschaftsklasse, besonders in den Städten, zum Teil vorläufig nur in vereinzelten Beispielen.“ Haag[2]) bemerkt, mit besonderer Beziehung auf das Schwäbische: „An den grösseren Mittelpunkten behauptet sich die Mundart nur mühsam in den niederen oder industriefremden Schichten. Die schwäbische Verkehrssprache diesseits, die rheinfränkische jenseits der heutigen Landesgrenze führt dort zu Mischungen von sehr schwankendem, unsicherem Charakter; ein und dasselbe Wort erscheint beim selben Individuum oft in einem Satz in verschiedenen Formen.“ Rousselot schreibt von der Mundart seines Heimatsdorfes Cellefrouin und des Thales der Sonnelle:[3]) „Les transformations philologiques de cette époque ancienne présentent un caractère particulier: elles coïncident pour la plupart si exactement avec les limites des paroisses, qu'elles suffiraient presque toutes seules à determiner les divers

---

[1]) Beiträge zur Geographie S. 7.
[2]) Baarmundarten S. 107—108.
[3]) Modifications phonétiques S. 348.

groupes qui s'étaient formés au sein de la population. Mais bien différentes sont les modifications contemporaines, celles dont nous pouvons embrasser à la fois les premiers débuts et les derniers développements. Celles-ci ne suivent qu'une seule direction géographique et ne paraissent dépendre que des seules conditions physiques des lieux et des habitants. Nous avons vu les mouvements phonétiques partir d'un point déterminé, remonter graduellement la vallée sans que les divisions par communes soient pour rien dans leur marche, se propageant aux centres les plus actifs, débutant par les mots d'un usage le plus commun, s'annonçant à l'avance dans des lieux écartés, retardés ou accélérés par l'apport dans la population indigène d'éléments étrangers de provenances diverses, saisissant au berceau les enfants et respectant les vieillards, mais parfois entraînant les personnes mûres qui suivent par un choix volontaire et réfléchi, tantôt s'avançant pas à pas, parfois même reculant en deça des positions acquises pour recommencer de nouveau, jusqu'à ce qu'enfin ils se fixent, effaçant toutes les inégalités, comme s'ils n'avaient rencontré aucun obstacle et triomphé d'un seul coup."

3. So kann es uns nicht wundern, wenn wir auf den grossen Kartenwerken der deutschen Mundarten keine Regelmässigkeit der Einzellaute vorfinden. Man hat hier in verdienstlicher Weise mit grosser Sorgfalt die Geographie der Einzellaute zu geben versucht, indem man für jeden einzelnen eine grössere Anzahl vielgebrauchter Worte oder Äusserungen zu Grunde legte. Aber je grösser hier der Bruchteil der aus der Kultursprache stammenden Fremdworte war, desto mehr zeigte sich dem Bearbeiter ein Schwanken und eine Unsicherheit der geographischen Grenzen. So bieten also diese Kartenwerke weniger eine Statistik des mundartlichen Lautsystems, als vielmehr eine Übersicht über den teils mundartlichen, teils kultursprachlichen Wort- und Formenschatz: die schrittweise Verdrängung der Mundarten durch die Kultursprache wird anschaulich dargestellt.

4. Das Ergebnis der grossen Kartenwerke ist also ein anderes als das erwartete. Ferner hat sich, abgesehen von dem fremdsprachlichen Bruchteil, gezeigt, dass die einzelnen Lauterscheinungen sich nicht immer decken.[1]) Und von sach-

[1]) Doch bemerkte Bremer (Ethnographie S. 750) über die Sprachatlanten

kundiger Seite ist daraus der Schluss gezogen worden, dass es überhaupt nur allmähliche Übergänge, nicht aber eigentliche Mundartgrenzen gebe: der Begriff der mundartlichen Sprachgemeinschaft sei nur *in abstracto* vorhanden und für praktische Zwecke allerdings nicht zu entbehren. Dagegen ist erstens zu bemerken, dass die Anwendung desselben Schriftsymbols seitens der Gewährsmänner noch nichts für die phonetische Identität zweier Laute bedeutet: denn man weiss, wie wenig es auch dem sorgfältigsten Beobachter möglich wird, die mundartlichen Lautverschiedenheiten graphisch zu symbolisieren. Zweitens spricht gegen diese Annahme die Erfahrung: denn zuverlässige Feststellungen über den thatsächlichen Bestand von Mundartgrenzen liegen in genügender Anzahl vor.[1]) Drittens haben wir an das früher gesagte zu erinnern, dass nicht die Einzellaute der Mundarten jeder für sich, sondern das betreffende, auf der Artikulationsbasis beruhende Lautsystem für den Hörer die Eigenart einer Mundart bedingt. Wir kommen damit auf

---

G. Wenkers und H. Fischers: „Auch für den Fall, dass sämtliche Linien dieser beiden Kartenwerke genau den Thatsachen entsprechen, würde das Ergebnis sein, dass wir neben zahllosen allmählichen Übergängen deutlich eine grosse Anzahl von Hauptlinien heraus erkennen, die jene grossen Dialektgruppen begrenzen, welche die alten Stammesgebiete reflektieren. Diese Hauptlinien fallen freilich nicht immer ganz genau, Dorf für Dorf, zusammen.“ — Auch Haag (Baarmundarten S. 94) kommt zu dem Ergebnis: „Wichtige Grenzen erscheinen fast nie allein; sie sind immer mit andern zu Bündeln vereinigt bis auf ganz kurze Strecken ...; infolgedessen sind weite Gebiete oft von keinen namhaften Grenzen durchzogen, d. h. die Vereinigung einer Reihe von Orten zu einer weitgehenden Sprachgemeinschaft ist Regel.“

[1]) Über Mundartgrenzen im Romanischen vgl. die sehr lesenswerte Abhandlung von Horning. Im besondern ist bis jetzt eine Grenze festgestellt zwischen Katalanisch und Kastilianisch (P. Meyer, Romania 1876, S. 505 Anm.); zwischen Katalanisch und Aragonesisch (de Tourtoulon, Rev. d. langues rom. 1890, S. 148); zwischen Katalanisch und Provenzalisch (de Tourtoulon, Rev. d. langues rom. 1890, S. 147); zwischen Gaskognisch und Französisch (P. Meyer, Romania 1877, S. 633; Suchier, Gröbers Grundriss I, S. 597); zwischen Französisch und Provenzalisch (de Tourtoulon und Bringuiers treffliche Studie; Suchier, Gröbers Grundriss I, S. 597—599); zwischen Pikardisch und Französisch (P. Passy, Changements phonétiques S. 15); zwischen Pikardisch und Wallonisch (J. Simon, Mélanges Wallons 1892, S. 99—110); zwischen Provenzalisch und Galloitalisch (de Tourtoulon, Rev. d. langues rom. 1890, S. 155—170; W. Förster, Gröbers Zeitschrift 1893, S. 176); zwischen Venezianisch und Friaulisch (Gartner, Rätoromanische Grammatik S. XXIII). Für die deutschen Mundarten verweise ich auf Bremers Karte bei Brockhaus.

die „konstitutiven Faktoren“ zurück, deren Wirkungen einen hauptsächlichen Gegenstand dieser Untersuchung gebildet haben. Schon vor mehreren Jahren hat Friedrich Kauffmann wiederholt eindringlich auf dieselben hingewiesen:[1]) „Man wird eine Mundart erst dann begreifen können, wenn die konstitutiven Sprachfaktoren festgestellt sind . . . welche die einzige Quelle abgeben, die Mundarten unter sich zu vergleichen und abzugrenzen. ... Da es nicht gelungen ist, nach der phonetischen [oder gar graphischen] Verschiedenheit einzelner Laute feste Grenzlinien in sich geschlossener Mundarten zu ziehen, da für die Einteilung und Abgrenzung der Mundarten gerade die gewöhnlich nicht geschriebenen Lautelemente massgebend sind, ist persönliche Erfahrung unter allen Umständen erforderlich. Die alte Grenze zwischen dem alemannischen und fränkischen Dialekt wird sich auf ihrem Verlaufe durch Württemberg nur noch mittelst der verschiedenartigen Tonbewegung ('singen') der ursprünglich fränkischen und ursprünglich alemannischen Orte gewinnen lassen. Scheinbar identische Laute angrenzender Mundarten können in ganz verschiedenen phonetischen Vorgängen begründet sein, von der gerade an der Grenze intensiveren Sprachmischung abgesehen.“ Und später, in seiner Geschichte der schwäbischen Mundart,[2]) spricht er es noch bestimmter aus: „Die Ansicht, wonach Dialektgrenzen überhaupt nicht existieren, wonach es nur Grenzlinien einzelner Lauterscheinungen gebe, eine Mundart sich erst umgrenzen lasse, wenn eine überwiegende Majorität zusammenfallender, gleichbegrenzter Lauterscheinungen konstatiert sei, was nach seitheriger Erfahrung nur sehr vereinzelt zutrifft — diese Ansicht lässt ausser acht, dass die charakteristischen Merkmale einer Mundart viel weniger in den einzelnen Lauten, als in konstitutiven Faktoren wie Accent, Betonung, Quantität u. a. liegen, die nur viel zu wenig erforscht sind.“ In den Sprachatlanten sind die konstitutiven Faktoren, Artikulationsbasis sowohl als accentuelle Gliederung, nicht dargestellt. Deshalb aber auf ihr Nichtvorhandensein zu schliessen, das ist ein Irrtum, der nach allem Bisherigen keiner Widerlegung mehr bedarf.

---

[1]) Dialektforschung S. 388. 422.

[2]) Schwäbische Mundart S. 33.

5. Diese konstitutiven Faktoren gelten in den alten mundartlichen Sprachgemeinschaften, trotz des Eindringens der Kultursprache, noch heute.[1]) Denn, wie wir in § 18 sahen, kann sich die Normierung naturgemäss mehr nur auf den Wortbestand erstrecken: für das Phonetische fehlt es einerseits an an einem unbedingt geltenden Vorbild, und andererseits sind diese Faktoren, wie wir uns überzeugt haben, viel zu fest, als dass sie sich jemals ganz beseitigen liessen. Bei Artikulationsbasis und Gliederung ist, wie jeder an sich und anderen täglich beobachten kann, dem Erwachsenen nur in sehr geringem Masse eine absichtliche Änderung möglich. Daraus erklärt es sich, dass es innerhalb der modernen Kultursprachen ebenso viele phonetisch verschiedene Gebiete giebt, wie zuvor Mundartgebiete. So sagt Bremer:[2]) „Das sogenannte Schriftdeutsch wird nirgends, selbst auf der Bühne kaum, völlig rein gesprochen, hat überhaupt nur eine ideelle Existenz. Besonders die Aussprache beruht überall auf der Mundart. Auch einem gebildeten Mecklenburger, Sachsen, Schwaben, Österreicher, wenn er auch ein noch so gutes Deutsch sich zu sprechen bemüht, hört man es sofort an, wo seine Wiege gestanden hat. Also auch innerhalb der deutschen Gemeinsprache kann man von mundartlichen Besonderheiten sprechen.“ Und im besonderen bemerkt er: „es giebt z. B. eine thüringisch-obersächsische, eine brandenburgische, schlesische, nordniedersächsische, bayrisch-österreichische *κοινή*.“[3]) Auch in Frankreich, wo mir allgemeinere Angaben fehlen, scheint die Sachlage nicht anders zu sein. Auch hier treten an die Stelle der alten Mundartgebiete provinzielle Modifikationen der Kultursprache. So kann Rousselot[4]) nicht umhin, sein Erstaunen darüber auszusprechen, dass das Patois seines heimatlichen Thals statt durch Normal-

---

[1]) Haag (Baarmundarten S. 89) beobachtete „aktuellen Lautwandel“, d. h. solchen, der gegenwärtig vollzogen wird und naturgemäss ausnahmslos ist; und „älteren Lautwandel“, d. h. solchen, der in der Mundart früher vollzogen worden ist und neuerdings durch Fremdwörter aus Nachbarmundarten durchbrochen wird. „Organische Umgestaltung durch Lautgesetze, regellose Verschüttung durch Wörterimport, der Hauptgrund lautlicher Inkonsequenz, gehen nebeneinander her. . . . Für das Herrschaftsgebiet aktueller Lautgesetze haben wir nur Vollgrenzen, teils feste teils fliessende. Anders für älteren Lautwandel. Hier giebt es keine Gesetze mehr, nur noch Regeln.“

[2]) Brockhaus V, S. 27.

[3]) Beiträge zur Geographie S. 8.

[4]) Modifications phonétiques S. 323, 159; vgl. 321. 329. 331.

französisch durch die Gemeinsprache der Provinz verdrängt wird. „Malgré les moyens innombrables que possède le français pour s'implanter dans nos villages (l'école et les instituteurs, les voyageurs de commerce, les employés de l'administration, les familles étrangères, le service militaire), le Pays-Bas et le Nord restent les intermédiaires obligés entre le français et nous. ... L'influence exercée par le Pays-Bas est si considérable qu'aujourd'hui même où le français a attiré toute considération, on accepte de lui tout, même le patois.“ Die alten Sprachgemeinschaften überdauern, wie früher die Erlernung einer fremden, so nun diejenige der Kultursprache und bleiben, von Mischungen an den Grenzen abgesehen, trotz mancher Neuerungen dieselben. Der letzte Grund aber dieser Verschiedenheiten ist ein ethnologischer.

Bremer sagt über die deutschen Mundarten:[1]) „Die ältesten und zugleich auch die wesentlichsten Besonderheiten der deutschen Mundarten beruhen auf der einstmals abgeschlossenen Stellung der deutschen Stämme.... In der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. entstanden die grossen Volksstämme, aus denen die deutsche Nation erwachsen ist. Jeder Stamm war ein Volk für sich. Der Einzelne fühlte sich nur als Stammesgenosse, fühlte sich im schroffsten Gegensatz zu dem Angehörigen eines andern Stammes. Verkehrseinheit und folglich sprachlicher Austausch bestand nur zwischen den Gauen ein und desselben Stammes. Es bestanden im ersten Jahrtausend n. Chr. überall scharfe Stammesgrenzen, die zu Sprachgrenzen wurden, und dieselben sind zum Teil heutigentags noch nicht verwischt. Die fränkisch-schwäbische Grenze im nördlichen Württemberg wird, so schreibt 1884 ein Landeskind,[2]) 'nicht blos durch die Mundart markiert, sondern auch durch eine merkliche gegenseitige Abneigung zwischen den Franken und Schwaben, sofern heute noch Heiraten herüber und hinüber zu den Seltenheiten gehören.' Auf solchen alten Stammeseinheiten beruhen die Hauptgruppen der deutschen Mundarten bis auf den heutigen Tag. Noch heute scheiden wir wie vor $1^1/_2$ Jahrtausenden Bayrisch, Schwäbisch, Alemannisch, Fränkisch, Thüringisch und Sächsisch. Die Grenzen haben sich seit den Zeiten Clodwigs nicht erheblich verschoben.... Innerhalb

[1]) Brockhaus V, S. 27. 28.
[2]) Halm, Skizzen aus dem Frankenland, Schwäbisch Hall 1884.

jeder dieser grossen Gruppen hat es nun stets kleinere gegeben. Jeder Stamm setzte sich aus kleineren Stämmen zusammen, deren jeder wiederum für sich ziemlich abgeschlossen lebte und eine besondere kleinere sprachliche Gemeinschaft bildete. Aus der schwäbisch-alemannischen Gruppe sondert sich noch heute das Schwäbische als eine eigene Mundart aus, entsprechend der alten Stammeseinheit der Schwaben. ... Der Stamm der Niedersachsen setzte sich aus den Nordalbingiern, Westfalen, Engern und Ostfalen zusammen, und die niedersächsische Mundart zerfällt dem entsprechend noch heute in eine nördliche, westfälische, engrische und ostfälische; die Grenzen der letzteren drei sind jene alten Stammesgrenzen."

§ 21.
Der Ausdruck „Lautgesetz".

Nachdem wir die Kategorieen I—IV und damit den wichtigsten Bestand phonetischer Veränderungen als lautgesetzlich nachgewiesen haben, fragt es sich, ob für diese nach Ort und Zeit begrenzten Erscheinungen der Ausdruck Gesetz logisch gerechtfertigt ist.[1]) Die Gegner der Lautgesetze haben wiederholt an der Parallelisierung mit den sogenannten Naturgesetzen Anstoss genommen. Das traf aber nur die Auffassung Schleichers, der überhaupt das Sprechen als physiologischen Akt und die Sprachwissenschaft als Naturwissenschaft betrachtet und beurteilt wissen wollte. Innerhalb der neueren Sprachforschung ist man sich bald, wenigstens im Prinzip, darüber klar geworden,[2]) dass die Lautgesetze nur psychologische Gesetze sein können, und dass es unsere Aufgabe sein muss,

[1]) Vgl. Eucken (Grundbegriffe[2] S. 178 ff.): Mit dem Ausdruck „Gesetz" (*νόμος, lex*) bezeichneten die Alten die von den Menschen, bezw. von Gott bestimmten Satzungen; die Naturgesetze hiessen *ἀνάγκαι*. Erst die Stoiker, denen die Gottheit eine der Welt innewohnende Vernunft war, übertrugen den Ausdruck Gesetz auf die Regelmässigkeiten der Naturvorgänge. In diesem religiösen Sinn handhabte ihn auch das christliche Mittelalter. Die Neuzeit erst verstand unter den Gesetzen der Natur die elementaren und ursprünglichen Formen alles Geschehens, womit die Forderung strenger Allgemeingiltigkeit gegeben war. Und in unserem Jahrhundert suchte man solche allgemeingiltige Gesetze auch für die Geisteswissenschaften aufzustellen.

[2]) Siehe oben S. 71 Anm. 1.



den zunächst empirisch festgestellten Gesetzen durch Erkennung der Ursachen kausale Gesetze zu substituieren. Und dem Begriff empirischer, beziehungsweise kausaler psychologischer Gesetze genügen die betreffenden Erscheinungen in der That. Wilhelm Wundt, in seinen lichtvollen Ausführungen über den „Begriff des Gesetzes in der Geisteswissenschaft“, sagt von den Lautgesetzen: „sie beziehen sich nicht auf singuläre, sondern auf generelle Erscheinungen, sie beruhen zweifellos auf kausalen Verhältnissen, und sie bewähren neuen Erfahrungen gegenüber ihren heuristischen Wert.“[1]) Wir finden also darin die drei wesentlichen Merkmale des Gesetzes.

So steht nichts mehr im Wege, den Terminus „Lautgesetz“ nach wie vor zu gebrauchen. Im Gegenteil, er bezeichnet die thatsächlichen Verhältnisse weit besser als die neuerdings wieder üblich gewordenen Ausdrücke „Lautregel“ oder „Lautwechsel“. Nur wäre zu wünschen, dass künftig das Lautgesetz nicht mehr animistisch personifiziert, und nicht mehr von seiner „Wirksamkeit“ und seinem „Erlöschen“ gesprochen werde. Eucken in seinem fördernden Buche „über die philosophischen Grundbegriffe der Gegenwart“[2]) macht darauf aufmerksam, dass es ein Irrtum ist, „das Gesetz wie etwas von den einzelnen Geschehnissen abgesondertes und vor ihnen feststehendes zu behandeln, das auf sie eine Art von Zwang übe. Wie die neuere Wissenschaft das Gesetz versteht, erfolgt jene Ablösung des Allgemeinen von den einzelnen Fällen nur in unserer Betrachtung, nicht in einer realen Natur der Dinge.“ In Wirklichkeit wird bei den Lautgesetzen, so gut wie bei dem Naturgesetz von der Erhaltung der Energie, durch den Ausdruck „Gesetz“ nur das Vorhandensein jener drei Merkmale ausgesprochen. Mit den bisher unter Einem Gesichtspunkt geordneten Fällen lassen sich auch alle neu beobachteten auf eine und dieselbe Ursache zurückführen. In diesem Sinn können wir nach wie vor von „Lautgesetzen“ sprechen.

---

[1]) Logik [2] II, 2, S. 138.
[2]) Grundbegriffe S. 178.

Litteratur.

Ich habe hier nur verzeichnet, was mir bei Abfassung meiner Arbeit zur Hand gewesen ist. Vollständigkeit war nicht beabsichtigt.

Graziadio Isaia Ascoli, Saggi ladini I: Archivio glottologico italiano I, 1873. — Del posto che spetta al ligure nel sistema dei dialetti italiani: Arch. glott. ital. II, 1876, S. 111—160. — P. Meyer e il Franco-provenzale: Arch. glott. ital. II, 1876, S. 385—395. — Schizzi Franco-provenzali: Arch. glott. ital. III, 1878, S. 61—120. — Una lettera glottologica: Rivista di Filologia e d' Istruzione classica X, 1881, S. 1—71; Deutsch: Sprachwissenschaftliche Briefe von G. I. Ascoli, übersetzt von Bruno Güterbock, Leipzig 1887, S. 1—79. — L' Italia dialettale: Arch. glott. ital. VIII (1882—1885), S. 98—128. — Dei neogrammatici: Arch. glott. ital. X, 1886, S. 18—105; Deutsch: Sprachwissenschaftliche Briefe, übersetzt von Güterbock, Leipzig 1887 (S. 102 bis 221).

J. Baudouin de Courtenay, Vermenschlichung der Sprache (Virchow u. von Holtzendorff, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge N. F. VIII, Heft 173), Hamburg 1893. — Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen, ein Kapitel aus der Psychophonetik, Strassburg 1895.

Fritz Bechtel, Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre seit Schleicher, Göttingen 1892.

Otto Behaghel, Besprechung von Ziemers „Streifzügen": Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie III, 1882, Sp. 121—124. — Besprechung von Pauls Prinzipien[2]: Literaturblatt f. g. u. r. Phil. 1886, Sp. 441—443.

Dietrich Behrens, Über reciproke Metathese im Romanischen, Greifswald 1888.

Theodor Benfey, Einiges gegen die isolierenden Richtungen in der indogermanischen Sprachforschung: Orient und Occident I, 1862, S. 236. — Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, neuere Zeit VIII), München 1869. — Die Spaltung einer Sprache in mehrere lautverschiedene Sprachen: Göttinger Nachrichten 1877, S. 533—558.

Adalbert Bezzenberger, Besprechung von Osthoff und Brugmann, Morphologische Untersuchungen I: Gött. Gel. Anz. 1879, S. 641—669.

Maurice Bloomfield, On the probability of the existence of phonetic law: The American Journal of Philology V, 1884, S. 178—185.

Karl Bohnenberger, Mundartgrenzen und die Nordgrenze der alemannisch-schwäbischen Mundart: Alemannia XXVI, 1898, S. 249—256.

Franz Bopp, Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und

germanischen Sprache; herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von Dr. K. J. Windischmann, Frankfurt a. M., 1816. — Vergleichende Zergliederung des Sanskrits und der mit ihm verwandten Sprachen; I. (Wurzeln und Pronomina) Abh. d. Berl. Akad. Phil.-hist. Klasse, Jahrgang 1824, S. 117—148; II. (Reflexiv) Abh. d. Berl. Akad., Jahrgang 1825, S. 191—200; III. (Demonstrativum und Casuszeichen), Jahrgang 1826, S. 65—102; IV. (Demonstrativstämme), Jahrgang 1829, S. 27—47; V. (Pronomina und Wortbildung), Jahrgang 1831, S. 1—28. — Besprechung der Deutschen Grammatik von Dr. Jacob Grimm [zweite Auflage, Göttingen (Dieterichsche Buchhandlung). Erster Teil 1822; Zweiter Teil 1826]: Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Stuttgart und Tübingen 1827, Sp. 251—303. 725—759. — Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen [1] I, Berlin 1833. — Besprechung von Graffs Althochdeutschem Sprachschatz: Berliner Jahrbücher f. wissenschaftliche Kritik, 1835, Sp. 316—319. 321—327. 329—334. — Vocalismus oder sprachvergleichende Kritiken über J. Grimms Deutsche Grammatik und Graffs Althochdeutschen Sprachschatz mit Begründung einer neuen Theorie des Ablauts, Berlin 1836.

Karl Borinski, Grundzüge des Systems der Artikulierten Phonetik. Zur Revision der Prinzipien der Sprachwissenschaft, Stuttgart 1891, S. 19—31.

B. Bourdon, L'évolution phonétique du langage: Revue philosophique XXVI, 1888, S. 335—369.

Otto Bremer, Einleitung zur „Deutschen Phonetik" (Grammatiken deutscher Mundarten I), Leipzig 1893. — Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten in Form einer Kritik von Wenkers Sprachatlas des deutschen Reichs (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten III), Leipzig 1895, S. 7—17. — Ethnographie der germanischen Stämme: Pauls Grundriss d. germ. Philol. [2] III, S. 735—950.

Alexander Brückner, Zur Lehre von den sprachlichen Neubildungen im Litauischen: Archiv f. slav. Philologie III, 1879, S. 240—244.

Karl Brugmann, Nasalis sonans in der indogermanischen Grundsprache: Curtius und Brugmann, Studien zur griech. und latein. Grammatik IX, Leipzig 1876, S. 317—320 Anm. 1—5. — Zur Geschichte der Nominalsuffixe -as-, -jas- und -vas-: Kuhns Zeitschrift XXIV, 1879, S. 4—8. — Zur Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen: Techmers Zeitschrift f. intern. Sprachw. I, 1884, S. 226—256. — Erwiderung auf Georg Curtius' Schrift „Zur Kritik der neuesten Sprachforschung": Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft, Strassburg 1885, S. 43—128. — Bemerkungen zu J. Schmidts Beurteilung der neueren Entwicklung der indogermanischen Sprachwissenschaft: Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft, Strassburg 1885, S. 129 bis 144. — „Lautgesetz": Griechische Grammatik [2] (Iwan Müllers Handbuch der klass. Altertumswissenschaft II), München 1890, S. 10—13. — „Lautwandel": Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen [2] I, Strassburg 1897, S. 63—72; II, Strassburg 1897, S. 795—944.

Hermann Collitz, Besprechung von Osthoff-Brugmann, Morphologische Untersuchungen I: Anz. f. deutsches Altertum V, 1879, S. 318—323.

Georg Curtius, Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnis zur classischen Philologie: Programm des Vitzthumschen Gymnasiums, Dresden 1845, S. 1—50. — Einleitung zu: Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen sprachvergleichend dargestellt (Sprachvergleichende Beiträge zur griech. u. lat. Grammatik I), Berlin 1846. — Einleitung zu: Grundzüge der griechischen Etymologie I[1], Leipzig 1858. — Bemerkungen über die Tragweite der Lautgesetze, besonders im Lateinischen und Griechischen: Berichte der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, 1870, S. 1—39; und: Kleine Schriften, herausg. von E. Windisch, II, Leipzig 1886, S. 50—94. — Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung: Abhandlungen der sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse V, 1870, S. 185—261. Zur Kritik der neuesten Sprachforschung, Leipzig 1885.

Berthold Delbrück, „Die Lautgesetze": Einleitung in das Sprachstudium. Ein Beitrag zur Geschichte und Methodik der vergleichenden Sprachforschung (Bibliothek indogermanischer Grammatiken IV), Leipzig 1880[1] (S. 101—128) und 1893[3] (S. 112—130). — Die neueste Sprachforschung. Betrachtungen über Georg Curtius' Schrift zur Kritik der neuesten Sprachforschung, Leipzig 1885.

Raymond Dodge, Die motorischen Wortvorstellungen (B. Erdmanns Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte VIII), Halle a. S. 1896.

M. W. Easton, Analogy and Uniformity: The American Journal of Philology V, 1884, S. 164—177.

Benno Erdmann, Die psychologischen Grundlagen der Beziehungen zwischen Sprechen und Denken: Archiv f. system. Philos. II, 1896, S. 355—416; III, 1897, S. 31—48. 150—173.

Rudolf Eucken, „Gesetz": Die Grundbegriffe der Gegenwart historisch und kritisch entwickelt[2], Leipzig 1893, S. 173—186.

Hermann Fischer, Geographie der schwäbischen Mundart. Mit einem Atlas von 28 Karten, Tübingen 1895. — Geographie der schwäbischen Mundart: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte N. F. IV, 1895, S. 114—125.

Wendelin Förster, Beiträge zur romanischen Lautlehre. Umlaut (eigentlich Vokalsteigerung) im Romanischen: Gröbers Zeitschrift III, 1879, S. 481 bis 517.

Georg von der Gabelentz, „Die sprachgeschichtlichen Mächte": Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse, Leipzig 1891, S. 191—225.

Georg Gerland, Die Basken und die Iberer: Gröbers Grundriss d. roman. Philol. I, 1888, S. 313—334.

Maurice Grammont, La dissimilation consonantique dans les langues indoeuropéennes et dans les langues romanes (Thèse de Paris), Dijon 1895.

[**Egidio Gorra**, Dell' epentesi di iato (Studj di filologia romanza VI, 1893, S. 465—597) ist mir zu spät bekannt geworden].

Raoul de la Grasserie, Essai de phonétique dynamique ou historique comparée (Études de grammaire comparée), Paris 1891.

Jacob Grimm, Deutsche Grammatik I. [Flexionslehre], Göttingen 1819; II. [Wortbildungslehre], Göttingen 1826; I² 1822. — Über den Ursprung der Sprache (Sonder-Abdruck aus den Abhandl. der Berliner Akademie), Berlin 1851 ff.

Gustav Gröber, Genetische Sprachforschung: Grundriss der romanischen Philologie I, Strassburg 1888, S. 231—250. — Einteilung und äussere Geschichte der romanischen Sprachen: Grundriss d. rom. Philol. I, 1888, S. 415—437.

Carl Haag, Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes (Schwäbisch-alemannisches Grenzgebiet: Baarmundarten). Mit Karte: Programm der kgl. Realanstalt Reutlingen 1898, S. 88—110.

George Hempl, Language-rivalry and speech-differentiation in the case of race-mixture: Transactions and Proceedings of the American Philological Association XXIX, 1898, S. 31—47.

Victor Henry, Étude sur l'analogie en général et sur les formations analogiques de la langue grecque (Thèse de Paris), Lille 1883. — Besprechung von Brugmanns „Stand der Sprachwissenschaft": Revue critique, N. S. XX, 1886, S. 133—135. — Besprechung von Merlos „Cenni" und Schuchardts „Lautgesetzen": Revue critique, N. S. XXI, 1886, S. 221—226. — Antinomies linguistiques (Bibliothèque de la Faculté des lettres à Paris II), Paris 1896.

Otto Hirschfeld, Aquitanien in der Römerzeit: Sitzungsberichte d. Berliner Akademie 1896, 1. Hälfte, S. 429—456.

Hermann Hirt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der Indogermanen: Indogermanische Forschungen IV, 1894, S. 36—45.

Adolf Horning, Über Dialektgrenzen im Romanischen: Gröbers Zeitschrift XVII, 1893, S. 160c—187.

Wilhelm von Humboldt: Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt. Herausgeg. und erklärt von Dr. H. Steinthal, Berlin 1884.

Otto Jespersen, Zur Lautgesetzfrage: Techmers Internationale Zeitschrift für Sprachwissenschaft III, 1887, S. 188—216.

Gustaf Karsten, Sprecheinheiten und deren Rolle in Lautwandel und Lautgesetz: Phonetische Studien III, 1890, S. 1—10.

Friedrich Kauffmann, „Dialektforschung": Alfred Kirchhoffs Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung, Stuttgart 1889, S. 381—424. — Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit, mit Textproben und einer Geschichte der Schriftsprache in Schwaben, Strassburg 1890.

Axel Kock, Om Språkets förändring (Populärt vetenskapliga föreläsningar vid Göteborgs högskola III), Göteborg 1896, S. 130—167.

Gustav Körting, „Der Lautwandel": Handbuch der romanischen Philologie, Leipzig 1896, S. 147—161.

Paul Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, Göttingen 1896.

N. Kruszewsky, „Die Laute und ihre Gesetze“: Prinzipien der Sprachentwickelung, Techmers Zeitschrift für intern. Sprachwissenschaft I, 1884, S. 301—304; II, 1885, S. 260—268; III, 1887, S. 145—170 (Gekürzte Bearbeitung einer russischen Schrift, Kasan 1883).

Ernst Kuhn, Über den ältesten arischen Bestandteil des singhalesischen Wortschatzes: Sitzungsberichte der Münchener Akademie, phil.-hist. Klasse, 1879, 2. Hälfte, S. 399—434.

Salomon Lefmann, Briefwechsel zwischen Bopp und W. von Humboldt: Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft I—III (zwei Hälften und ein Nachtrag), Berlin 1891—1897.

August Leskien, Besprechung von Whitney-Jolly: Jenaer Literaturzeitung II, 1875, S. 98. — Einleitung in: Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen (Preisschriften d. Fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft XIX), Leipzig 1876.

Rudolf Lenz, Chilenische Studien: Phonetische Studien V, 1892, S. 272—292; VI, 1893, S. 18—34. 151—166. 274—301. — Beiträge zur Kenntnis des Amerikanospanischen: Gröbers Zeitschrift für rom. Philologie XVII, 1893, S. 188—214.

Richard Löwe, Die Ausnahmslosigkeit sämtlicher Sprachneuerungen: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 1891, S. 56—66.

Alfred Ludwig, Über den Begriff Lautgesetz: Sitzungsberichte der kgl. böhm. Gesellschaft d. Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Jahrgang 1894, IX. Heft, Prag 1895.

Anton Marty, Über den Ursprung der Sprache, Würzburg 1875. — Über subjectlose Sätze und das Verhältnis der Grammatik zu Logik und Psychologie: Vierteljahrsschrift f. wissenschaftl. Philosophie VIII, 1884, S. 56—94. 161—192. 292—340; XVIII, 1894, S. 320—356. 421—471; XIX, 1895, S. 19—87. 263—334. — Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung: Zeitschrift für wissenschaftliche Philosophie VIII, 1884, S. 456—478; X, 1886, S. 69—105. 346—364; XIII, 1889, S. 195—220. 304—344; XIV, 1890, S. 55—84. 443—484; XV, 1891, S. 251—284. 445—467; XVI, 1892, S. 104—122. — Über das Verhältnis von Grammatik und Logik: Symbolae Pragenses, Festgabe der Deutschen Gesellschaft für Altertumskunde in Prag zur 42. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1893, Prag-Wien-Leipzig 1893, S. 99—126. — Über die Scheidung von grammatischem, logischem und psychologischem Subject resp. Prädicat: Archiv f. system. Philosophie III, 1897, S. 174—190. 294—333.

Ferdinand Masing, Lautgesetz und Analogie in der vergleichenden Sprachwissenschaft: Jahresbericht d. St. Annenschule, Petersburg 1883, S. 1—54.

Rudolf Meringer und Karl Mayer, Versprechen und Verlesen. Eine psychologisch-linguistische Studie. Stuttgart 1895.

Pietro Merlo, Cenni sullo stato presente della grammatica ariana istorica e preistorica a proposito di un libro di G. Curtius: Rivista di filologia e d'istruzione classica XIV, 1885, S. 145—178.

Reinhold Merzdorf, Vocalverkürzung vor Vocalen und quantitative

Metathesis im Jonischen: Curtius und Brugmann, Studien zur griech. und lat. Grammatik IX, Leipzig 1876, S. 231—233.

Gustav Meyer, Besprechung von Curtius „Kritik": Litterarisches Centralblatt 1885, Sp. 309—310. — Besprechung von Regnauds „Lois phonétiques" und „Discours d'inauguration": Litt. Centralblatt 1888, Sp. 449—450.

Paul Meyer, Besprechung von Ascolis Schizzi franco-provenzali: Romania IV, 1875, S. 294—296. — Besprechung von Ascolis Erwiderung: Rom. V, 1876, S. 505—506. — Besprechung von de Tourtoulon und Bringuier: Rom. VI, 1877, S. 630—633. — Besprechung von de Tourtoulons Vortrag über die Einteilung der Mundarten: Rom. XX, 1891, S. 323.

Wilhelm Meyer-Lübke, Die lateinische Sprache in den romanischen Ländern: Gröbers Grundriss d. rom. Phil. I, Strassburg 1888, S. 351—382. — Romanische Lautlehre (Vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen I), Leipzig 1890.

Victor Michels, Metathesis im Indogermanischen: Indog. Forschungen IV, 1894, S. 58—66.

Franz Misteli, Lautgesetz und Analogie (Methodologisch-psychologische Abhandlung bei Gelegenheit der Schrift: Morphologische Untersuchungen von Osthoff und Brugmann I): Zeitschr. f. Völkerpsychol. XI, 1880, S. 365—474; XII, 1880, S. 1—26. — Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues (Neubearbeitung des Werkes von H. Steinthal 1861; Misteli und Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft II), Berlin 1893.

Friedrich Müller, Sind die Lautgesetze Naturgesetze?: Techmers Internat. Zeitschr. f. allgem. Sprachwissensch. I, 1884, S. 211—214.

Fritz Neumann, Die romanische Sprachforschung in den letzten beiden Jahren: Kuhns Zeitschr. XXIV, 1879, S. 189. — Über einige Satzdoppelformen der französischen Sprache: Gröbers Zeitschr. f. rom. Phil. VIII, 1884, S. 242—274. 362—412.

Costantino Nigra, La poesia popolare italiana: Rom. V, 1876, S. 417—452; in verbessertem Abdruck als Einleitung zu den: Canti popolari del Piemonte, Turin 1888, S. XI—XXXVIII.

Kristoffer Nyrop, Adjectivernes kønsbøjning i de romanske sprog, med en inledning om lydlow og analogi; Kopenhagener Diss., Kopenhagen 1886, S. 3—66.

Hermann Osthoff und Karl Brugmann, Einleitung zu den „Morphologischen Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen" I, Leipzig 1878.

Hermann Osthoff, Besprechung von Ascolis Studj critici II: Jenaische Literaturzeitung 1878, S. 485—487. — Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung. (Virchow und von Holtzendorff, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Heft 327), Berlin 1879.

Francesco d'Ovidio, D'un recente libro di Delbrück: Rivista di Filologia e d'Istruzione classica X, 1882, S. 346—357.

Gaston Paris, Über *u* > gallorom. *ü*, in der Besprechung von Lückings

Mundarten: Rom. VII, 1878, S. 129—130. — Besprechung von Ascolis Brief über die ethnologischen Ursachen der Sprachveränderung: Rom. XI, 1882, S. 130—133. — Les Parlers de France: Bulletin du Comité des travaux historiques, année 1887, Paris 1889; Revue des Patois Gallo-romans II, 1888, S. 161—175; Bulletin de la Société des Parlers de France I, 1893, S. 1—19. — Besprechung der Abhandlung von Wallensköld: Roman. XXIV, 1895, S. 458.

Paul Passy, Étude sur les changements phonétiques et leurs caractères généraux (thèse de Paris), 1890, S. 235—244.

Hermann Paul, Die Vokale der Flexions- und Ableitungssilben in den ältesten germanischen Dialekten: Paul und Braunes Beiträge IV, 1877, S. 320—332. — Zur Geschichte des germanischen Vokalismus: Paul und Braunes Beiträge z. Gesch. d. d. Spr. u. Litt. VI, 1879, S. 1—14. — Besprechung von Scherers „Zur Geschichte der deutschen Sprache“ [2]: Jenaische Literaturzeitg. 1879, S. 307—311. — „Lautwandel“: Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle a. S. 1880 [1], S. 40—60. — Besprechung von Brugmanns „Stand der Sprachwissenschaft“ und Delbrücks „Neueste Sprachforschung“: Litter. Centralbl. 1885, Sp. 814—817. — Besprechung von Schuchardts „Lautgesetzen“: Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. VII, 1886, Sp. 1—6. — Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle a. S., 1898 [3]; besonders II (Sprachspaltung), III (Lautwandel), IX (Urschöpfung), XXI (Sprachmischung), XXII (Gemeinsprache). — Lautgesetze: Grundriss der german. Philologie I [2], Strassburg, 1898, S. 121—127. 211—220.

August Friedrich Pott, Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, mit besonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen. Littauischen und Gothischen I [1], Lemgo 1833; II [1] (Grammatischer Lautwechsel und Wortbildung), Lemgo 1836.

Friedrich Ratzel, Der Ursprung und das Wandern der Völker geographisch betrachtet. (Erste Mitteilung: Zur Einleitung u. Methodisches): Sitzungsberichte der kgl. sächs. Ges. d. W. zu Leipzig. Philol.-hist. Klasse I, Leipzig 1898, S. 1—75.

Paul Regnaud, Besprechung von Curtius „Kritik“: Revue critique N. S. XIX, 1885, S. 501—504. — Éléments de grammaire comparée du grec et du latin I: Phonétique, Paris 1895 (S. XVII—XXV. 1—7).

Abbé Rousselot, Les modifications phonétiques du langage étudiées dans le patois d'une famille de Cellefrouin (Charente) Paris 1891 [Extrait de la Revue des Patois Gallo-Romans 1891].

A. H. Sayce, „Change in language“: Introduction to the science of language I, London 1880, S. 163—219).

Wilhelm Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache, Berlin 1868 [1], 1878 [2]. — Besprechung von Whitney-Jollys „Sprachwissenschaft“: Preuss. Jahrbücher XXXV, 1875, S. 106—111. — Besprechung von Fr. Müllers Aufsatz: Anzeiger für deutsches Alterthum X, 1884, S. 378—379. — Jacob Grimm [2], Berlin 1885, S. 155. 205—208.

August Schleicher, Über den Wert der Sprachvergleichung, Bonner Antrittsvorlesung vom 27. Juni 1846: Lassens Zeitschr. f. d. Kunde d.

Morgenlandes VII, 1850, S. 25—47. — Besprechung von Curtius' Tempora und Modi: Rheinisches Museum N.-F. V, 1846, S. 266—275. — Zur vergleichenden Sprachengeschichte [Zetacismus], (Sprachvergleichende Untersuchungen I), Bonn 1848. — Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht (Linguistische Untersuchungen II), Bonn 1850. — Einleitung in: Die deutsche Sprache, Stuttgart 1860[1].

Johannes Schmidt, Nachruf für August Schleicher: Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XVIII, 1869, S. 315—320. — Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, Weimar 1872. — Besprechung von Leskiens „Deklination": Jenaische Literaturzeitung 1877, S. 270. — Besprechung von Delbrücks „Einleitung": Deutsche Litteraturzeitung 1881, Sp. 118—120. — Das Suffix des Partizipium Perfekti Activi: Kuhns Zeitschrift XXVI, 1883, S. 329—331. — Antrittsrede: Sitzungsberichte der Berl. Akad. d. Wiss. 1884, II. Bd., S. 739—742. — Besprechung von Curtius' „Kritik": Deutsche Literaturzeitung 1885, Sp. 339—344. — Schleichers Auffassung der Lautgesetze [gegen Brugmanns „Bemerkungen"]: Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XXVIII, 1887, S. 303—312. — Schleichers Auffassung der Lautgesetze: Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XXXII, 1893, S. 419.

Heinrich Schneegans, Die affektische Diphthongierung in den romanischen Sprachen: Verhandlungen der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden, Leipzig 1897, S. 145—147.

Hugo Schuchardt, Phonétique comparée: Rom. III, 1874, S. 1—30. — Zu Försters romanischer „Vokalsteigerung": Gröbers Zeitschrift IV, 1880, S. 113—123. — Besprechung von Windischs Irischer Grammatik: Gröbers Zeitschrift für romanische Philologie IV, 1880, S. 140—155. — Sur le créole de la Réunion, Romania XI, 1882, S. 589—593. — Kreolische Studien [Portugiesisch, Spanisch, Französisch, Englisch in den Kolonieen] I—IX: Sitzungsberichte der Wiener Akademie CI, 1882, S. 889—917 (I); CII, 1883, S. 799—816 (II); CIII, 1883 [der Band war mir zur Zeit nicht zugänglich]; CV, 1884, S. 111—150 (IV); S. 151—161 (V); S. 881—904 (VI); CXVI, 1888, S. 193—226 (VII); S. 227—234 (VIII); CXXII, 1890, Nr. XII, S. 1—256 (IX). — Über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker, Berlin 1885. — Slawo-Deutsches und Slawo-Italienisches (Franz von Miklosich zum 20. Nov. 1883), Graz 1885. — Erwiderung auf Pauls Besprechung: Literaturbl. f. germ. u. rom. Philol. VII, 1886, Sp. 80—83. — Besprechung von Ascolis Brief über die Junggrammatiker: Literaturbl. f. germ. u. rom. Philol. VIII, 1887, Sp. 12—26. — Beiträge zur Kenntnis des kreolischen Romanisch: Gröbers Zeitschr. f. rom. Philol. XII, 1888, S. 242—254, 301—322; XIII, 1889, S. 463—524. — Beiträge zur Kenntnis des englischen Kreolisch: Englische Studien XII, 1889, S. 470—474; XIII, 1890, S. 158—162; XV, 1891, S. 286—305. — Romano-Magyarisches: Gröbers Zeitschr. f. r. Philol. XV, 1891, S. 88—123. — Besprechung von Passys Étude sur les changements phonétiques und Rousselots Modifications phonétiques: Literaturblatt f. g. r. Philol. XIII, 1892, Sp. 303—315.

Eduard Sievers, „Vom Lautwandel“: Grundzüge der Lautphysiologie zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogerm. Sprachen[1] (Bibl. indogerm. Grammatiken I), Leipzig 1876, S. 125—144. — „Lautwechsel und Lautwandel“: Grundzüge der Phonetik[4] (Bibliothek indogerm. Grammatiken I[4]), Leipzig 1893, S. 243—280.

Heymann-Steinthal, Über den Wandel der Laute und des Begriffs: Zeitschr. f. Völkerpsychologie I, 1860, S. 416—432. — Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft (Abriss der Sprachwissenschaft I), Berlin 1871.

Johan Storm, Besprechung von Passys Étude sur les changements phonétiques: Phonet. Studien V, 1892, S. 199—212.

Karl Stumpf, Besprechung von Martys „Ursprung der Sprache“: Zeitschr. f. Philos. LXVIII, 1876, S. 172—191.

Hermann Suchier, Besprechung von de Tourtoulon et Bringuier: Gröbers Zeitschr. f. rom. Philol. II, 1878, S. 325—326. — Die französische und provenzalische Sprache und ihre Mundarten: Gröbers Grundriss I, 1888, S. 561—605.

Bernhard Ten Brink, Dauer und Klang. Ein Beitrag zur Geschichte der Vokalquantität im Altfranzösischen, Strassburg 1879.

Rudolf Thurneysen, Keltoromanisches (Die keltischen Etymologien im Etymol. Wörterbuch d. rom. Sprache von Fr. Diez), Halle a. S., 1884, S. 10—16.

Ludwig Tobler, Über die Anwendung des Begriffes von Gesetzen auf die Sprache: Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie III, 1879, S. 30—52. — Besprechung von Pauls „Prinzipien“[1]: Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. II, 1881, Sp. 121—126.

Ch. de Tourtoulon et O. Bringuier, Étude sur la limite géographique de la langue d'oc et de la langue d'oïl (Extrait des Archives des missions, III. série, tom. III.), Paris 1876. [Mit einer Karte: diese nur bei dem Separatabdruck]. — Discours [sur les patois]: Revue des langues romanes, IV. série, tom. IV., 1890, S. 130—175.

Edward B. Tylor, Die Anfänge der Kultur. Deutsch von Spengel und Poske, 2 Bände, Leipzig 1873 (I, S. 160—237).

Karl Verner, Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung: Kuhns Zeitschr. f. vergleichende Sprachforschung XXIII, 1877, S. 97—130.

Wilhelm Vietor, Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen[3], Leipzig 1894, S. 262—306. — Besprechung von Passys Étude sur les changements phonétiques: Anzeiger f. indogerm. Sprache und Altertumskunde, IV, 1894, S. 6—10.

Philipp Wagner, Der gegenwärtige Lautbestand des Schwäbischen in der Mundart von Reutlingen. Zwei Teile: Programm der kgl. Realanstalt Reutlingen 1889, S. 15—96; Beilage zum Programm der kgl. Realanstalt Reutlingen 1891, S. 97—199. [Bes. S. 174—194, mit den dazugehörigen Tafeln]. — Französische Quantität (unter Vorführung des Albrechtschen Apparats). Vortrag auf dem V. deutschen Neuphilologentag in Berlin: Phonetische Studien VI, 1893, S. 1—17.

A. Wallensköld, Zur Klärung der Lautgesetzfrage: Abhandlungen Adolf Tobler gewidmet, Halle a. S., 1895, S. 289—305.

Philipp Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, Halle a. S., 1885.

William D. Whitney, Language and the study of language 1867; Deutsch von J. Jolly: Die Sprachwissenschaft, W. D. Whitneys Vorlesungen über die Prinzipien der vergleichenden Sprachforschung, München 1874, S. 35—158. — The life and growth of Language 1875. Deutsch von August Leskien: Leben und Wachstum der Sprache (Intern. wissenschaftl. Bibliothek XX), Leipzig 1876, S. 33—76. — On the Principle of Economy as a Phonetic Force: Transactions of the American Philological Association 1877, Hartford 1878, S. 123—134. — Further words as to Surds and Sonants, and the Law of Economy as a Phonetic Force: Proceedings of the American Philological Association, Juli 1882, S. XII bis XVIII.

Ernst Windisch, Keltische Sprache: Gröbers Grundriss der rom. Philol. I, 1888, S. 283—312. — Zur Theorie der Mischsprachen und Lehnwörter: Sitzungsberichte der Leipziger Gesellschaft der Wissenschaften XLIX (1897), S. 101—126.

J. Winteler, Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus in ihren Grundzügen dargestellt. Leipzig—Heidelberg 1876. [Besonders S. 129—131: Sandhierscheinungen.]

Ferdinand Wrede, Besprechung von Fischers Geographie der Schwäbischen Mundart: Anz. f. d. Alt. XXIV, 1898, S. 250—269.

Wilhelm Wundt, „Ausdrucksbewegungen“: Grundzüge der Physiologischen Psychologie[2] II, Leipzig 1880, S. 418—440. — Die Sprache und das Denken: Essays, Leipzig 1885, S. 244—285. — Über den Begriff des Gesetzes mit Rücksicht auf die Frage der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze: Philosophische Studien III, 1886, S. 195—215. — „Der Begriff des Gesetzes in den Geisteswissenschaften“ und „Logik der Sprachwissenschaft“: Logik der Geisteswissenschaften (Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung II, 2), Stuttgart 1895[2], S. 129—150. 353—361. — Die Ausdrucksbewegungen: Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, Hamburg und Leipzig 1897[3], S. 424—459.

Theodor Ziehen, „Sprache“: Leitfaden der Physiologischen Psychologie in 15 Vorlesungen, Jena 1893[2], S. 113—118. 200—204.

Hermann Ziemer, „Zur Geschichte der junggrammatischen Litteratur“: Junggrammatische Streifzüge im Gebiete der Syntax, Colberg 1882, S. 1—27.

Heinrich Zimmer, Besprechung von Scherers Zur Geschichte der deutschen Sprache[2]: Bezzenbergers Beiträge zur Kunde der indogerm. Sprachen III, 1879, S. 324—325.

